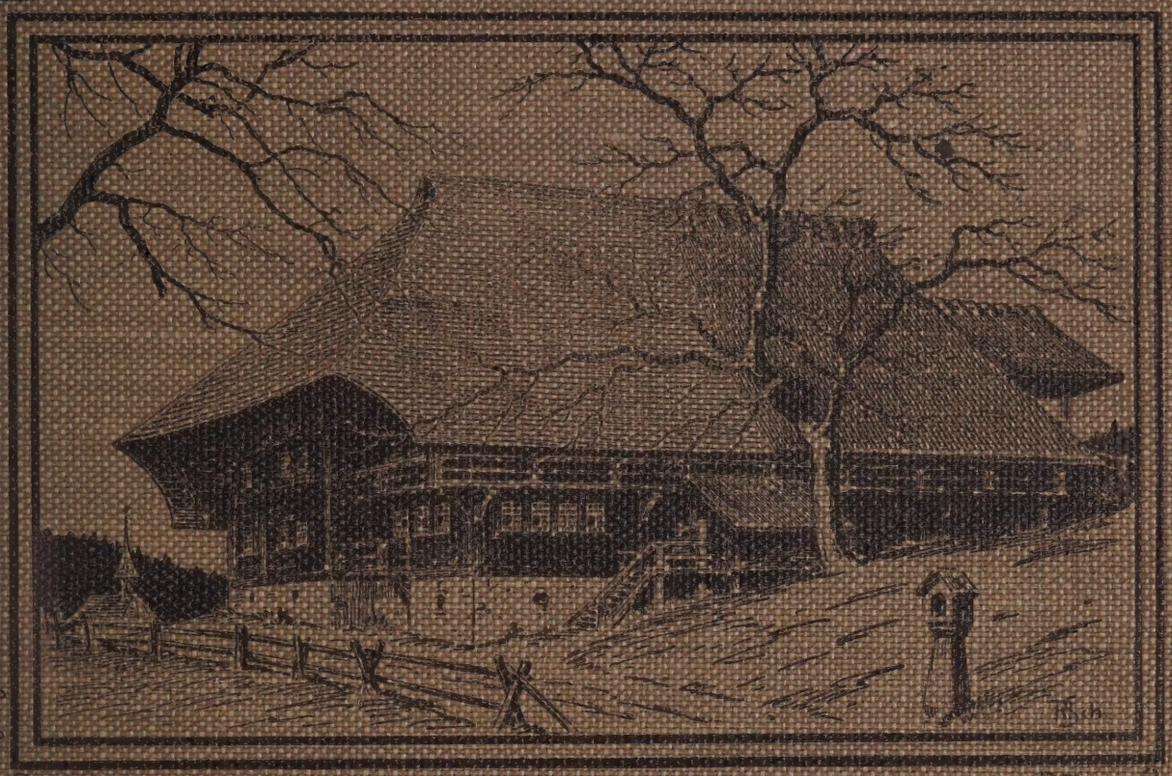
anxa
92-B
18248

Das alte malerische Schwarzwald-Haus



Die verschiedenen Bauarten,
das Äußere und Innere des Schwarzwaldhauses,
unter besonderer Berücksichtigung der alten
handwerksmäßigen Volkskunst
sowie der Sitten und Gebräuche
seiner Bewohner.

In Bild und Wort geschildert von R. Schilling.

Commissions-Verlag der Freiburger Druck- u. Verlags-Gesellschaft m. b. H. in Freiburg i. B.

Das alte malerische
Schwarzwald-Haus.

Eine Schilderung der verschiedenen Bauarten, des Äußeren und Inneren des Schwarzwald-hauses unter besonderer Berücksichtigung der alten handwerksmäßigen Volkskunst sowie der Sitten und Gebräuche seiner Bewohner

von R. Schilling.

Mit 152 Abbildungen nach Originalzeichnungen.

Freiburger Druck- und Verlags-Gesellschaft m. b. H.
in Freiburg im Breisgau.

Inhalts-Verzeichnis.

Geleitwort Sr. Exzellenz, des Herrn Geheimrats, Professors Dr. Hans Thoma . . . . . Seite V

Geleitwort des Herrn Stadtpfarrers a. D. Dr. Heinrich Hansjakob . . . . . „ VII

Vorwort des Verfassers . . . . . „ IX

Literaturverzeichnis . . . . . „ XII

Abteilung I. **Vom Schwarzwald und seinen Dörfern.** . . . . . „ 1
Lage und Gestalt, sowie bauliche und wirtschaftliche Verhältnisse der letzteren.
Mit 18 Abbildungen.

Abteilung II. **Die Bauart, das Äußere und Innere des Schwarzwaldhauses.** „ 25
(Unter besonderer Berücksichtigung der Dreisam- und Elztalbauten).
Mit 26 Abbildungen.

Abteilung III. **Die Wohnräume.** . . . . . „ 51
(Mit einer Würdigung der alten Handwerkskunst).
Mit 17 Abbildungen.

Abteilung IV. **Die kleinen Nebengebäude, charakteristischen Geräte usw.** . . „ 71
Mit 31 Abbildungen.

Abteilung V. **Bildstöckchen, Kreuze und Kapellchen, alte Dorfkirchen.** . . . „ 101
Mit 19 Abbildungen.

Abteilung VI. **Von den Doppelhöfen und Taglöhnerhäuschen.** . . . . . „ 111
Mit 8 Abbildungen.

Abteilung VII. **Die verschiedenen Bauarten der Schwarzwaldhäuser.** . . . .
a) Höhenhäuser . . . . . „ 121
b) Häuser der Täler . . . . . „ 130
c) Das Haus des nördlichen Schwarzwaldes im Besonderen . „ 144
Mit 31 Abbildungen.

Schlußwort . . . . . „ 151

Geleitwort Sr. Exzellenz, des Herrn Geheimrats, Professors Dr. Hans Thoma.

Das Buch von R. Schilling: „Das alte malerische Schwarzwaldhaus", erregt meine lebhafte Anteilnahme, was ja kein Wunder ist, da ich unter einem Bernauer Schindeldach zur Welt gekommen bin und im Bubenalter all die Winkel, die ein solcher Holzbau dem Spieltrieb bietet, durchstöbert habe — erlebt, nicht kennen gelernt habe, denn was für die Jugend so selbstverständlich in seinem Dasein ist, das will und braucht sie nicht, wie man so sagt, kennen zu lernen: man liebt es, man braucht sich keine Rechenschaft zu geben, warum; das Nest wird so etwas wie ein Teil des eigenen Ich.

In den Tagen des Alters, das wohl die Zeit des Rechenschaftablegens genannt werden könnte, freut man sich über jede Kenntnis, die man von anderen erhält und die einem etwa sagt: Deine Liebe zu deinem Heimatsnest war wohlberechtigt — auf solch intimer unbewußter Liebe, diesem Lebens- und Schöpferelement, kann sich wohl das Dasein in seiner Eigenart aufbauen.

Wie malerisch das Schwarzwaldhaus in der Landschaft, wie es in natürlicher Übereinstimmung aus dem Boden herauswächst, das empfinden wohl alle, die mit offenen Augen, was hier so viel bedeuten soll wie mit künstlerischen Augen, den Schwarzwald besuchen — und so ahnt man wohl, daß die Baumeister dieser Häuser ein angeborenes Künstlerbewußtsein gehabt haben müssen, so groß, daß ihr Schaffen durch Naturgesetze geleitet erscheint. — Es gibt ja auch viele gute Photographien, die uns mit der Schönheit des Schwarzwaldes bekannt machen wollen, es gibt Maler genug, die uns diese Reize übermitteln wollen, die, wenn sie modern sein wollen, mit blinzelndem Auge nur die Oberfläche als Erscheinung des Malerischen auffassen, doch freue ich mich, daß Schilling seine Zeichnungen in so schlichter, sachlicher Art gemacht hat, daß er keine Photographien bringt und keine malerischen Probleme zu lösen versucht, er ist gewissermaßen wie ein Führer der darauf hinweist und es uns zeigt, welch kluge Konstruktion und Anpassungsfähigkeit des Bausinnes dazu gehört haben, um das „Malerische Haus" hervorzubringen.

Was mich besonders an dem Schilling'schen Buche freut, als gerade in unsere neue deutsche Entwicklungszeit passend, ist, daß es ein Hinweis darauf ist, daß wir in der Heimat noch so gar viel Schönes zu erblicken haben an innigen Schätzen einer Volkskunst, welche die Gewähr bieten, daß echter Kunstsinn und

Kunstbegabung im Volke stets lebendig vorhanden ist, so daß gerade der deutsche Geist berufen sein wird, auch in den bildenden Künsten zu den größten Kunstwundern aufzusteigen, vor denen die durch fremde Götzen erzogenen Geister, wie es ihnen oft schon in anderen Kunstgebieten passiert ist, weichen müssen.

Durch den gewaltigen Ansturm der Feinde Deutschlands, der den Oberflächenfirnis der europäischen Kultur in Trümmer schlägt, leuchtet doch jetzt überall wieder uralte gesunde deutsche Volksart hervor, die nach Bejahung verlangt. Das ist aber jetzt notwendig, denn bis kurz vor Ausbruch des Krieges durften vom Geiste des Fremden besessene Schriftgelehrte es aussprechen, daß die Deutschen überhaupt kein Talent für Kunst besäßen — und merkwürdiger Weise — die Deutschen hörten es gerne — ihre Gelehrten sagten es ja.

Da jetzt fast alle Völker ringsum dem deutschen Wesen so feindlich sind, daß sie es zu vernichten trachten, so sind wir mehr als je darauf angewiesen, dies unser Wesen klar zu erkennen und uns auf dieses unser Erb- und unsern Erdenteil zurückzuziehen, um dadurch Kraft zum Ausharren und Siegen zu gewinnen.

So mag denn das, was die Feinde so böse gemeint haben, noch zu unserem Besten dienen müssen, da dies uns auf unser Eigenstes zurückgewiesen hat. Die Kraft eines Volkes kann in allen Dingen, also auch in der Kunst, nur aus dem eigenen Wesen hervorwachsen und in ihm sich erhalten, ohne zu erlahmen. Die besondere Pflege, die man der Kunst nach französischem Rezept l'Art pour l'Art angedeihen zu lassen sich verpflichtet fühlt, dürfte wohl einer Zeit Platz machen, in der die Kunst keiner Pflege mehr bedarf, sondern, aus ihren Spitälern entlassen, sich wieder frohgemut und unbekümmert von den Lebenswellen des Volkes tragen läßt. Mögen dann einheimische und fremde Nörgler sie klein, unbedeutend oder geschmacklos finden, sie braucht ihnen ja nicht zu schmecken! Es ist unsere Kunst!

Der Text zu Schillings Buch gefällt mir sehr gut; ich bin ja durchaus kein Kritiker, aber ich kann ihn wohl als Schwarzwälder Sachverständiger mit gutem Gewissen unterzeichnen.

Möge das einfache, in ehrlicher Liebe geschaffene Werk Schillings viele Freunde finden; es ist ein Beitrag zu dem Bestreben, im wiedererrungenen Frieden durch Erkennen unserer Heimat in unsern Tälern und Wäldern, auf ihren Bergen, an ihren Quellen reichlich Erholung an Leib und Seele zu finden, sodaß wir auch hierin am allerwenigsten vom Ausland abhängig sein werden.

Z. Zt. Marzell, im Juni 1915.

Hans Thoma.

Geleitwort des Herrn Stadtpfarrers a. D. Dr. Heinrich Hansjakob.

In den ersten Frühlingstagen dieses Jahres sandte mir ein persönlich völlig unbekannter Herr Schilling, wissenschaftlicher Zeichner an der Universität Freiburg, eine Anzahl Zeichnungen von Schwarzwaldhäusern und deren Innerm und bat mich, so sie mir gefielen, auch den Text dazu schicken zu dürfen.

Ich lehne es sonst grundsätzlich ab, anderer Leute Schriftstücke zu lesen und zu begutachten. Aber die Zeichnungen gefielen mir so gut, daß ich mich erbot, wenn ich nach Ostern in die Kartause nach Freiburg käme, etwas vom Text zu lesen. Es wurde Pfingsten, bis ich dahin kam, und eines Tages erschien Herr Schilling, brachte mir noch mehr Zeichnungen und einen Teil des Textes zu dem von ihm verfaßten und illustrierten Buche: „Das alte malerische Schwarzwaldhaus".

Die Zeichnungen gefielen mir immer besser, je mehr ich sah, und um den Text lesen zu können, erbat ich mir acht Tage Frist. Als nach deren Ablauf Schilling, ein in hohem Grade bescheidener, fast schüchterner Mann wiederkam, machte ich ihm mein aufrichtiges Kompliment für sein Werk, sagte ihm, was er wünschte, meine Empfehlung zu, sprach ihm meinen Dank aus, daß er sich so um das schöne, alte, auf das Absterben gesetzte Schwarzwaldhaus mit Schindel- und Strohdach annehme, für dessen Erhaltung ich mich schon oft in meinen Büchern ausgesprochen und gegen das von Feuerversicherungsgesellschaften, Staatsbehörden, Baukontrolleuren schon seit vielen Jahren ein Krieg geführt wurde.

Er erzählte mir nun, daß er, seit Jahrzehnten in Freiburg wohnend, in freien Tagen den Schwarzwald zu Fuß durchwandert und seine Studien für die alten Schwarzwaldhäuser, innen und außen, mit ganzem Herzen und voll Bewunderung für die in ihnen zutage tretende Volkskunst gemacht habe.

Schilling ist Zeichner von Fach und kein Maler, aber trotzdem liegt über seinen glatten, sorgfältigen Zeichnungen ein Hauch der Kunst und der Liebe, die ihn für den Gegenstand beseelte.

Ich bin weder Zeichner, noch Künstler und Kunstverständiger, ich beurteile die Werke der Kunst nur nach dem Empfinden, das sie in mir auslösen, war aber erstaunt, als ich von Schilling hörte, seine Bilder seien von sogenannten Sachverständigen und sachverständig sein Wollenden abgelehnt worden und er habe nirgends Hilfe zu seinem Unternehmen gefunden. Ich wollte nun von

kompetenteſter Seite wiſſen, ob ich falſch geurteilt habe und bat den Altmeiſter der Kunſt und geborenen Schwarzwälder, den Geh. Rat Dr. Hans Thoma, er möchte doch die Bilder anſehen. Er willigte ein. Schilling ſandte ihm Zeichnungen und Text. Welchen Beifall ſie beide bei dem berühmteſten Künſtler des Schwarzwaldes fanden, zeigt Thoma's vorliegendes Urteil. Damit iſt die Frage, ob das Werk in die Öffentlichkeit treten dürfe, widerſpruchslos gelöſt.

Ich wünſche nur noch, daß das Buch Schillings auf keinem Bauernhof, in keiner Werkſtätte, auf keinem Baubüro, in keinem Amtshaus und bei keinem Liebhaber des Schwarzwaldes fehle, auf daß man erkenne, was die alten Maurer, Zimmerleute und Schreiner, Schloſſer und Uhrmacher — ohne Schule und ohne Wanderſchaft in der Fremde — für Meiſter in der Volkskunſt, dieſer Mutter aller Künſte, geweſen ſind, und auf daß man in Stadt und Land einſehe, daß, wie in ſo vielen Dingen, das Alte das Beſſere und Schönere war, weil die Menſchen beſſere und größere Künſtler von Gottes Gnaden — ſelbſt im Bau und in der Einrichtung eines Bauernhauſes — geweſen ſind, und auf daß man endlich ſich dazu aufraffe, dem Schwarzwald ſeine alten Höfe zu erhalten und n e u e nur ſo zu bauen, daß ſie zum Schwarzwald, zu ſeinen Bergen und Tälern paſſen und nicht die Natur verſchänden, ſondern ergänzen — zur Freude aller derer, die den Schwarzwald lieben und vor allem zur Belehrung des Volkes, das im Schwarzwald wohnt und nicht mehr weiß, wie ſchön ſeine „altmodiſchen“ Häuſer und Möbel ſind.

H a s l a c h i. K., im Juli 1915.

H a n s j a k o b.

Vorwort des Verfassers.

Das Erkennen und Würdigen des Schwarzwaldes erfordert eine Seele mit angeborenem Natursinn und Empfänglichkeit für das Idyllische, Ruhige. Mit offenem Blick braucht sie in seinen Bergen nach Schönheiten keine Jagd machen; die sind so zahlreich vorhanden und lassen ihr eine so eigenartige Welt aufgehen, daß sie sich darin wohl fühlt und Langweile nicht zu befürchten hat.

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis eingehender Beobachtungen und Untersuchungen auf zahlreich ausgeführten Schwarzwaldwanderungen im Verlaufe der letzten zehn Jahre. Diese Wanderungen, die ich zunächst der Erholung wegen unternahm, machten mich bald vertraut mit den Schönheiten und Eigenarten des Schwarzwaldes, ließen mich bekannt werden mit seinen Bewohnern und ihren Bauten. Vieles dabei Gesehene reizte mich derart, daß ich es zu Papier brachte, ohne dabei an irgendwelche Verwendung zu denken. Erst als sich die Zeichnungen ansammelten, kam mir der Gedanke, die Arbeit zu vervollständigen und in Buchform herauszugeben. Hatte ich doch auf meinen Wanderungen auch reichlich Gelegenheit, Fremde und Kurgäste kennen zu lernen, deren Äußerungen auf mangelnde Schwarzwaldkenntnisse schließen ließen. Dies veranlaßte mich zunächst zu meinem Vorhaben, das ich auch dadurch gerechtfertigt hielt, daß die vorhandene illustrierte Schwarzwaldliteratur wohl die landschaftlichen Schönheiten, insbesondere die der Kurorte, in den höchsten Tönen besingt, die alten Bauten aber und die Schwarzwälder selbst, überhaupt das Volksleben, fast gar nicht oder doch nur wenig berücksichtigt. Und doch bietet das alles, wie mich die eigene Erfahrung lehrte, viel ungeahntes Eigenartige. Ja, ich möchte behaupten, daß man erst mit dem Studium der Schwarzwaldhäuser, der Schwarzwälder Bauern bei ihrer Arbeit, ihres Lebens in und außer dem Hause, den Schwarzwald völlig kennen und verstehen lernt.

Dem Schwarzwald, den Schwarzwäldern und ihren Behausungen ist so manches eigen, das, um es richtig zu verstehen, gewisse Kenntnisse voraussetzt. Nicht Jedermanns Sache ist es aber, sich eingehend in diese Verhältnisse einzuleben, sich mit den Schwarzwäldern zu beschäftigen, weil dazu meist die nötige Zeit fehlt. Dem abzuhelfen, die Kurgäste, die den Schwarzwald alljährlich aufsuchen, mit dem Nötigen vertraut zu machen, sie auf die intimen Schönheiten hinzuweisen, das ist die eine Aufgabe des Buches, die mich zu dessen Herausgabe bewog. Ich war deshalb bemüht, Wissenswertes aus dem Volksleben einzuflechten, soweit es sich mit der Anlage des Buches vereinbaren ließ. Es ist ja, gottlob, noch so Vieles erhalten geblieben, an dem wir uns erfreuen können. Nicht hoch genug kann man es den Schwarzwäldern anrechnen, daß sie so zäh am Althergebrachten hängen, sich so viel Eigenart bewahrt haben, sich ihre Wohnung und Kleidung nicht gänzlich durch städtischen Anstrich verderben ließen. Leider ist in dieser Beziehung schon viel gesündigt worden, viel Schönheit dabei unwiederbringlich verloren gegangen und deshalb sollte es eines Jeden Bestreben sein, zur Erhaltung des noch Vorhandenen beizutragen, alles aber zu vermeiden, was es noch mehr gefährden könnte.

Mit vorliegender Arbeit verfolge ich aber noch einen anderen Zweck. Wie alle anderen Gegenden und Gaue Deutschlands, ist auch der Schwarzwald vor umstürzlerischen Neuerungen auf dem Baugebiet nicht verschont geblieben. Ja, mehr wie anderwärts tritt dies in ihm in Erscheinung, denn im Schwarzwald baute man früher gänzlich aus Holz, während das jetzt mit Stein geschieht. Dies neue Baumaterial ist schon an und für sich geeignet, den Bauten ein anderes Aussehen zu verleihen; aber nicht genug damit, auch die früheren Bauformen wurden vernachlässigt oder ganz aufgegeben. Dieser Vorgang wurde und wird leider immer noch nicht in dem Maße

beachtet, wie es sein sollte, denn die stetig fortschreitenden Veränderungen sind durchaus nicht derart, daß sie, im Vergleich zum Früheren, Gleichwertiges schaffen. Jeder Schwarzwaldwanderer sollte hierauf sein Augenmerk richten und es nicht als eine Sache betrachten, die nur die Bauausführenden angeht. Man sollte bedenken, daß mit jedem alten Hause, das verschwindet, ein Stück Eigenart, ein trauter Bestandteil der Landschaft verloren geht. Und noch mehr sollte man beachten, was an dessen Stelle entsteht, denn man kann da als Ersatz Formen aufführen sehen, die sich nicht im geringsten dem Schwarzwald anpassen; die jeder Eigenart Hohn sprechen und die Gefahr nahe legen, daß alles heimischländliche unterdrückt und vernichtet wird: zum dauernden Nachteil der Schönheit des Landschaftsbildes.

Wenn man heute allenthalben bestrebt ist, Naturdenkmäler, seien es selten gewordene Bäume und Sträucher, Felspartien usw. vor Verderben oder der Ausbeutung zu bewahren, so ist das sehr zu begrüßen und verdient volle Unterstützung; aber man sollte dabei auch die Denkmäler alter Volkskunst nicht vergessen. Und als solche kann man die alten Schwarzwaldhäuser mit vollem Recht bezeichnen. Trotzdem sie mehr wie alles Andere zur Schönheit des Schwarzwaldes beitragen, sind sie doch in Mißkredit gekommen und werden abfällig beurteilt. Sie seien veraltet und unzeitgemäß, so heißt es allgemein. Das ist aber eine billig zu habende Ausrede, die des Beweises bedarf. Trotz ihres Alters sind die Schwarzwaldhäuser zweckmäßig bis ins Kleinste gebaut und entbehren dabei des Künstlerischen durchaus nicht. Woher käme es denn sonst, daß sie so reizend wirken und den Wanderer zum betrachtenden Verweilen geradezu auffordern? Oder fühlen sich etwa ihre Bewohner darin unglücklich? Mir, der ich doch so viele Höfe aufgesucht habe, ist kein Schwarzwälder bekannt geworden, der mit seinem Hause unzufrieden ist. Und ich möchte es auch bezweifeln, daß sich die Bauern in den neuen Häusern mit den gemauerten Wänden wohler und behaglicher fühlen. Sind die Neubauten errichtet worden ohne Rücksicht und Anlehnung an die alte Bauweise, so lassen sie auch noch die Schönheit vermissen, die aus all den alten Bauten zu uns spricht, und die sich ohne weiteres von selbst aus der zweckmäßigen Anlage und Bauweise ergab. Es dürfte daher kaum gelingen, diese alte Bauart durch eine bessere und zweckdienlichere zu ersetzen. Das ist leichter gesagt, als getan. All die Neubauten ohne Benützung der alten Formen oder Anlehnung an dieselben sagen es uns, denn sie stellen Entgleisungen dar, die zur Warnung dienen sollten. Es ist hohe Zeit, daß man diesen leichtfertigen Versuchen, die den Schwarzwald immer mehr verunzieren, ein Ende macht!

Für mich handelt es sich mit der vorliegenden Arbeit noch darum, auf die bereits angedeuteten Schönheiten der alten Bauart aufmerksam zu machen. Ich habe deshalb versucht, in Abteilung II das Bauernhaus des Dreisamtales eingehend zu schildern. Ferner habe ich in Abteilung IV die Doppelhöfe und Taglöhnerhäuschen dargestellt und in Abteilung VII all die oft sehr von einander verschiedenen Bauarten im weiten Bereich des Schwarzwaldes, mit anderen Worten, all das vorgeführt, was man als Schwarzwaldhaus bezeichnet. Wenn ich dazu, wie auch zu den anderen Abteilungen, ausschließlich Zeichnungen benutzte, so geschah dies nicht aus persönlicher Liebhaberei, sondern in der Meinung, daß es mir mit ihnen möglich sei, das Gebotene deutlicher zur Darstellung zu bringen, als ich es mit Hilfe der Photographie vermocht hätte. Mit letzterer, die mir meine Arbeit zwar bedeutend erleichtert hätte, ist dem Schwarzwaldhaus nicht gut beizukommen, denn dessen Schönheiten liegen nicht allein in den Umrissen und den Dachformen, sondern zum größten Teil unter dem vorstehenden, alles beschattenden Dache versteckt. Auch handelte es sich für mich nicht darum, die malerische Unordnung und Baufälligkeit der zum Teil sehr alten Häuser zu bringen, sondern nur einen Blick auf die schöne Bauart selber.

Von der beabsichtigten farbigen Wiedergabe einzelner Bilder, mit denen ich die schöne Wirkung der Häuser in der Landschaft sehr anschaulich zeigen wollte, mußte ich leider der hohen Kosten wegen absehen. Erforderte doch das Buch in seiner reichen bildnerischen Ausschmückung ohnehin schon von mir bedeutende finanzielle Opfer. Unterstützungen in dieser Hinsicht blieben mir aber versagt.

Bezüglich des begleitenden Textes hoffte ich anfänglich, daß sich dazu kundige und schriftgewandte Herren finden und gewinnen lassen würden, was sich aber ebenfalls als irrig erwieß. Ich habe deshalb meine Gedanken und Ansichten unter Benützung der einschlägigen Literatur niedergeschrieben, und ein junger begabter Schriftsteller, Herr R. Schneller, hat sich dann der Mühe unterzogen, einige Abteilungen stilistisch zu überarbeiten. Er hat hie und da in poetischen Worten das ausgedrückt, was ich zu sagen wünschte. Ihm sei hier nochmals Dank. Da Herr Schneller dem Rufe seines Vaterlandes gefolgt ist, habe ich versucht, die Abteilungen III, V, VII, sowie Vor- und Schlußwort selbst faßlich und verständlich zu

Papier zu bringen. Sollten sie sprachlich zu wünschen übrig lassen, so bitte ich den Leser um gütige Nachsicht. Daß der Text teils von mir selbst verfaßt, teils nach meinem Entwurf gehalten wurde, hat wohl den Vorzug, daß er sich in inniger Fühlung an den Abbildungen hält.

Zum Danke fühle ich mich ferner verpflichtet gegen Herren, die mir bei Herstellung dieser Arbeit ihre wertvolle Unterstützung zu Teil werden ließen. So Herrn Hofrat, Professor Dr. Pfaff für gütige Zuweisung einschlägiger Literatur; Herrn Architekten K. Luckscheiter für öfters gewährte Unterredungen, die mir Anregung und Belehrung in manchen Fragen brachten — ihn verließ ich nie ohne seine Aufmunterung und ohne neuen Mut, was ich um so dankbarer empfand, da auch mir, wie all denen ohne akademische Laufbahn, Enttäuschungen und zu bekämpfende Vorurteile nicht erspart bleiben sollten, Hemmnisse, deren ich mich durch eingehende Erkundigungen vor Angriff der Arbeit enthoben glaubte. Herrn Professor Dr. E. Krebs danke ich für freundliche Erklärungen auf religiösem Gebiet. Danken möchte ich hier auch Herrn Professor Dr. Wingenrot für gütigst gewährten Zutritt zu der städtischen Schwarzwaldsammlung und der gegebenen Erlaubnis zur zeichnerischen Wiedergabe einiger kostbarer Bestände derselben. Auch Herrn Privat Oskar Spiegelhalder in Lenzkirch, dessen Sammlung ich mehrmals zu dem gleichen Zwecke in Augenschein nehmen durfte, sei an dieser Stelle Dank gesagt.

Von anderer Seite wurden aber auch Zweifel laut, die meiner Arbeit jeden Wert absprechen wollten; auch glaubte man mich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß das vermutlich mangelnde Verständnis hierfür beim großen Publikum sie wenig einträglich machen werde. Solche Äußerungen waren freilich nicht ermutigend; aber sie konnten mich von der Vollendung der Arbeit doch nicht abhalten, denn diese Ansichten waren mir wohlbekannt und wunderten mich in keiner Weise. Die aus ihnen sprechende Gleichgültigkeit aber erklärt es mir, weshalb eine solche Verunstaltung des Schwarzwaldes und so bedauernswerte Veränderungen in seinem Volksleben möglich waren und um sich greifen konnten. Gerade dieses mangelnde Verständnis soll durch die vorliegende Arbeit geweckt werden. Daß sie diesen ihren Zweck erreicht, ist mein heißester Wunsch. Wenn man allerdings immer sicher gehen und sich erst vergewissern wollte, ob der Erfolg auch der aufzuwendenden Mühe und Arbeit entsprechen wird, dann dürften derartige Arbeiten gar nicht begonnen werden; aber die gefährdeten Schönheiten und Eigenarten des mir lieb gewordenen Schwarzwaldes ließen es mir doch wert genug erscheinen, den Versuch zu machen.

In der dem Buche mit gütiger Erlaubnis einverleibten Beurteilung seitens des Direktors der Staatsgalerie, Herrn Geheimrats, Professors Dr. Hans Thoma, sowie in dem Geleitwort des allverehrten Volksschriftstellers Herrn Stadtpfarrers a. D. Dr. Heinrich Hansjakob glaube ich den Beweis erblicken zu dürfen, daß meine Arbeit doch nicht ohne Wert ist. Wenn diese Kenner des Schwarzwaldes, dessen bedeutendste Männer auf ihrem Gebiet sie sind, meinen sehnlichst gehegten Wunsch erfüllten, meine Arbeit derart krönten, so sehe ich dies als eine mir zuteil gewordene hohe Auszeichnung an, die mich in dem Vertrauen bestärkt, daß das Buch nicht ohne Erfolg sein wird. Möge es dazu beitragen, das einheitliche Bauen im Sinne des alten, schönen, charaktervollen Schwarzwälder Baustiles zu fördern, und möge es ferner dazu verhelfen, daß das eigenartige Volksleben im Schwarzwald mehr Beachtung findet, daß man es achten und lieben lernt und dadurch verhütet wird, daß es durch die wechselnden sinnlosen Launen und Modeeinflüsse der Städte noch mehr an Reiz verliert; dann hat das Buch seine Aufgabe erfüllt.

Freiburg i. B., im August 1915.

R. Schilling.

Literatur-Verzeichnis.

Milke, R. Das deutsche Dorf. 1912.

Mehringer, Rudolf. Das deutsche Haus und sein Hausrat. 1906.

Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des bayer. Vereins für Volkskunst.

Sohnrey, Heinrich. Kunst auf dem Lande. 1905.

Schwindrazheim, Oskar. Kunst-Wanderbücher. 1907.

Schultze-Naumberg, Paul. Die Entstellung unseres Landes. 1905.

Meyer, Elard Hugo. Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert. 1900.

Trenkle, J. B. Geschichte der Schwarzwälder Industrie von ihrer frühesten Zeit bis in unsere Tage. 1874.

Hansjakob, Heinrich. Unsere Volkstrachten. 1892.

Fischer, Max. Unser Schwarzwald-Bauernhaus. 1904.

Eisenlohr, Jak. Friedr. Holzbauten des Schwarzwaldes. 1853.

Koßmann, B. Die Bauernhäuser im Badischen Schwarzwald. 1894.

Luchscheiter, K. Schwarzwaldsorgen. 1912.

Abteilung I.

Vom Schwarzwald und seinen Dörfern.

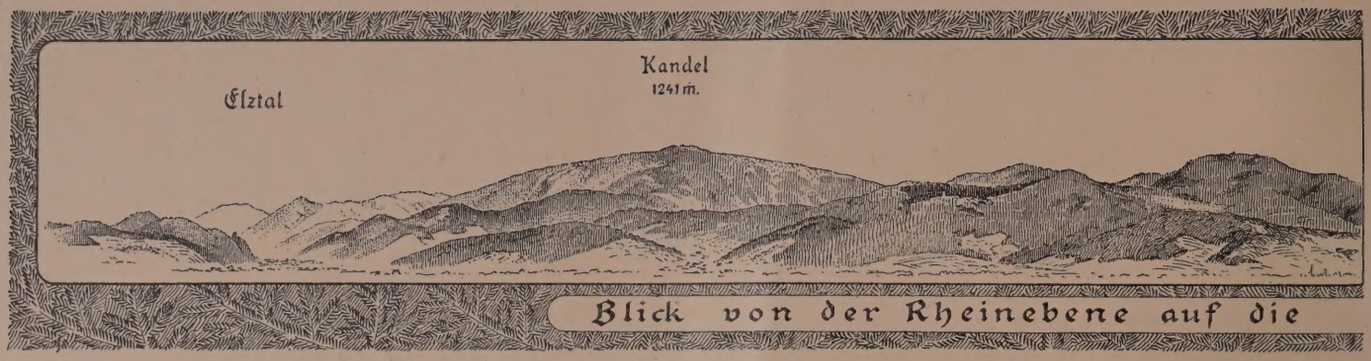
Die Lage, Gestalt, baulichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Letzteren.

Schwarzwald! Tannenduftend geht dein Wort durch die Seele. Du bannst, was dich kennt. Bilder weckst du, wie nur wenige sind, die ewig neu und ungeahnt bleiben, Bilder voll Schönheit und eigenen Zaubers. Da sind deine Landschaften: dunkle, jungfräuliche Wälder, Wälder und weite Hochmatten mit Gräsern seltener Farben und Formen. Ginster gelbt an deinen Berglehnen und klimmt sattblühend über deine steinigen Kämme, wo die letzten verwegenen, windverzausten, flechtenbewachsenen Zwergbäume stehen, und Disteln, silberige Disteln umlagern deine hochgelegenen Moore. Durch kühle Schluchten stürzen und rauschen helle, muntere Bäche, und riesig geballte und schroff drohende Felsen birgst du in vielen Verstecken. Tiefgründig, ganz in versunkenen Mulden ruhen, fernab von weidender Herden Glockengetön, still unheimliche Seen und andere breiten sich lachend frei und hell in der Sonne aus, von seltsamen Blumen umsäumt, und frischen, belebenden Winden fein gekräuselt. Und eigen wie du und ganz nur deiner besonderen Schönheit voll sind deine Bauten. Wo sind noch solch traute Bauernhöfe unter weitausladenden Schirmen schützender Dächer, da- und dorthin verlaufend, über alle Höhen und Täler zerstreut, mit diesen gastlichen Bauern, bedächtig und von kerniger Lebensfreude durchformt? So bist du eine kleine Welt, ganz für dich, nicht zu vergleichen mit den andern, und deine Eigenarten durchsetzen deine letzten Formen und Glieder; sie wachsen so eigen aus dir wie deine Landschaften, Bewohner und Bauten. Und nichts ist aufdringlich an dir. Man muß zu dir kommen, dich aufsuchen, sich dir ganz hingeben wie einer feinen Musik und immer wieder offen vor deinen stillen Reizen stehen, dich durchwandern, um immer zu sagen: ich glaubte dich zu kennen, du aber bist immer schöner und gehst mir wie eine Sonne anders und reicher auf!

Den Schwarzwald in seiner ganzen, weiten Ausdehnung sieht, wer von Karlsruhe nach Basel fährt. Steil steigt sein Relief aus der Rheinebene. Waldige Kuppen wallen auf, von lieblichen Tälern durchzogen, und Blicke lassen sich da erhaschen, von seiner Schönheiten Ahnen erfüllt, und heimlich gibt man sich das Versprechen, sie aufzusuchen.

Bis in seine höchsten Höhen entfaltet er sich da. Gleich zu Anfang, im nördlichen Teil, den die Kinzig abgrenzt, steht die Badener Höhe, breit lagert sich die Hornisgrinde hin, alles überschauend und dann der Kniebis. Noch streift der Blick diesen Rücken entlang, weit bergigen Wellen folgend, da taucht der Rücken des Hühner-

1



Blick von der Rheinebene auf die

sedel auf. Wir sind südlich gerückt, Lößterassen liegen vorgelagert und umbrüsten ihn lange Zeit, aber mit einem Mal öffnet sich der Blick, sein Bild wird frei, wir nahen uns Emmendingen, dann Denzlingen und entdecken hoch droben den Kandel. Wir wanken um eine Kurve, lange thront vor uns der Berg, bis neue Vorberge sich nah an die Bahn drängen und Freiburg auftaucht, ganz umrahmt von anders geformten Bergen. Wir verlassen langsam die Station, offener wird das Weichbild der Stadt, und während das Auge noch den Schauinsland umspielt, rücken wir am Lorettoberg vorbei zum Schönberg. Rebberge, dunkelgrüne Waldstriche und wieder Rebberge. Aber allmählich dämmen sie ab, und blauer wird die Ferne, schwarzblau die Kette der Berge. Hinten ziehen sich steilwandige Täler in die Berge, und diese hohe Kuppe, die wuchtig daliegt, ist der Belchen. Stahlblau und frei schaut er ins Münstertal hinab und weit über alle Berge und die breite Ebene. Ihm zur Seite, mächtig, doch bescheidener und in sanfterem Lichte, taucht dann bei Müllheim der Blauen auf. Der Schwarzwaldberge Beherrscher, höchster, stolzester, der Feldberg, bleibt freilich unsichtbar; er liegt mehr zurück und wird durch die Gebirgskette verdeckt.

Gewaltige, langgedehnte Hügel, da und dort von Tälern zerrissen, so liegt diese Kette da, in wechselvollem Spiele süßer und herber Bilder, zerfurcht und prächtig zugleich.

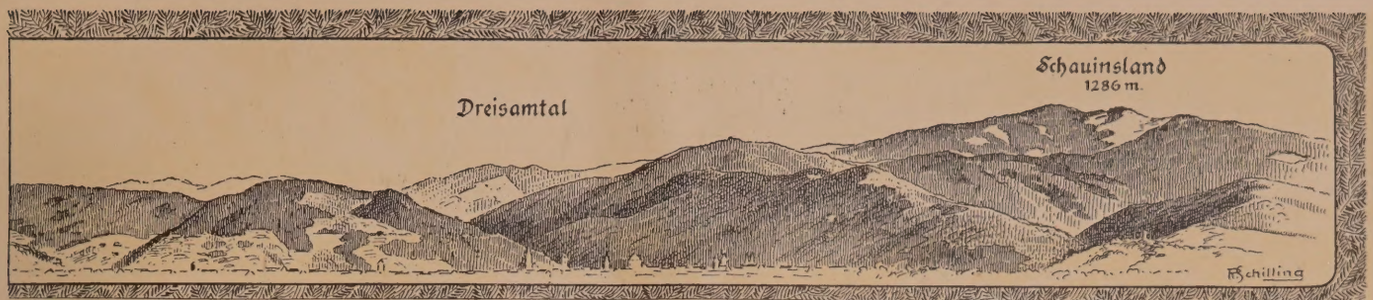
Zwischen diesen Vorbergen, Hügeln und auslaufenden Gebirgswellen betten sich viele reiche Ortschaften, von Rebgeländen umkränzt, Obstbäumen und Gärten, die im Frühjahr das ganze Land mit ihrer Blütenpracht überjubeln und dem Herbst edle Trauben und Früchte aller Art entgegenreifen. Wenige Burgruinen überragen sie da und dort, und wo die Täler münden, regt sich in kleineren und größeren Städten Handel und Gewerbe.

Quer durchlaufen größere Bahnen, dem Höllental und dem der Kinzig folgend, das Gebirge, und viele Lokalbahnen streben da- und dorthin in die Täler, ihre Bewohner dem Verkehr anzuschließen, ihre Liegenschaften und vor allem den Wald zu erschließen und ihre frischen Waren rasch zum Markt zu führen.

Und den Wanderer setzen sie im Innern des Schwarzwaldes ab, um ihm den Weg zur Höhe zu verkürzen.

So bringen sie üppiges Aufblühen, aber alles Glück wirft auch seine Schatten von Bitterkeit. Die Industrie und der Verkehr, die sich bis in die verborgensten Winkel fressen und arbeiten, sind der Eigenarten und des friedlichen Lebens Untergang; die schlichte Natürlichkeit fängt an zu kränkeln, die einheimische Volkskunst droht zu ersticken, gedankenlos werden städtische Formen übernommen, und der Wunsch nach Modernem, Fremdem und all seinen Einrichtungen untergräbt mit steter Maulwurfsarbeit und fremder Gewohnheit Erwerb und Sitte, das Angestammte, echt Gewachsene und verwischt schöne, gesunde Eigenart.

So kommt es, daß der eigentliche Typus der Dörfer in den Haupttälern verwischt und teilweise schon gänzlich dahin ist. Immer mehr verschwinden alle Denkmäler echter Volkskunst. Die alten Bauernhöfe mit ihren charakteristischen, ausdrucksreichen Giebeldächern, die sich so bodenständig, einheitlich und künstlerisch in ihre Umgebung fanden, sind selten geworden, immer seltener. Öde Steinkasten, klotzig, geschmacklos und unkünstlerisch, sind an ihrer Stelle aufgetaucht, behaupten sich und greifen immer dreister und geschmackverderbender um sich. Immer mehr verblaßt die Liebe zum Herkömmlichen, immer mehr kommt das Alte abhanden. Der Schwarzwälder lüstert nach dem aufgeputzten Städter und seinen Einrichtungen, er findet seine eigene Tracht mehr und mehr verächtlich und erstrebt es, sie mit Modischem zu vertauschen. Seinen soliden Hausrat droht der Warenhauskrempel zu verdrängen, seine geräumige Wohnung die Regeln der düsteren Mietskasernen. So verliert er immer mehr seine innere Selbständigkeit, und im Glauben, vornehmer und besser, neuzeitlicher zu erscheinen, verirrt er sich immer mehr.



Schwarzwaldberge der Gegend Freiburg's.

Und gemischt wie die Bauten erscheinen die Dörfer in ihrer Bevölkerung, ein buntes Durcheinander bäuerlichen Volkes und zugewanderter Arbeiterschaft, die sich zum Teil aus dem jungen Geschlecht der guten Bauernhöfe rekrutiert und — von der Unzufriedenheit mit der heimatlichen Scholle getrieben — in den Fabriken neuer Sehnsucht Paradiese suchen, Handwerker, die in Mußestunden zum Acker fahren, kurz, ein Gewürfel mit ungleicher Arbeit, verschiedenartigen Interessen und entgegengesetzter Weltanschauung, die einheitliches Leben, Denken und Fühlen erwürgen und so ungesund alle Eigenarten überwuchern.

Und diese bedauernswerte Wahrnehmung wachsenden Verfalls macht man in fast allen Dörfern der Haupttäler und so tief hinein, als Industrie sich vorgearbeitet hat und Bahnen die verderbliche Nähe der Städte vor Augen führen. Die heimatliche Welt des Dorfes versinkt, überhämmert von der Industrie, getäuscht vom Blendwerk städtischen Glanzes.

Sollte man ihren Gestalten nach die Dörfer mit einer Bezeichnung belegen, so erschiene, sie Haufendörfer zu nennen, das Angemessene, darin Kirche und Rathaus den Kern bilden. Wirtshäuser und Handwerkerhäuschen reihen sich ihnen an und umsäumen die Straßen, indessen die Bauernhöfe mehr abseits liegen, versteckt in Gärten, von Wiesen umringt und frei, ohne gestrenge Pläne gruppiert. Hier gab es keine Vorschrift der Baupolizei; jeder ließ sich nieder, wo es ihm gut dünkte, und pflanzte Nußbäume um seinen Hof, die jetzt, von milder Gunst des Klimas treu bemuttert, in knorrigem Alter blühende Gärten überschatten und, wie die schützende Hennen ihre Flügel, breitlaubige Äste über die kleinen Bauten, Backöfen, Bienenstände, Brunnen, Bildstöckchen und Kreuze ausbreiten. Das sind wohl noch freundliche Bilder, die zutraulich machen, aber sie werden selten, immer seltener, häufiger dagegen die nüchternen, städtisch anmutenden Gebäude, die manchen Mißton in die Landschaft bringen. Die Höfe verlieren sich nach außen in weitem Umkreis im Gelände, zwischen den Äckern und Wiesen, die sich auf ebenem Talboden ausbreiten und reichen Ertrag bringen.

Der Wanderer wird in diesen Dörfern der Haupttäler wenig Freude erleben, ihn wird nur das wechselnde Gebirgspanorama interessieren. Er sieht so auch die Seitentäler einmünden, von hohen Bergen umsäumt und Wäldern weit umkreist. In ihnen weht noch reine Luft, und sie sind verschont geblieben von verderblichen Neuerungen, dank ihrer Abgeschlossenheit. Sie muß er aufsuchen, wenn ihn alter Schwarzwaldcharakter anlockt, wenn er ihre Bauart und die echten Schwarzwaldtrachten kennen lernen will, fernab von jeglichem Verkehr, in Verhältnissen und Lebensgewohnheiten, die Fremden Ansiedelung und Anpassung erschweren und verleiden.

Wenn hier von solchen Tälern gesprochen wird, sind vor allem die Seitentäler der Dreisam, der Elz, ganz besonders aber die der Kinzig damit gemeint. Dort wächst noch ungetrübte, unverfälschte Bodenständigkeit reinen Schlages. Schon wer einen flüchtigen Blick in sie wirft, wird sich vorstellen können, wie schön, wie freundlich sie sind. Die Mannigfaltigkeit ihrer Gliederung ist auch so rege, daß sie unmöglich ermüden kann. Bald sind es Talvorsprünge, bald hochgeschobene Hänge, kulissenartig dazwischengeschobene Gebirgsfalten, lange gerade oder neckisch gewundene Täler, die aus flacher Weite plötzlich sich zu schmalen Gassen verengend, zu abschüssigen Halden, Kohlengärten und verträumten Höfen führen. Manche haben sich in kniffligen Mulden versteckt, andere liegen auf kühnen Hängen und starren trotzig zu Tal. Wieviel Wechsel der Landschaft gibt es hier zu schauen!

Bald wird man inne, daß diese Ortschaften der Seitentäler anders in Gestalt und Anordnung sind als die schon geschilderten der Haupttäler, zumal ein Zusammenschließen von Höfen und Häusern zu Gruppen mangels geeigneten Platzes in den engen Täler nicht

Abb. 3. Das obere Dreisamtal mit den Einmündungen der Seitentäler.

angängig ist. Weit zerstreut liegen die Höfe in den weitverzweigten Tälern, inmitten ihres Besitzes, und die Bauern stoßen sich kaum mit den Ellenbogen.

Als anschaulicher Plan einer derartig verästelten Ortschaft kann der des Dorfes Mühlenbach bei Haslach im Kinzigtal dienen. Die Gemarkung breitet sich über mehrere Täler aus, in denen die einzelnen Höfe in weiträumigen Abständen eingestreut liegen, wie von sorgloser Hand gesät bis hinauf zum Gebirgskamm. Bis zu 300 m verlieren sie sich über der Höhenlage der unten sich um die Kirche scharenden Handwerker-, Söldner-, Schul-, Rat- und der unvermeidlichen Wirtshäuser.

Wie in einer Stadt Straßennamen die Übersicht und ein Zurechtfinden ermöglichen und erleichtern, tragen hier Täler und kurze Strecken Orientierungsnamen. Zinken oder Weiler sind es, die benannt sind. So z. B. Zinken Hagsbach oder Zinken Fannis der Gemeinde Mühlenbach. Und obschon der Boden, zerrissen und reich gegliedert, scheinbar jede Übersicht stört, bekommt man so doch den Eindruck einer weitläufig gruppierten Ortschaft, eines geschlossenen Körpers. Schon die Bodengestaltung gibt eine Abrundung, decken sich doch Gemarkungsgrenzen mit den natürlichen Schranken der umgebenden Höhenkämme. Alle Täler der Mühlenbacher Dorfbachszuflüsse gehören zu Mühlenbach, und alle Erzeugnisse der hoch und entfernt gelegenen Gehöfte fließen wie das dort entspringende Quellwasser talwärts zum Dorfzentrum, und die Kinder eilen hinab zur Schule und die Bauern Sonntags hinunter zur Kirche. Nur wenige Bewohner der Zinken Schulersberg und Hintergrund splittern ab. Der kürzere Weg zieht sie zur Kirche im Prechtal, und man kennt sie dort an ihrer besonderen Tracht, wo sie wie geduldet warten und demütig sanft als letzte das Gotteshaus betreten.

Doch nicht alle Gemeinden sind so glatt abgerundet wie diese Mühlenbacher Gemarkung. Es gibt solche, deren Gemarkung sich quer über Höhen und Täler erstreckt, oder die gleichsam Inseln im Gelände nachbarlicher Ortschaften haben, die einen Schulen- oder Kirchenbesuch bei der Sippe ausschließen. Ganze Täler und Höfe müssen so anderen Gemeinden angegliedert werden; ein Bauer kann wohl auf diese Weise in die wenig beneidenswerte Lage kommen, Abgaben an drei verschiedene Ortskassen klimpern zu lassen.

Wir deuteten schon an, wie eigenartig die Lebensgewohnheiten solcher Schwarzwalddörfer sind, und sie bringen oft solcherlei Entbehrungen mit sich, daß eine Anpassung Fremder sehr herb wäre. Es gelten da noch alte Erbrechte, die den Hof bald dem Jüngsten, bald dem Erstgeborenen zuerkennen, sodaß später die übrigen Familienangehörigen als Knechte und Mägde im elterlichen Hof zu dienen gezwungen sind, zumal der Zuzug fremder Dienstboten zu den seltenen Ausnahmen gehört. Das schnellt den Prozentsatz der Gebürtigkeit und Ortsansässigkeit dieser Gemeinden stark hinauf. Und diese Umstände halten die alten Volkstrachten, Sitten, Gebräuche und Bauart am reinsten, unverfälschtesten.

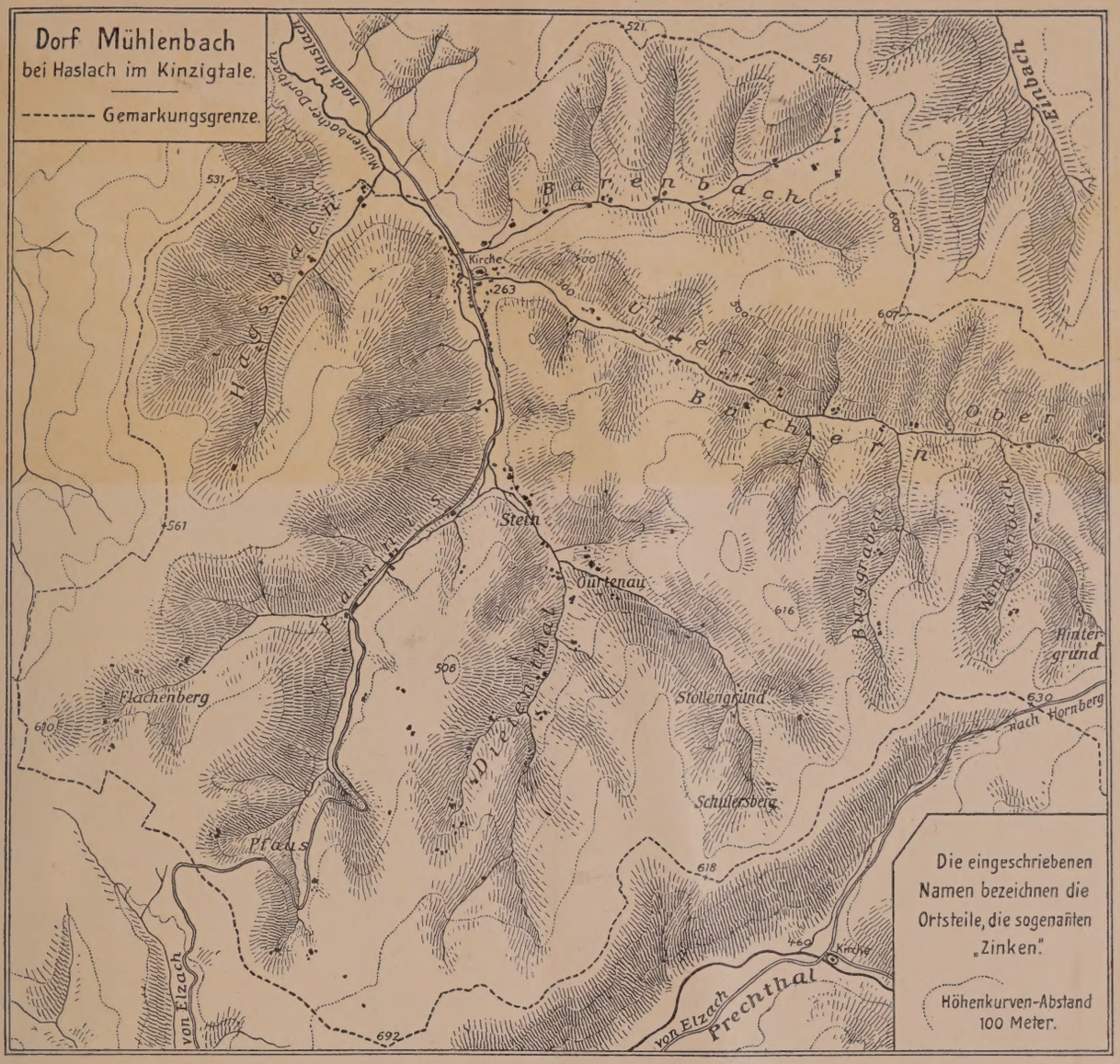


Abb. 4. Plan eines der verzweigten, abseits des Verkehrs liegenden Dörfer, in denen sich die alten Bauten, die Volkstrachten, Sitten und Gebräuche noch ziemlich erhalten haben.

Das sind denn auch die Täler, die das Auge auf Gefälligem schmeichelnd zur Ruhe und Betrachtung laden, gute Bilder reiner Tage. Da träumen noch die alten Höfe ihren friedlichen Schlaf unter überhängenden Strohdächern, da sind noch die stillen Giebel, die in der milden Abendsonne verklärt über die grünen Wiesen grüßen, die Häuser mit wettergebräunten Holzwänden, den Galerien, blinkenden Fenstern und roten Geranien in grünen Töpfen, mit den alten Pappeln, die dem Hause drohende Blitze fangen, Urbilder von Behaglichkeit und Ruhe.

Sie liegen in Buchten versteckt, wie dunkle Schiffe sicher geborgen, mit der ganzen Flottille kleiner Nebenbauten um sich herum, in traulicher Weltabgeschiedenheit Hier der Rufenhof, dort der Fixenhof und hinten der Hanselehof. Unten geht die Zeit ewig wechselnd vorbei, sie aber liegen da, kein störender Ruf erreicht sie, und spinnen in der Sonne den Traum weiter, den sie vor Jahrhunderten begannen, als sie die Urväter erbauten. Und nach diesen sind sie benannt, so will es der Brauch, auch wenn die Besitzer wechseln. Und keine Heirat und kein Todesfall kann daran rütteln, der Hof behält seinen Namen, der neue Besitzer übernimmt ihn und hält ihn hoch und ehrt ihn wie ein Adelswappen. Sein Familienname erlischt und gilt nur dem Gendarm. Und es gibt Dörfer, wie Mühlenbach, da tragen die Höfe

Abb. 5. Ein Schwarzwaldtal, in dem die alte Bauart noch gewahrt ist (Nach bei Elzach).

zum Geschlechtsnamen des Erbauers noch seinen Vornamen. Da ist ein Müllermichelshof, ein Schmiedjörgerhof, ein Kettererkasparhof. Andere Hofnamen erinnern sogar an das Amt eines früheren Besitzers. Klingt dies nicht aus dem Namen Schultheißenhof, dem Vogtshof oder Stabhalterhof? Dann sind wieder andere, ganz abgelegene; sie führen zuweilen den Namen der Gegend im Schild, darin sie liegen, wie der aus Hansjakobs Werken bekannte Grubhof in der Grub.

Und sie sind so organisch ihrer Umgebung angepaßt, daß sie in ihrer Form gleichsam den Bergrücken und Hängen nachgebildet erscheinen, aus deren Erdreich sie wachsen.

Wie ruhig liegen noch im Tal der Nach bei Elzach (Abb. 5) die Höfe; dorthin sind noch keine Bauverbesserer gedrungen. In keuscher Stilart lagern die Höfe auf ihren Wiesenteppichen den Berg hinauf. Und jeder einzelne hat sein persönliches Äußere, wie Chöre in den Gewändern einer vergangenen Zeit, die zu einem Bilde wundervoller Harmonie ein Lied singen.

Wer dächte nicht an den erfrischend urwüchsigen Eindruck des zu Siegelau gehörenden Tälchens (Abb. 6). Auf saftigen Anhöhen stehen dort die Höfe und sie scheinen auf den sich unten dahinschlängelnden Weg zu lächeln, breitspurig behäbig brüten sie da, moosüberwuchert, unter tief über sie herabgreifenden Strohdächern, unter denen die Katzen schnurrend neben den Alten liegen, die mit braunen, sehnigen Armen auf die Sensen losdengeln. Die bewaldeten Höhen ziehen ihre geschwungenen, weichen Baumwellen bis zu ihren Füßen, und angesichts ihrer blinkenden Scheiben wiegt sich das Korn, leuchtet der rote Mohn, Schafe und buntscheckige Kühe grasen in weitem Umkreis und Ziegen ummeckern die Kuhglocken. Reichverzweigte Bewässerungsgräben halten die Wiesen feucht, Hühner gackern hinter dem Haus und Gänse wackeln patschend durch die Pfützen.

Erlen und Birken und allerhand Gesträuch umrahmen die munteren Bergbäche, und manche Forelle glitscht über die glatten Steine, die unten im Tal blaugesotten die Schlemmer ergötzt. Aber nicht überall treiben die Bäche ihr lässiges Spiel, Stellfallen und Wehre dämmen und sammeln sie da und dort, und oft durchstürzen sie rauschend Mühlräder im Grund, helfen mit ihrer Kraft Baumriesen sägen, Hammerschmieden treiben, Korn mahlen, oder leuchten im elektrischen Licht nachts auf den Tisch beim Wirt, wo die Langweile bei manchem Schoppen Wein, neugierig Würfel aus dem Becher schüttelt.

Wie lieblich sind diese Bäche in ihrem Farbenspiel, die unser Altmeister Hans Thoma in schönstem Licht gemalt hat. Sie vertrocknen niemals, immer schnellen sie sich in unermüdlicher Kühle zu den Flüssen über moosbedeckte Felsblöcke, durch Gestein gezwängt oder aufgehalten, elegant um kleine Vorgebirge gleitend. Aber im Frühjahr, wenn oben der Schnee schmilzt, schwellen sie zu dicken Adern an, bohren wütend Löcher, tolle Trichter bildend, schäumen spritzend in die Höhe und überfluten dann zarte Wiesen und ertränken manches Vogelnest, das in vertrauensseliger Zeit zu tief hier gebaut wurde. Da sprengen sie Stege und Brücken und bringen manch Schulkind zum Weinen, das natürlich

Abb. 6.

Ein idyllisches Schwarzwaldtal
(Zu Siegelau gehörend).

in jenem Dorf noch williger zum Lehrer geht, als in der Stadt.

Und wie es in der Landschaft immer Neues, Anregendes, noch nicht Gekanntes gibt, so wechseln bunt die Bilder des Dorfes. Seltsame Trachten, die Blüten phantastischer Träume reifen dort in allen Farben und Formen, und es ist verwunderlich, wie lebhaft und abwechslungsreich ihre Erfindung ist und wie eigen die Gedanken und Wahl der Ornamente, die sie in winterlichen Stunden üppig ausgeheckt. Wer mitten in ein solches Bild prächtiger Trachtenentfaltung will, der muß sich einfinden, wenn die Talbewohner zur Kirche wallen, gemessen und froh im Sonntagsstaat, mit dem Schirm unter dem Arm, oder wenn sie in eiligerem Schritt,

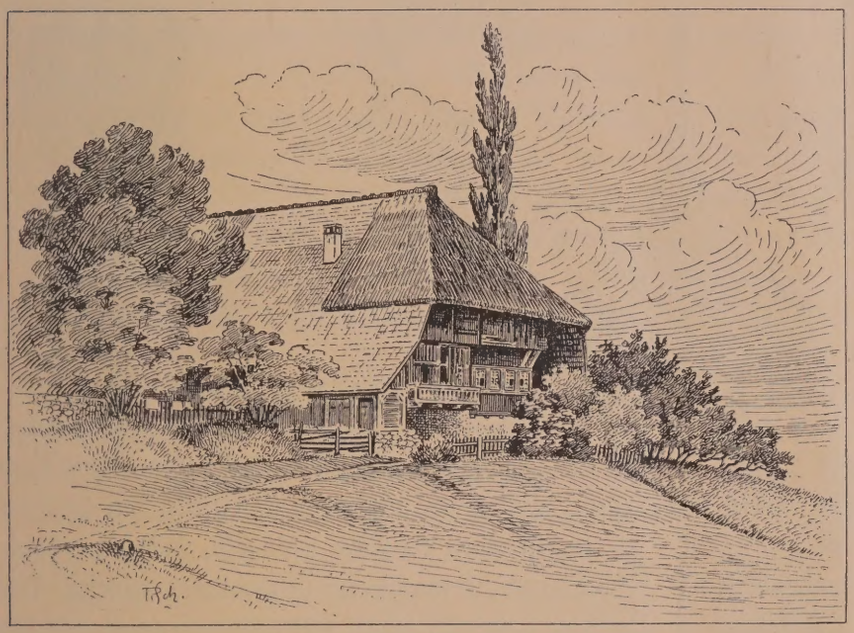


Abb. 7. Auf luftiger Höhe.

während drinnen die Orgel aus vollen Registern das „Ite" braust, herausfluten, munter schwatzend, Bäschen und Vettern begrüßend.

Vor allem die Frauen und Mädchen mit ihrem Kopfputz goldgestickter Kappen, ihren seidenen buntblumigen Tüchern, Bändern, Schürzen, die wie leuchtende Farbensymphonien sich über die Feiertagsfluren da- und dorthin entfalten, über die Matten heimwärts eilend, gleichen wandelnden Blüten.

Wer das kennt, der wünscht, daß es immer so bliebe, daß der billige Modetand des Warenhauses hier Halt machte, davor seine gewinnsüchtigen verderblichen Hände zurückhielte; denn was dem Städter taugt, ist nicht für den Wälderbauern. Er hat seine gute, solide, ehrliche Tracht und die soll ihm bleiben.

Nicht auf den äußeren glatten Schein hin ist diese Kleidung gerichtet, sie hat ihr charaktervoll Würdiges und eine feste Dauer, die weder vom Pariser noch Wiener Schneider abhängig ist. Und in der Wahl ihrer Stoffe und Zierate bestimmt sie das Dauerhafte, Gute, nicht die Kurzlebigkeit der Modefarbe. Und sie benötigt keine kostbaren Federn, ihr Schmuck ist ohne Brutalität, ohne jede Aufdringlichkeit. Nur die Elztäler Schäppeletracht verwendet wenig gefärbte harmlose Gansfedern. Stoff und Perlen sind das Lieblingsmaterial dieses Putzes, der durch seine Harmonie und Zusammenstellung über jede Modelaune triumphiert.

Schon eingangs wurde auf die schädlichen Einflüsse des Fremdenverkehrs hingewiesen und wir wollen dafür als Beleg die Feldberggegend und das Dreisamtal anführen. Dort sind die Trachten nur noch spärlich anzutreffen, wohingegen sie sich im weniger aufgesuchten Elztal noch gut erhalten vorfinden. Und im Kinzigtal prangen sie noch in ungetrübter Pracht. Jedes Dorf hat dort seine eigenen Formen und stolz sind sie auf ihre Trachten und sie bekennen es offen. Alle Sucht, ihrer Kleidung nach als etwas anderes zu erscheinen, ist ihnen ganz fremd und müßte ihnen verächtlich vorkommen. Nur in städtischer Kleidung wirkt der Bauer lächerlich, sie steht ihm nicht.

Auch ist zu bemerken, daß die Frauen viel zäher am Herkömmlichen hängen, als die Männer, die mehr modernisiert auftreten. Vielleicht muß man die allgemeine Wehrpflicht dafür verantwortlich machen, wo mancher Tölpel ihnen die Tracht durch Verulken zu verekeln sucht, und sie dann aus falscher Scham nach gedienter Zeit die alten Bräuche im Stich lassen.

Ist nicht eine Art von Ironie im heißen Bemühen der Vereine, die das rapide Verschwinden der Trachten mit aller Gewalt aufzuhalten versuchen, aber sie durch unbedachte Äußerungen selbst in Mißkredit gebracht hatten? Und geradeso ist es mit der Schwarzwälder Bauart; man fühlt das Schöne erst, wenn es unwiederbringlich sich zu verlieren droht.

In Trachten und Häusern, welch schmerzlicher Verlust, daß sich doch jeder der Pflicht bewußt würde, die ihn hier so dringlich ruft.

Halte man die heutigen, farblosen Kleider der Städter gegen die schönen verschwundenen alten Trachten, die

Abb. 8. Volkstrachten

sie abgelöst haben, erscheint es dann nicht durchaus wünschenswert, ja notwendig, die noch vorhandenen wenigstens zu retten? Denn nicht allein die bäuerliche Freude und bäuerlicher Schönheitssinn stehen damit auf dem Spiel, es handelt sich um den Untergang eng damit verknüpfter Sitten und Gebräuche. Verflachung und Verarmung wäre mit ihrem Verschwinden das Los des Bauernlebens und des ganzen Standes.

Doch zu den Dörfern laßt uns zurückkehren. Wir sprachen vom Ackerbau der Haupttäler; anders ist das im Gelände steiler Nebentäler. Hier lohnt sich das Ackern nicht mehr, die Erde ist zu mager und die Mühe zu groß. Viehzucht löst den Ackerbau ab, überflügelt ihn völlig. Und dann sind hier Waldbestände, die schwellen die bäuerlichen Geldbeutel mehr als Salat und Bohnen.

Natürlich wirkt hier die gänzliche Weltabgeschiedenheit auf die Bewohner und macht sie düsterer, wortkarger als in den geselligen Tälern. Das sind die mürrischen Waldbauern, von denen mancher Tourist ein Geschichtchen weiß. Sie sprechen wenig. Ihre Arbeit verlangt Umsicht und Konzentration und die Abgelegenheit der Höfe bremst sie beim Geldverjubeln. Sie scheinen dem oberflächlichen Betrachter mißtrauisch, gar heimtückisch, sind aber in Wirklichkeit gute, tüchtige Leute, bieder und zu Scherzen geneigt, sobald sie einiges Zutrauen fassen. Das Herz geht ihnen auf, wenn sie fühlen, daß sie beim Fremden Neigung verspüren, daß er es aufrichtig meint. Dann werden sie wohl auch redselig. Der Verfasser hatte auf seinen vielen Wanderungen reichlich Gelegenheit, diese Beobachtung zu machen, überall fand er freundliche Aufnahme, und die Bauern setzten zumeist einen Stolz darein, ihm Haus und Einrichtungen zeigen zu dürfen.

Der Typ der Dörfer dieser Seitentäler ist der schönste aller Schwarzwalddörfer, auch der am häufigsten auftretende; doch gibt es noch Dörfer, die ihrer Lage und wirtschaftlichen Verhältnissen nach wohl der Erwähnung wert erscheinen.

Davon findet sich eine Art auf den breiten Höhenrücken des südlichen Schwarzwaldes. Ein derartiger Gebirgszug dehnt sich vom Kandel südöstlich zwischen dem Wildgutachtal und dem der Dreisam zum Turner, von da südlich zur Weißtannenhöhe und zum Feldberg hin. Auf dem Höhenrücken liegen Dörfer, alle gleichen Charakters. Nächst dem Kandel, St. Peter, dann St. Märgen,

Steig, Breitnau und Hinterzarten Eine Höhenwanderung wird uns alles Sehenswerte erschließen: Wir können von Denzlingen aus durchs Glottertal oder durchs Eschbach- oder Ibental dahin gelangen, in jenen linden Sattel südöstlich des Kandels. Auch von Freiburg aus: Über Roßkopf – Flaunser durch alte Wälder, mit Ausblick nach dem Dreisamtal und all seinen Seitentälern und Höhen, hinüber zum Schauinsland und Feldberg.

Auf diesem Wege nähert man sich offen der Ortschaft, durchläuft den lockeren Gürtel der zerstreuten Höfe im Umkreis und trifft dann auf den Vollkern des Dorfes, dessen Aufbau der gleiche ist, wie bisher geschildert. Über die seichten, buchtigen Rücken und durch Wäldchen geht man vor; da liegt mit einem Male St. Peter wie von geheimnisvoller Hand aus der Tiefe gehoben.

Die dazu gehörigen Bauernhöfe liegen in weitem Umkreis zerstreut auf den Höhenrücken und dessen Ausläufern, den leichten Einsenkungen, unten im Sägedobel und an den Abhängen des Kandels, ja bis hinauf zu dessen Spitze. Auch in entgegengesetzter Richtung, nach St. Märgen zu und im oberen Ibental gewahrt man sie. Vom obersten Hof am Kandel bis zu dem St. Märgen zunächst liegenden mögen es an die drei Stunden sein.

Darin liegt eine gewisse Ähnlichkeit dieser Höhendörfer mit jenem der Seitentäler, daß beiden die zerstreuten Höfe gemeinsam sind. Doch während in den Seitentälern es sich erraten läßt, wie es sich mit der Zugehörigkeit einzelner Höfe zu Ortschaften verhält, ist dies auf den Höhenrücken für jeden Uneingeweihten gänzlich unmöglich. Die Höfe verlaufen sich zu weit und vermischen sich unmerklich mit denen der nachbarlichen Gemeinden. So gleitet man von Ort zu Ort, ohne es zu vermuten, ahnungslos überschreitet man die Grenzen.

St. Peter. Jedermann kennt es. Eine vielbesuchte Barockkirche ist dort in einem alten Klosterbau, neben der Kirche ein Priesterseminar. Beide sehen altehrwürdig aus und verlocken von Ferne. Die sich darum gruppierenden Häuser dagegen lassen sowohl an Form wie Farbe sehr viel zu wünschen übrig und stehen weder mit der Kirche noch mit der Landschaft in harmonischem Einklang.

Die vielen Brände unter denen der Ort schon zu leiden hatte (der letzte 1899) haben so gut wie nichts von den alten Häusern um die Kirche stehen lassen. Ihr Wiederaufbau zeigt wenig Erfreuliches und deutet auf skrupellos gewählte Hände. Als hätte man eine Schachtel Nürnberger Spielwaren dort aufgestellt, so geleckt sehen diese weiß-roten Häuser aus. Von der Gesamtwirkung kann man nur etwas spöttisch reden, und daß sie sich den Farben des Landes anpaßten, wird wohl niemand behaupten wollen. Und gerade hier wirkt dies Bild wie ein Schrei, wo man wie kaum anderswo alles, die Höhenlandschaft Störende hätte gründlich vermeiden müssen. So bleibt denn für den Besucher an Anziehendem außer der Kirche nichts, aber auch gar nichts übrig.

Von St. Peter aus windet sich nun die Straße in weiten Schleifen hinauf nach St. Märgen. Kleinere Hochtäler und Flächen stehen im Wechselspiele. Die Straße schmiegt sich ihnen innig an, rechts und links wenige Höfe in gelinden Bodenwellen und fadendünne Bächlein, die wie Blindschleichen sich zur Talsohle schlängeln, um sich dort zu stärkeren Armen zusammenzuschließen.

Manche dieser Höfe stehen fast neugierig an der breiten Straße, andere liegen unten in Mulden; man sieht auf sie hinab, auf ihre Stroh- oder Schindeldächer, und in ihrer nächsten Nähe gewahrt man vieles, was uns veranlaßt Halt zu machen. Fohlen, Schafe und Schweine, die sich da umhertreiben. Man kann die Bauern bei ihrer Arbeit beobachten, wie sie mit dem bespannten Pflug die Äcker bearbeiten oder zur Erntezeit die Frucht einbringen. Überall mannigfaltiges, mühsames Arbeitsleben, dem Boden möglichst viel abzugewinnen. Jeder Fleck Erde ist ausgenützt, und die braunen, gelben, grünen rechtwinklich abgeteilten Äcker sehen wie die bunten Lumpenteppiche armer Vorstadtwohnungen aus. Hat es auch zuerst den Anschein, als wenn das teilweise ebene Gelände dem Ackerbau wieder günstig sei, so gewahrt man doch bald, daß die Qualität des Bodens eine mindere ist, auch daß das Wachstum infolge der rauheren Witterung im Vergleich zu den Tälern um einige Wochen zurück ist. Und kärglicher ist noch das Pflanzenleben links der Straße, oben auf den steinigen Berghalden, an denen die Rinderherden dahinziehen und das kurzgewachsene aber würzige, wohlschmeckende Futter rupfen.

Genußreich gestaltet sich ferner die Wanderung durch die freien Ausblicke über die bewaldeten Höhen und Täler mit den Zuflüssen der Dreisam, nach dem Turner, der Weißtannenhöhe, dem Otten und darüber weg nach dem Feldberg, der meist noch eine Schneekappe zeigt, auf den Toten Mann, Stübenwasen und Schauinsland, die herrlichsten charaktervollen Schwarzwaldhäupter.

Hat man nach eineinhalbstündiger Wanderung von St. Peter die Höhe erreicht, dann bietet sich nochmals

ein schöner Blick auf diese Ortschaft, aus der die Zwiebeltürme aufragen. Nur einen kleinen Teil der dazugehörigen Höfe umfaßt der Blick von hier. Sie liegen unten im Ibental und oberhalb der sich heraufwindenden Straße, an den Abhängen bis hinauf zum Gebirgskamm.

Nur noch eine kurze Strecke ist zurückzulegen, um St. Märgen zu erreichen; es erscheint auch bei der nächsten Wegbiegung in unmittelbarer Nähe. Mag der durstende Wanderer diesem anfangs in beschleunigtem Schritt zustreben, das sich ihm kurz vor den Häusern von St. Märgen bietende Panorama wird ihn doch nochmals Halt machen lassen, ihn bestimmen, noch eine kurze Zeit in Betrachtung des Landschaftsbildes zu verweilen, denn ein schöneres, erhabeneres wird ihm wohl im ganzen Schwarzwald kaum geboten.

Der Eindruck, den die Häuser machen, ist nicht besser als in St. Peter. Stellenweise Überladung mit Schnörkeln und Verzierungen, dann wieder kahle Nüchternheit. Eine Anlehnung an die schöne alte Bauweise läßt sich nicht entdecken. Nur durch die fast überall durchgeführte Schindelverkleidung wird den Häusern ein gewisser Charakter zu eigen, der sich Witterung und Landschaft einigermaßen anpaßt. An Bauernhöfen wird wenig sichtbar, obschon viele zur Ortschaft gehören; die liegen auf dem von hier aus gut übersehbaren Höhenzug Turner – Weißtannenhöhe und den Ausläufern zum Dreisamtal. Auf der Wanderung zum Turner begegnet man einigen, die ihre Dachkappe tief herab gezogen tragen, wie vor Stürmen geschlossene Visiere.

Abb. 9. Blick von der Höhe bei St. Märgen auf St. Peter und einige der dazu gehörigen zerstreut liegenden Höfe.

Ganz im Vordergrund hebt sich auf dem äußersten Rand eines Rückens die Ohmenkapelle ab; rechts davon zieht sich das Wagensteigtal hinab. Von beiden Seiten schieben sich dunkle waldige Bergrücken nach dem Dreisamtal vor, und darüber liegen im reichen Wandel der Jahreszeiten die schönsten Bilder, die ein Wanderer im Schwarzwald erleben kann, der hohe Feldberg, der mit Turm und Hotel in seinem Umrisse wie mit einem Messer in den blauen Himmel geschnitten ist. Oft modelliert er sich aus weichen Nebeln, dann liegt er wieder im Perlmutter des Schnees unter dem Glanzlicht der Wintersonne.

Endlich St. Märgen, ein Dorftyp wie die beschriebenen; da es aber Luftkurort ist, kommt noch einiges für Kurgäste hinzu.

Vom Turner, der nach weiteren zwei Stunden von hier erreichbar ist, biegt die Straße nach Süden ab. Noch einmal überblickt man die zurückgelegte Strecke. Sowohl St. Peter wie St. Märgen sieht man ausgebreitet liegen, im Hintergrund den sich nun schön ausnehmenden Kandel und den von ihm ausgehenden bewaldeten Höhenkamm zum Plattenhof und den Zweifällen hin. Bis nach Freiburg reicht der Blick, das man an der Ausmündung des Dreisamtales in die Rheinebene liegen sieht. Ganz zart am Horizont der Kaiserstuhl; dahinter verblassen, zaghaft angedeutet die Vogesen.

Noch eine geringe Wegstrecke und der Blick wendet sich wieder nach Süden. Die Straße fällt nach Steig und Breitnau ab, und wieder wird über dem oberen Höllen-

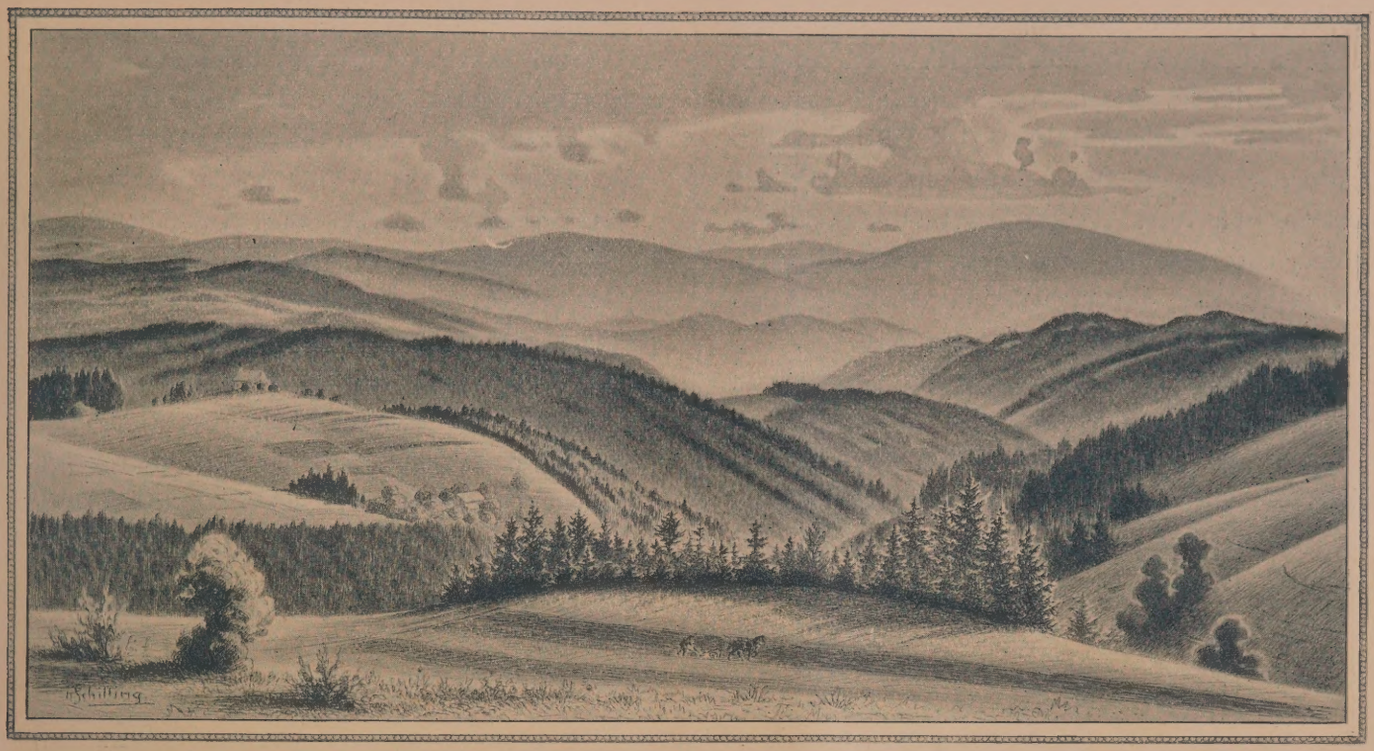


Abb. 10. Blick von St. Märgen ins Dreisamgebiet (links Feldberg, rechts Schauinsland).

tal, dem Löffeltal, der Feldberg sichtbar. Zur Linken liegen an den Hängen der Weißtannenhöhe die Höfe von Steig mit ihren silbergrau ins Blaue schimmernden Schindeldächern, und gleich liegt rechts Breitnau da, breit hingelagert auf die Hochebene, die sich bis an die steilabfallenden Hänge des Höllentals erstreckt.

Nun eine Stunde bergab nach Hinterzarten, der höchstgelegenen Station der Höllentalbahn. Da liegt es mit seinen föhrenumfaßten Mooren, von dunkelblauwaldigen Höhen umfriedigt, ruhig, wie atemlos auf der Hochebene. Die vielen Fremden, die sich hier die Lunge ausbessern wollen, haben auch hier wieder eine Änderung des Landschaftsbildes just von der verkehrten Seite her bewirkt. Ihre Villen und Sommerhäuser aller Stilarten kontrastieren grell mit den ruhig gehaltenen Tönungen des Alten. Doch kann man auch auf der anderen Seite feststellen, daß in den letzten Jahren zum alten Schwarzwaldstil wieder zurückgegriffen wurde. Erinnert sei an eine Anzahl schöner Bauten, Erlenbruck zu, von wo das Heim des Schwarzwaldmalers Dischler herabgrüßt. Was an guten Bauernhöfen noch da ist, muß man allerdings wieder viel weiter draußen suchen, sie haben sich weit weggedrückt, und kein Mensch würde ahnen, daß Hinterzarten eine der umfangreichsten, größten Ortschaften des Schwarzwaldes ist. Mehrere Häusergruppen, Weiler und Zinken, und eine große Anzahl einzelner, einsam im Walde versteckt liegender Höfe gehören dazu. So die Weiler Albersbach, Erlenbruck und Bruderhalden, die Häuser und Höfe im Löffeltal und oberen Höllental, namentlich aber die vielen einzelnen in der Richtung zum Feldberg hin, ja in dessen unmittelbarer Nähe gelegenen.

Diesen letzteren, den einsamen Höfen, wollen wir uns jetzt zuwenden. Sie gehören zu den stillsten, weltabgeschiedensten des Schwarzwaldes. Selten besuchen sie die Wanderer; nur vor den Schneeschuhläufern sind sie nicht sicher, und so ruhen sie fast unverändert in unberührtem Wiesen- und Waldland. In ihren Mooren und Sümpfen lebt eine seltsame Pflanzenwelt, und auf den Matten und Weideplätzen liegen Granitfindlinge, wie von Riesen wild umhergeworfen. Silberdisteln Heidelbeer- und Preißelbeerschläge, Himbeer- und Brombeergestrüpp ringsum, dazwischen vereinzelte Buchen und Tannen im Heidekraut.

Die wenigen Äcker werfen nur kargen Ertrag ab. Viehzucht ist auch hier Haupterwerb der Bauern. Und dann der Wald. Da hört man überall dumpfe Axtschläge, an den Wegen liegen gefällte Bäume oder ordentlich geschichtetes Wellen- und Scheitholz. Rauchende Kohlenmeiler überraschen da und dort im Wald, und über die Wiesen laufen grasend ockergelbe und braungefleckte Kühe.

Und jede Jahreszeit hat ihren eigenen Zauber. Freilich, der Winter ist hier ein heftiger Geselle. Und

noch einsamer werden dann diese Höfe, noch ferner rücken sie ab. Still geduckt liegen sie monatelang da, während tolle Schneestürme über sie hinwegrasen und Tag und Nacht Schnee, unaufhörlich Schnee fällt. Weiße unübersteigbare Wälle und Berge liegen um die Höfe und verstellen jeden Weg. Nur das Dach ragt allenfalls noch heraus, aber bisweilen wird es mit der Landschaft zu einer Schneeebene; nur ein dünner Rauchfaden, der aufsteigt, verrät, daß da unten Menschen leben.

Aber nachdem der Schneefall aufgehört hat, kommen auch Tage, an denen die Sonne alles glitzern und funkeln läßt, als wenn die Tannen von Millionen von Diamanten übersät wären, an denen alles ruhig daliegt, der verschneiten Tannen, den Raureif des Hochwaldes und die sich so rein darbietenden Höhenzüge mit ihren weißen schimmernden Flächen, um dann mit Schi-Heil wieder hinabzusausen in die flimmernde Landschaft. So ziehen sie ihre Doppelspur bergauf und bergab.

Die Schneeschuhe gehören auch zu den Neuerungen, die sich die Schwarzwälder angeeignet haben. Namentlich der Jugend, den schulpflichtigen Kindern dieser abgelegenen Höfe kommen sie zugute. Ist es doch ihnen auf den Schneeschuhen möglich, den stundenlangen Weg ohne Gefahr zurücklegen zu können und so die Schule regelmäßig zu besuchen. Auch die Briefträger rutschen ihre Post von Hof zu Hof, gleiten elegant über die

Abb. 11. Der Feldberg vom Fürsatz gesehen.

totenstill, und die Bäume ringsum regungslos dastehen wie Marmorbilder und ihre Äste unter der Riesenlast des Schnees tief herabneigen, die kleinen Bäume völlig begraben sind oder die wunderlichsten Formen angenommen haben und wie Zuckerhüte herausragen. Da gibt es herrliche Schönheiten, von denen die Städter vor gar nicht langer Zeit keine Ahnung hatten. Erst seitdem die Schneeschuhe im Schwarzwald eingeführt, ist es auch ihnen möglich, sich dieser Naturschönheiten zu erfreuen. Mit ihrer Hilfe gelangen sie ungehindert in diese winterliche Bergwelt, in der jeder andere unbewehrten Fußes einsinken und bald ermatten würde. Langsam, ohne sonderliche Anstrengung schleifen sie mit ihren Brettern den Höhen zu, schieben sich bald dahin, bald dorthin die Hänge hinauf, bewundern die Pracht Höhen wippend daher und erzählen von den Schneereifen wie von einem Reifrock der alten Zeit.

Diese Höfe da oben am Feldberg zählen zu den höchstgelegenen; das Bild der höchstgelegenen Ortschaft ist aus Abb. 14 ersichtlich, die uns das Dorf Hofsgrund am Schauinsland zeigt.

Diese Ortschaft ist der Typ einer rauhbestrichenen Windgegend mit kurzem Sommer und langem Winter. Vom Ertrag der mageren Äcker an den Berghängen werden die Bauern nicht fett, sie halten sich darum an die Viehzucht. Ihre niedrigen, geduckten Häuser schmiegen sich wie Schwalbennester dem Gelände an und wurzeln fast zur guten Hälfte im Boden.

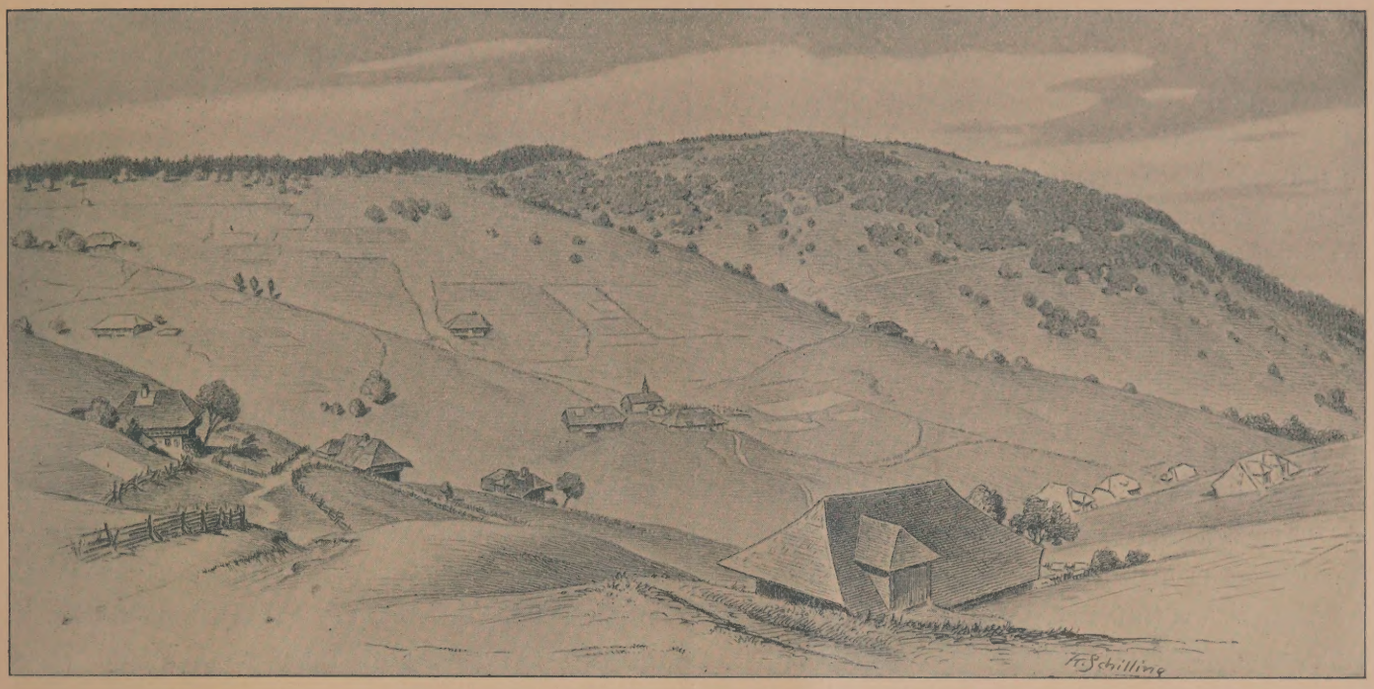


Abb. 12. Hofsgrund, die höchstgelegene Ortschaft des Schwarzwaldes, mit dem Schauinsland.

Die Bauern fristen ein kärgliches Dasein, und es läßt sich vermuten, daß ursprünglich eine Anzahl dieser Häuser mit der früher betriebenen Bergwerkstätigkeit zusammenhing, woher noch der Beiname „Erzkasten" für den Schauinsland rührt. Nun wäre wohl manches Haus entbehrlich, zumal der neuerdings wieder aufgenommene Bergbau vom Kapplertal her betrieben wird.

Auch die jetzige Kahlheit des Berges deutet auf die eben gestellte Vermutung hin. Im damaligen Bergwerksbetrieb fand die Verhüttung gleich an Ort und Stelle statt, wozu viele Bäume zu Holzkohle werden mußten.

Es war bisher ausschließlich von Dörfern die Rede, deren Bewohner ihren Verdienst mit landwirtschaftlicher Tätigkeit, Ackerbau, Viehzucht und Waldarbeit gewinnen.

Aber der geringe, kaum lohnende Ertrag und die lange Dauer des Winters, die zur Langweile verdammt, haben seit langem die Bauern in manchen Dörfern auf eine Abhilfe gebracht. Mancher zum „Grübeln und Basteln" veranlagt, versuchte sich an Holzwaren allerhand, und da seit altersher die Leute ihre Geräte selbst anfertigten, also mit der Schnitzelbank umzugehen verstehen, und Holz ja genug da ist, versuchten sie sich auch allmählich in der Anfertigung einfacher Holzwaren, wie Schindeln, Kübeln und Zübern. So entstand eine Hausindustrie, Holzschneflerei genannt, die sich Jahrhunderte hindurch erhielt und noch heute in Ortschaften südlich des Feldbergs betrieben wird. Dies stellt die älteste gewerbliche Tätigkeit der Schwarzwälder dar.

Begünstigt wurde früher die Industrie auf Anregung der Klöster und Territorialherren (16. und 17. Jahrhundert.) Ihr Beweggrund war, das Nutzbarmachen der Wälder und die rauheren Gegenden geregelter Landwirtschaft anzuschließen. Auf ihre Veranlassung hin wurden auch Glashütten an den Orten gegründet, wo sich neben Wald quarzhaltiger Sand vorfand. Dieser Industriezweig ist längst wieder dahin. Nur manche Ortsnamen erinnern noch daran. Aber er wurde später Triebfeder zu anderer Tätigkeit.

Die in den Glashütten gefertigten Glaswaren mußten ja vertragen werden, was Holzhauer und Aschensammler besorgten. Diese luden sie in ihre „Krätzen" und hausierten damit im Land herum. „Glasträger" nannte man sie, die von den Glashütten abhängig waren, sich untereinander allmählich genossenschaftlich vereinigten und Trägerkompagnien formierten. Und je nach dem zugeteilten Landstrich unterschied man sie in Elsaß-, Schweizer-, Pfälzer-, Württemberger- oder Schwabenträger. Sie hatten geschriebene Verträge einer strengen Organisation, deren Mitgliedern es verboten war, ihre Familien mit ins Land zu nehmen. So blieben sie dem Schwarzwald erhalten, wohin sie sich nach mühevollen Jahren wieder zurückzogen, um von neuem zum Pflug zu greifen. Übrigens fanden sie sich alljährlich zur gemeinschaftlichen Abrechnung auf dem Schwarzwald ein.

Von ihren Reisen brachten sie Holzuhren, Strohhüte und Blechlöffel mit, was wieder zu deren Anfertigung anregte, und sie trugen auch die Erstlinge dieser neuen Industrie ins Land hinaus zum Verkauf.

Während die Träger bisher von den Glashütten abhängig waren, drehten sie im 19. Jahrhundert langsam den Stiel um, und so gerieten die Glashütten gar öfter in ihren Besitz. Jede Kompagnie hielt sich auf dem Schwarzwald ihre eigenen Einkäufer, die Hohlglas von Äule, Holzuhren von Furtwangen, Blechlöffel von der Bruderhalde, Bürsten von Todtnau und Porzellan von Hornberg besorgten.

Doch von allen neu eingeführten Industrien hat sich die Uhrmacherei am regsten entwickelt und ist für den Schwarzwald zu großer Bedeutung geworden. Die von den Glashändlern (Mitte 17. Jahrhundert) mitgebrachten hölzernen Standuhren gelangen den geschickten Holzschneidern unschwer. Die ersten Holzuhren sollen etwa um 1665 in Waldau, St. Märgen und Schönwald hergestellt worden sein. Diese Tätigkeit griff rasch um sich, und um 1800 sollen im oberen Kinzigtal, im Gebiet von Freiburg, St. Peter und bis nach Villingen viele hundert Meister tätig gewesen sein, deren Uhren in ganz Europa zum geschätzten Handelsartikel wurden.

Natürlich stieg damit die technische Vervollkommnung sehr rasch. Immer neuere Verbesserungen kamen auf, das hölzerne Triebwerk ersetzte eines aus Metall, und ebenso wurden die Glasglöckchen, die leicht zerbrachen, mit metallenen vertauscht. Natürlich suchte man das Äußere der Uhren immer gefälliger zu machen, man beklebte sie mit lackierten Papierschildern, später bemalte man sie, die dann durch ihre Farbenfreudigkeit namentlich die Bauern zur Kauflust reizten.

1730 ist das Geburtsjahr der Kuckucksuhren, 1768 erklang die erste Uhr mit Glockenspiel und schon zwei Jahre später kam die erste musikalische Spieluhr mit Pfeifen auf, eine Erfindung, die bald zur Spieluhrenfabrikation und Orchestrionindustrie auswuchs. Hierzu wurden in Musik und Mechanik ausgebildete Leute nötig, die ohne Arbeitsteilung schufen, was eine eigentliche Hausindustrie ausschloß. Anders lag es bei der Holzuhrenmacherei; da gab es viele Nebenarbeiten, die bald als eigene Gewerbe ausschieden: Schildmalerei, Glocken- und Rädergießen, Werkzeuganfertigung. Heute existieren nur noch ganz wenige kleinere Betriebe; der Großbetrieb und die Zentralisation hat sie verschlungen, und sie kommen höchstens noch als Heimarbeiten für die Fabrikation in Betracht.

Auch die Strohflechterei ist untergegangen. Die großen Fabriken und die seit 1880 immer steigende Einfuhr japanischer und chinesischer Strohgeflechte haben sie völlig in den Hintergrund gedrängt.

Daß sich auf dem Schwarzwald überhaupt so viel Industrie entwickelte, begünstigten einerseits die Geschicklichkeit der Bevölkerung, am meisten aber das schon erwähnte Erbrecht.

Manche der älteren Hofbauernsöhne, die sich mit einem Abfindungsgeld begnügten, damit der Jüngste das ungeteilte Land erfolgreich bewirtschaften könne, wandten sich freiwillig oder notgedrungen dem Gewerbe zu. Sie konnten so wenigstens selbständig werden, ein Häuschen, ein paar Wiesen und Äcker in Pacht nehmen oder kaufen und so freier atmen, als daheim als Knecht. So wurden sie zu Kleinbauern, gründeten Familien und hielten sich in Zeiten böser Industriekrisen mit ihrem bißchen Landwirtschaft über Wasser.

Diese patriarchalische Doppeltätigkeit, halb Handwerker, halb Landwirt hat sich im Gebiete der ältesten Industrie, der Holzschneflerei, rein erhalten. Jeder mußte sich sogar bis vor kurzem für seine gefertigte Ware auch selbst Käufer suchen, war also Fabrikant und Händler zugleich. In neuerer Zeit haben sie sich aber zu Verkaufsgenossenschaften vereinigt.

Da dieser Industrie auch maschinelle Einrichtungen ferngeblieben sind, waren auch keine störenden Umbauten, Werkstätten nötig, wie z. B. im Gebiete der Uhrenindustrie. Die Häuser stehen noch da, so wie sie gebaut worden sind; keinerlei Umwälzung hat stattgefunden.

Diesem Gebiete wollen wir uns jetzt zuwenden.

Kehren wir wieder nach Hofsgrund zurück und folgen wir dem Weg nach Süden über den Höhenrücken Feldberg – Schauinsland ins obere Wiesental. Da kommt man zuerst in das Industriegebiet der Bürstenmacherei. Auch sie entstammt dem Schwarzwald. Ein einfacher, aus Todtnau gebürtiger Müllerbursche soll sich um 1765 die erste Bürste zurechtgebastelt haben, um sich damit das Zusammenwischen des Mehls in den Mahlgängen zu erleichtern.

Er verfuhr so: Er bohrte in ein langes Holz Löcher, in die er mit Holznägeln Schweinsborsten feststeckte. Man fand das praktisch, die Müller machten es bald alle so; aber allmählich kamen auch andere dahinter, und so gab es denn bald Pferdebürsten, Schuh-, Kleiderbürsten usw. Und bald ging man auch mit dem Artikel bei den lieben Nachbarn hausieren.

Abb. 13. Malerische Häusergruppe in Bischmatt bei Schönau im Wiesental.

Dort in den Dörfern an der nach Todtnau führenden Straße, in Muggenbrunn und Aftersteg, links drüben in Todtnauberg und unten in Todtnau, in allen ober- und unterhalb des Städtchens gelegenen Dörfern Fahl, Brandenberg, Schlechtnau, Geschwend, Utzenfeld und anderen beschäftigen sich die Leute mit dem Bürstenmachen. Ganze Familien leben davon, sie schnitzen, bohren und lackieren die Hölzer, kämmen, binden, ziehen und kitten die Borsten ein. Eine einträgliche Hausindustrie und wohltuende Aufbesserung in unwirtlicher Gegend.

Auch diese Industrie konnte, weil zu ihr keine besonderen Maschinen nötig waren, den Häusern, der alten Bauart und der Landschaft nicht zum Verhängnis werden.

Anders verhält es sich mit der Baumwollen- und Rohseidenspinnerei und -Weberei, deren Gebiet sich das Wiesental herauf bis nach Todtnau erstreckt. Sie bringt der Bevölkerung wohl gleichfalls guten Verdienst, aber ihre bisher vorhandenen und erforderlichen Fabrikbauten harmonieren schlecht mit dem Landschaftsbild. Verwunderlich ist es unter diesen Verhältnissen, daß die unterhalb des Städtchens Todtnau gelegenen Ortschaften Geschwend und Utzenfeld ihren alten Charakter bewahrt haben. In beiden sind noch viele Holzbauten zu sehen, die zu den schönsten des Schwarzwaldes zu rechnen sind. Unterhalb Schönaus aber hat die Industrie mit ihnen aufgeräumt. Von hier an gleicht das Wiesental den geschilderten Haupttälern mit ihren Veränderungen und Schäden, welche die Industrie und der Verkehr mit sich bringen.

Der Weg führt uns deshalb wieder an der östlichen Talseite empor. Die hier in Schluchten und auf Rücken gelegenen Ortschaften trösten mit ihren Bauten über den gehabten Anblick im Wiesental hinweg, denn sie zeigen wieder die alte Bauart. Welche Schönheiten man da findet, dafür einen Beweis in Abbildung 13, die eine malerische Häusergruppe von Bischmatt bei Schönau bringt. Die ungezwungene Stellung der Häuser zu einander, die sie umgebenden Gärten mit dem Bienenhaus links, das Kreuz und der Brunnen rechts des

Weges, der sich hindurchschlängelt, gerade als wäre er erst entstanden, nachdem die Häuser da waren, all das erscheint selbstverständlich und ungekünstelt schön. Solche Ortsbilder können aber nur außerhalb des Bereiches bürokratischer Bauvorschriften entstehen.

Im Bild sehen wir Wiesen und Bäume schon in voller Blütenpracht; der Belchen aber, der von der andern Seite herüberschaut, zeigt noch einen Schneekranz und läßt so ahnen, daß auf seinen Höhen sich eben erst die Keime zu regen beginnen.

Ehe wir aber das Wiesental verlassen, wollen wir noch dessen unteren Verlauf betrachten. Abbildung 14 führt den Beschauer auf die „Hohe Möhr". Sie gewährt einen weiten Rundblick auf die höchsten Berge, Feldberg, Blauen und Belchen und auf die Hochebenen. Selbst auf den grünen Vater Rhein schaut man hinab und hinüber zum Schweizer Jura und — wenn es das Wetter zugibt — zu den Schneefirnen der Alpen.

In unserer Abbildung ist ein Ausschnitt dieses Panoramas aufgezeichnet. Wir sehen in das Tal der Wiese, der man bis in die Gegend von Todtnau zu folgen vermag. Die Höhe rechts am Horizont stellt den Ausläufer des Feldbergs, den Stübenwasen dar, dem sich ein verbindender Höhenzug über den Notschrei und das Wiedener Eck nach dem Belchen anschließt. Vor diesem links baut sich der Zeller Blauen auf und dahinter dann der Hoch-Blauen.

Die Landschaft erhält durch die vom Belchen und Zeller Blauen ins Wiesental abzweigenden und abfallenden Höhenzüge ein eigenartiges Aussehen. Mit ihren kahlen Satteln, Mulden und nackten Flächen geben sie ihr ein merkwürdiges Liniengepräge, das sich sonst nirgends im Schwarzwald so vorfindet. Überall ist man gewohnt, die Höhen mit Wald bedeckt vorzufinden, der auch hier vieles verdecken und wohltuend ausgleichen würde. Er fehlt aber fast vollständig; nur kleine Flecken sind waldig bedeckt. Es läßt dies auf keine weise Waldwirtschaft früherer Zeiten schließen; fehlt so doch auch der Schutz gegen Verwitterung und Abtragung der Hänge, gegen die Abschwemmung der Bodenkrume. Das Wasser schießt ungehindert auf kürzestem Wege zu Tal. Deshalb sieht man in der Hauptsache auch nur Weideland, dürftiges Grasland. Auch die Dörfer, die sich an diesen Rücken nisten, zeigen eine eigene Gestalt. Eng drängen deren Häuser zu Gruppen zusammen, als wollten sie sich gegenseitig so vor Kälte schützen. Einzeln gelegene Höfe sieht man nur selten.

Von der Hohen Möhr aus biegen wir nun jenem Industriegebiet zu, in dem sie von altersher Holz schnefeln, nach Bernau. Wir kommen an der Gersbacher Höhe vorüber, dann durch Hochwald nach St. Anton und kreuzen die Straße vom Wiesental ins obere Wehratal nach Todtmoos, das, vor Winden geschützt, in seiner Höhenlage gern zur Kur aufgesucht wird. Auch eine Wallfahrtskirche ist da, aber das Ortschaftsbild ist durch moderne, städtische Bauten zu sehr verunstaltet. Wir gehen deshalb auf der Höhe entlang, durch die zu Todtmoos gehörenden Zinken Lehen, Todtmoosweg und Prestenberg, in denen solche, das Gesamtbild störende Neubauten nicht anzutreffen sind. In allen finden sich charaktervolle Holzbauten, namentlich in Todtmoosweg, wo sie in größerer Zahl beisammenstehen. Auch in dem rechts unten gelegenen Todtmoosrütte gewahrt man solche.

Bernau, das wir nun bald erreichen, ist eines der entlegendsten Schwarzwalddörfer, ganz umsäumt von den südlichen Rücken und Höhen der Feldberggruppe, am Fuße des Herzogenhorns und des Spießhorns, die beide im Bild als schneebedeckte Häupter zu sehen sind. Eigentümlich ist die Anlage des Dorfes, deren viele Häuser zerstreut, hauptsächlich aber in Gruppen vereint, einen Kranz rings um den Boden des, einem alten versandeten Seebecken gleichenden Tales bilden. Dem Beschauer sind zunächst ausgebreitet die Zinken Ober- und Unter-Lehen, die Heimat des Malers und Galeriedirektors Hans Thoma, dessen Geburtshaus mitten drin liegt, links in der Ferne Inner-Lehen mit der Kirche und ganz zurück, teils im Wald, die Zinken Bernau-Hof und Bernau-Dorf. An der sichtbaren Straße liegen Riggenbach und Kaiserhaus, während der Zinken Weierle in der Fortsetzung rechts des Bildes gedacht werden muß.

Was für einen schönen Anblick gewähren doch diese vielen alten Bauten in ihrer Einheit, sind sie doch so gerichtet, daß ihre bewohnten Giebel nach Osten oder Süden schauen, in die Sonne, ins Licht. Der Ackerbau ist gering. Die sichtbaren Äcker können der großen Bevölkerung unmöglich volles Auskommen bringen. Neben deren Bewirtschaftung wird im Walde für Holzvorrat, für die Arbeit des Winters gesorgt.

Unter den Dächern der Häuser werden Holzstöße, Beugen von Tannen- und Buchenholz aufgeschichtet. Früh am Morgen locken die Gemeindehirten mit Hornsignalen die Kühe, Ziegen und Schafe aus den Ställen und ziehen mit ihnen hinauf auf die Gemeindeweideflächen, wo zwischen Geröll und Felsen gutes Futter wächst. Im Winter wird in diesen Häusern geschnitzt und gehämmert,

Abb. 14. Blick von der „Hohen Möhr" ins Wiesental und auf die südlichsten Schwarzwaldhöhen.

werden Holzwaren und Holzgeschirre aller Art, wie Standen, Kübel, Gelten, Schachteln und Truhen, Schüsseln, Teller, Gabeln und Schaufeln angefertigt, die dann durch die neu gegründeten genossenschaftlichen Verkaufszentralen ins Land vertrieben werden. Letzteres ist wohl die einzige Neuerung in diesem Schwarzwalddorf. Äußerlich deutet nichts darauf hin, daß sich im Laufe der Zeit etwas verändert haben könnte. So wie die Ortschaft sich heute darbietet, so dürfte sie auch vor mehreren Jahrhunderten ausgesehen haben. Trotz aller Rührigkeit und seit langem betriebenen gewerblichen Tätigkeit ist Bernau ein stiller, beschaulicher, echter und rechter Schwarzwaldwinkel geblieben, dem alle zweifelhaften Neuerungen ferngeblieben sind.

Die Wanderung durch alle Arten der Schwarzwalddörfer wäre hiermit beendet. Daß dazu fast ausschließlich der südliche Schwarzwald aufgesucht wurde, erklärt sich daraus, daß nur in ihm die verschiedenen Arten anzutreffen sind, während im nördlichen mehr Gleichförmigkeit im Charakter der Dörfer besteht.

Von Westen, in der Rheinebene begonnen, hat die Vorführung der Landschafts- und Dorfbilder kreuz und quer durch den Schwarzwald bis an seine südliche Grenze geführt und wollen nun doch noch seine östliche aufsuchen, denn Naturschönheiten verschiedener Art, mit mehr oder weniger harmonisch eingefügten baulichen Zutaten bieten sich bis dahin dem Auge.

Wir wollen deshalb nochmals Hinterzarten aufsuchen, um von da zunächst nach dem Titisee zu wandern. Über leichte Bodenwellen führt der Weg in Windungen dahin, über Matten und Weideflächen, an einigen Höfen und Häusern vorüber, durch Wald und Feld, dadurch die anmutigsten wechselvollsten Landschaftsbilder bietend. Rechts grenzen bewaldete Höhenrücken an, links dagegen schweift der Blick frei über das große Moor, das, ganz von Krüppelföhren umfaßt und von Moospolstern bedeckt, nur in der Mitte eine trübe Wasserfläche erkennen läßt, in der sich schwach die Wolken spiegeln. Birken mit schwarzweißen Stämmen und frischem Grün beleben etwas die düstere Stimmung des Moores. Auch dieses hat seine Schönheiten, die aber verstanden sein wollen. Man muß schon Zeit und Ruhe haben, mit offenem Sinn beobachten und schauen, womöglich mit dem Wandern das Studium verknüpfen, um das ungewohnte, eigenartige zu ergründen und zu erfassen. Eine gar seltsame Pflanzenwelt ist ja auf den struppigen verfilzten Moospolstern zwischen dem Heidekraut zu finden. Wir aber wandern an ihm entlang, bis der Weg auf eine kleine Anhöhe führt, auf der angekommen, wir nach dem Moor zurückschauen. In heller Sonne liegt es dann vor uns ausgebreitet, aber seine schmutzig

braungrünen Farben lassen es trotzdem düster, dunkelernst erscheinen. Im seltsamsten Kontrast zu ihm stehen die grünsaftigen Matten ringsum, die sich zu den bewaldeten, blaudunstigen Höhenrücken hinauf erstrecken, und auf denen überall die einzeln gelegenen Schindelhäuser silbergrau schimmern.

Nunmehr nimmt uns schöner schattiger Wald von Buchen, Tannen und Fichten auf, in deren Ästen und hohen Wipfeln die gefiederten Sänger ihre Lieder zwitschern. An Waldblößen und Bänken, die zur Ruhe einladen, geht es vorüber, an stillen Wassern und murmelndem Bach dahin, bis sich das Dunkel zu lichten beginnt, und zwischen den Baumstämmen die Bergwände jenseits des Titisees bläulich durchschimmern. Nur noch

häuser entstanden, bei deren Betrachtung man nur feststellen kann, daß sich deren Erbauer nicht immer der Verpflichtung bewußt gewesen sein können, daß die Schönheit und Eigenart der Landschaft, die doch das Anziehende, der Beweggrund zur Niederlassung – wenn auch nur auf wenige Monate im Jahr – gewesen ist, daß diese auch möglichst geschont und gewahrt bleiben muß. Das kann aber nicht geschehen, indem man den Schweizer- oder einen erbeliebigen anderen Baustil anwendet, sondern nur dadurch, daß man versucht, den heimischen, landesüblichen der gestellten Aufgabe anzupassen. Auch in der Schwarzwälder Bauart lassen sich Herrschaftshäuser erstellen, die vornehm wirken und auf Wohlhabenheit schließen lassen. Das beweisen einige

Abb. 15. Das alte Industriedorf Bernau.

wenige Schritte, und seine große Wasserfläche liegt auf einmal vor uns. Dunkelblau erscheint sie, die bewaldeten Bergrücken ringsum spiegelnd und von glitzernden Streifen durchzogen, die ein Windstoß hervorbrachte, der über sie hinstreicht. Ruder- und Segelboote ziehen auf ihr dahin.

Ein wunderbares Fleckchen der Mutter Erde ist der Titisee infolge seiner herrlichen Lage, wie geschaffen zur Erholung der überhasteten oder von den Genüssen des Kulturlebens übersättigten Stadtmenschen, die in erquickender Höhenluft und wohltuender Einsamkeit am See, im Wald unter Tannen Ruhe und Glück, das Gleichgewicht ihres Körpers und ihrer Seele finden. Er ist auch seit langem als Ausflugs- und Luftkurort bekannt.

An seinem nördlichen Ufer, an dem wir zunächst dahinwandern, sind sogar kleinere und größere Land-

in letzter Zeit hier entstandene Landhäuser, die sich viel schöner der Landschaft eingliedern, ihr sogar als Zierde dienen.

Daß diese Ansiedelungen mit ihren Zäunen, die Waldgrundstücke links und rechts auf weite Strecken in Bann schlagend, jeden Schritt abseits des Weges verhüten, wirkt auf den Wanderer beklemmend. Der Anblick der Drahtgeflechte ist zudem unschön, schwindelerregend und läßt eine Ahnung aufkommen, wie sich wohl die Vögel im Käfig nach Freiheit sehnen mögen. – Oben auf dem Bergrücken da ist sie noch, die Freiheit, da stehen Bauernhöfe und ziehen Rinderherden dahin, deren Glockengeläut zu uns herabtönt.

Am oberen See-Ende dagegen, wo wir den vom Feldsee herabkommenden Seebach überschreiten, hat die Landschaft noch ganz unberührten urwüchsigen Charakter.

Abb. 16

Im hohen Schwarzwald,
(Altenweg zur Gemeinde Viertäler gehörend).
In der Ferne die Weißtannenhöhe.

Dort wird auch der Feldberg über den Föhren und Wettertannen sichtbar und bleibt dies auch auf der Wanderung am südlichen Ufer, die überhaupt viel genußreicher ist. Bäume und Sträucher verdecken nur hier und da den See; meist bilden sie eine wirkungsvolle Umrahmung der blauschimmernden, glitzernden Wasserfläche und des umgebenden Gebirges. Der Feldberg stellt immer einen prächtigen Abschluß des Landschaftsbildes dar. Je mehr wir uns dem östlichen Ufer nähern, desto lebhafter wird es; dort stehen ja die großen Hotels. Da wandeln Kurgäste, herrscht reger Verkehr, fauchen Autos, die mit ihren Huppensignalen die Ruhe etwas beeinträchtigen.

Hier ein kleiner Anstieg auf dem alten Weg nach der Ortschaft Saig, die etwas unterhalb der Kuppe des Hochfirstes liegt, kann wohl nicht reicher belohnt werden, als es geschieht. Nach ganz kurzer Wanderung liegt der Titisee in der Tiefe ausgebreitet, einen wundervollen Anblick gewährend. In Ruhe kann man hier die Schönheiten auf sich einwirken lassen, den Blick umherschweifen, über den See mit seiner graublauschimmernden Fläche, die umgebende Gebirgswelt, die stillen Höhen mit ihren dunklen Wäldern, grünen Matten und die vielen Häuser. Und nochmals kann man zum Feldberg hinaufgrüßen, der über dem See, zwischen den beiderseitigen Höhenzügen des Seebach- oder Bärentals — sie teilweise überragend — in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar ist. Und zu all dem die frische, klare, reine Bergluft! Nur schwer kann man sich von hier trennen.

Nach dem Abstieg führt die Wanderung an den großen Hotels vorüber, zwischen einer Anzahl kleiner Häuser hindurch, die als Begleiterscheinung und Folge des großen Fremdenverkehrs, namentlich in der Richtung zum Bahnhof hin, erbaut worden sind. Die meisten dieser Bauten lassen aber erkennen, daß man nahe daran war, eine kleine Stadt in nichtssagender, öder, jeder Eigenart entbehrenden Bauweise entstehen zu lassen. Einzelne neuere Bauten zeigen aber auch, daß man zur richtigen Erkenntnis gekommen ist: daß sich ein Kurort durchaus nicht allein auf seine Naturschönheiten verlassen und noch weniger dulden darf, daß diese durch bauliche Zutaten an Reiz verlieren, sondern gerade bestrebt sein muß, durch geschmackvolle, der Landschaft stimmungsvoll angepaßte Bauten sie und somit deren Anziehungskraft zu erhöhen. Und wie könnte das wohl leichter und dabei schöner geschehen, als in der Schwarzwälder Bauart. Alle Wanderer und Kurgäste bekunden doch ihr Wohlgefallen an den alten Schwarzwaldhäusern, die so traut und behaglich anmuten! Warum sollten sie sich nicht auch in einem, solcher Art errichteten Haus behaglich und wohl fühlen?

Von dem Anblick der städtischen Bauten haben die Besucher des Schwarzwaldes sicherlich übergenug und wollen ihn hier auch nicht haben. Sie suchen den Schwarzwald doch deswegen auf, um etwas Anderes, Schöneres zu finden, das Charakter hat. —

Von Titisee aus benützen wir nunmehr die Bahn, die längs der vielgewundenen, vom Abfluß des Titisees gebildeten Gutach nach Neustadt führt. Verschiedene ausmündende Täler öffnen sich auf der Fahrt dem Blick; sie führen von der Weißtannenhöhe und dem Turner herab. In ihnen wechseln Wald und Feld, und wiederum blinken in ihnen aus ihren Verstecken die Häuser mit ihren Schindeldächern. All diese Täler gehören zur Gemeinde „Viertäler", welcher Name schon auf ein weitverzweigtes Gebiet schließen läßt. Viel Neues bieten sie aber nicht; sie sind den im Anfang geschilderten Seitentälern einzureihen, nur sind sie infolge ihrer hohen Lage flacher. Der Zinken Altenweg dieser Gemeinde Viertäler, der in Abb. 16 dargestellt ist, gibt den Charakter dieser Hochtäler gut wieder. Den eigenartigen Farbenreiz freilich, der durch die schindelbekleideten, blaugrau schimmernden Bauten im Grün der Waldungen und Fluren diesen Tälern eigen ist, kommt allerdings bei dem einfarbigen Druck nicht zur Darstellung; er läßt sich nur schwach ahnen. Es muß bemerkt werden, daß diese Schindelhäuser betreffs des harmonischen Einklanges mit der umgebenden Landschaft den mit Stroh gedeckten Häusern der tieferen Täler in keiner Weise nachstehen. Um beide Arten Häuser in ihrer schönen Farbenwirkung vorzuführen, war ursprünglich sowohl die Wiedergabe der Abb. 6, als auch die der Abb. 16 in den natürlichen Farben gedacht; sie mußte aber leider der hohen Kosten wegen unterbleiben. —

Doch wenden wir uns weiter dem durch die Fahrt Gebotenen zu. Am Fuße des Hochfürstes führt die Bahn dahin, bis sie sich bei der Station Hölzlebruck in scharfem Bogen der kleinen freundlichen Industriestadt Neustadt zuwendet, in der unter anderem von altersher die Uhrenfabrikation betrieben wird. Von da schlüpft sie durch enges waldiges Tal, auf dessen Grund die Gutach ruhig dahinfließt. Doch bald beginnt auch diese infolge des zunehmenden Gefälles einen schnelleren Lauf und windet sich schäumend zwischen Felswänden hindurch. Auf mächtiger, kunstvoller Steinbrücke wird sie bei der Station Kappel in bedeutender Höhe überquert und entschwindet bald dem Blick tief unten im Tannendunkel.

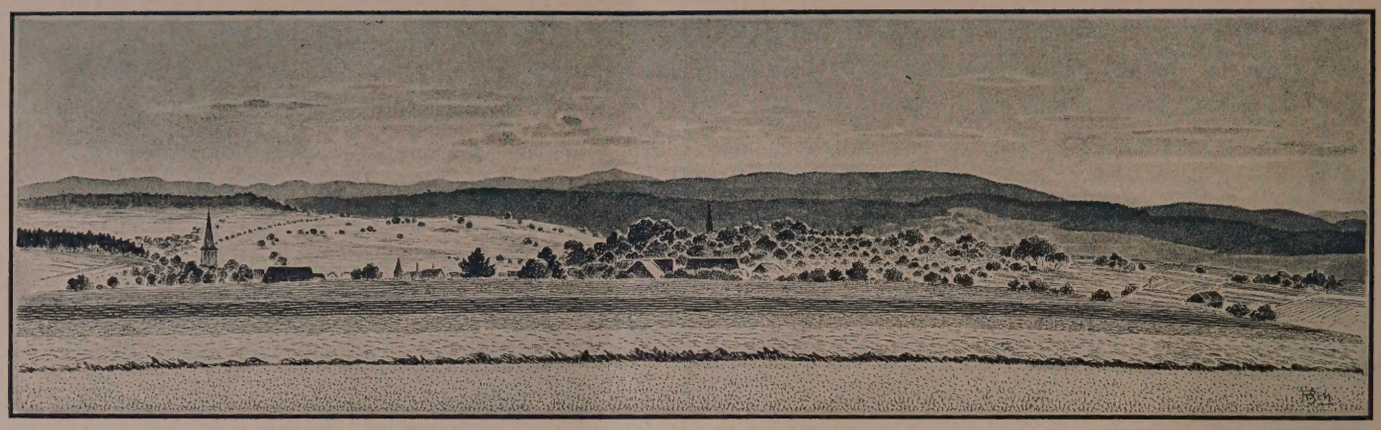
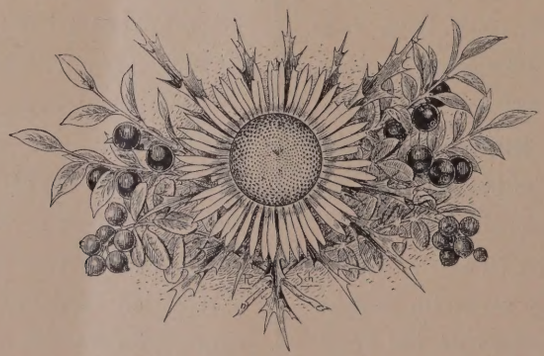


Abb. 17. Wie sich der Schwarzwald von Osten ausnimmt.
(In der Tiefe Löffingen.)

Überall sind große, herrliche Waldungen zu sehen, zwischen denen sich nur kleinere Niederlassungen vermuten lassen. Nochmals führt die Bahn über eine sich über tiefem Abgrund wölbende Steinbrücke, wiederum in Hochwald, der sich nach einiger Zeit zu lichten beginnt, worauf die Station Rötenbach erreicht wird.

Man merkt es sofort diesem Dorfe an, daß man in ein anderes Gebiet kommt, denn Holzbauten und abgewalmte Dächer gehören in ihm zu den Seltenheiten. Und in den nächsten Orten fehlen sie völlig. Backsteinbauten, steilgiebelig, mit Satteldächern sieht man überall, die zudem in Reihe und Glied dastehen und oftmals ordentliche Gassen bilden. Um die Ortschaften aber breiten sich auf dem wellenförmigen, hügeligen Gelände Felder an Felder aus. Waldungen sieht man nur noch in der Ferne. Wir haben den Schwarzwald hinter uns und sind auf der hohen Baar angelangt, die den Übergang vom Schwarzwald zum Schwäbischen Jura bildet. Auf ihr wird viel Getreide gewonnen, und zur Sommerszeit, wenn die Frucht reift und sich goldig zu färben beginnt, gewährt auch sie schöne Anblicke.

Abbildung 17 führt zum Schluß auf die Höhe bei Löffingen, von der man einen schönen Blick zurück auf den Schwarzwald hat. Ganz verschieden ist der Eindruck, den er von hier aus macht, von dem aus der Rheinebene. Dort ein jähes Aufsteigen, hier ein flaches Übergehen in die hochgelegene Baar. Der Schwarzwald erscheint nur als leicht geschwungener Streifen, aus dem selbst der Feldberg nur wie ein Hügel herausragt. Derjenige Wanderer, welcher den Schwarzwald noch nicht kennt und ihn von dieser Seite aufsucht, wird kaum solch zerrissenes Gebirge, solch abwechslungsreiche Landschaftsbilder, wie sie hier vorgeführt wurden, in ihm vermuten.



Abteilung II.

Die äußere Erscheinung, Bauart und innere Einteilung des Schwarzwaldhauses.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Pflanzen verschiedener Standorte anders sind in ihren Formen und ihrer Gliederung, je nach den Witterungsverhältnissen, die an diesen Standorten vorherrschend sind. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit der Bauart der Häuser im weiten Bereich der Höhen und Täler des Schwarzwaldes. Auf den Höhen sind es die klimatischen Einflüsse, die den Häusern und Höfen ihre niedrige Gestalt zudiktierten und zu mancherlei Schutzbauten Anlaß gaben. In den Tälern dagegen, wo in geschützten Winkeln die Saat üppiger gedeiht, da konnten auch die Bauten höher, freier ausgestaltet werden. Es lassen sich also zwei Arten von Schwarzwaldhäusern feststellen: Höhenhäuser und solche der Täler. Beide Arten, besonders die der Täler, zeigen wieder verschiedene Abweichungen, deren Zustandekommen man sich anders zu erklären hat. Die Witterungseinflüsse sind in allen Tälern des Schwarzwaldes so ziemlich die gleichen, und wenn ihre Bauten trotzdem Verschiedenheiten aufweisen, so gibt sich in ihnen nur das Persönliche, die Eigenart der tätig gewesenen Handwerksmeister kund. Man muß sich die Größe des Schwarzwaldes vergegenwärtigen, in dem viele Bauhandwerker tätig waren, ferner die ständige Weiterentwicklung im Hausbau berücksichtigen. Schon damals ist von diesen nicht alles sklavisch nachgeahmt worden, sondern jeder war bemüht Verbesserungen anzubringen, die er in seinem Arbeitsgebiet beibehielt, sobald sie sich als praktisch erwiesen hatten. Nur so läßt sich die Entstehung der verschiedenen Bauarten erklären, durch die sich die einzelnen Gebiete oder Haupttäler von einander unterscheiden. Ihre Merkmale liegen freilich nicht immer offen zutage; man muß ein ganz achtsames Auge haben oder Fachmann sein, um all diese Unterschiede zu entdecken, die zumeist unauffällig und oftmals ganz versteckt in Erscheinung treten. Zu diesen verschiedenen Bauarten kommen noch die Grundtypen rein technischer Ausführung, wie Block-, Ständer- und Fachwerkbau.

Daraus ist nun wohl ersichtlich, daß unter dem Worte „Schwarzwaldhaus" nach landläufiger Meinung durchaus nicht eine streng einheitliche allgemeine Bauweise zu verstehen ist. Gewiß ist den Schwarzwaldhäusern fast durchweg ein gleicher Habitus eigen, doch nur für den, der aus der Ferne die Häuser rein in ihrer Bildwirkung betrachtet. Diese eigenartige und schöne Bildwirkung überall ist nur zurückzuführen auf das vorsichtige und verständnisvolle Arbeiten der damaligen Handwerksmeister, welche die wirtschaftlichen, klimatischen und technischen Vorbedingungen nicht außer acht

ließen und die sich wohl hüteten etwas anzubringen oder umzugestalten, was den Charakter der Bauweise und die äußere Wirkung der Bauten beeinträchtigt hätte.

Wenn nun in Folgendem die Rede von Schwarzwaldhäusern, ihrer Erscheinung, Bauart und inneren Einrichtung ist, so sind damit in der Hauptsache die Höfe eines engeren Bezirks ins Auge gefaßt und zwar aus dem Dreisam- und Elzgebiet, die dem Verfasser am nächsten liegen. Alle anderen Bauarten des Schwarzwaldes werden mit Besprechung ihrer äußeren Erscheinung in einer anderen Abteilung zur Darstellung gelangen.

Es wird wohl kaum nötig sein, noch besonders darauf hinzuweisen, wie lohnend die nähere Betrachtung dieser Schwarzwaldhäuser ist, die schon malerisch aus weiter Entfernung so verführerisch aussehen, daß wohl jedem der Wunsch kommt, ihnen näher zu treten und unter die Haube zu sehen, über die weiten Blumenteppiche auf diese Strohdächer zuzuschreiten, die so geheimnisvoll ihren Schirm über die Gesichter der Häuser halten.

Gleichen sie auch, von Ferne gesehen, einander wie ein Ei dem andern, so wird man bei näherer Besichtigung eines anderen belehrt. Je näher wir ihnen treten und sie miteinander vergleichen, desto mehr Unterschiede entdecken wir an ihnen. In den Einzelheiten war ja den Bauhandwerkern weniger Beschränkung auferlegt; hier hatten sie freiere Hand, und wir werden sehen, wie geschickt, abwechslungsreich und mit wieviel Sinn für Form und Poesie ihre Hand daran gebosselt hat.

In Abbildung 20 sind zunächst zwei Höfe dargestellt, die durch ihre Lage und die Gestalt der Dächer ein völlig verschiedenes Aussehen haben. Der Hof links zeigt ein Dach, das auf allen Seiten gleichtief heruntergezogen ist, so recht als trotzender Wetterschutz, sodaß von der Hauswand kaum etwas zu sehen ist. Sie liegt ganz im Schatten. Das Haus liegt fast zu ebener Erde, hat also keinen hohen Unterbau nötig und erhält so ein geducktes, niedriges, erdangeschmiegtes Aussehen wie eine Katze, die sich mit geschlossenen Augen an die Erde preßt, um einen Windstoß über sich brausen zu lassen. Anders sieht der rechts liegende Hof aus, der auf abfallendem Gelände sitzt und darum an der Talseite einen höheren Unterbau erkennen läßt. Dieser Hof hat dadurch ein freies, fast hoheitsvolles, kühnes Aussehen, umsomehr als das Dach am Giebel mit der Traufkante nicht so weit herabreicht. Es wird so die Giebelwand mit der Galerie und den lebhaft blumengeschmückten Fenstern sichtbar, und die Sonne durchstrahlt das ganze Haus.

Man bezeichnet als „Walmdach" die erstere Form, bei der das Dach auf allen Seiten gleichtief herabreicht, als „Krüppelwalmdach" die zweite, bei der es am Giebel, wie der hochgeschobene Rand eines Hutes, die Fassade freiläßt. Diese zweite Form ist in allen Tälern die vorherrschende; da sind ja die Häuser von den umliegenden Höhen beschützt und deshalb sind sie auch die architektonisch freier und reicher behandelten Höfe, während es auf den Höhenrücken nur darauf ankommt, daß das Walmdach möglichst wenig Angriffspunkte bietet und der Sturm darüber hinweggleiten kann.

Aber ob nun die Dächer ganz oder nur zur Hälfte abgewalmt sind, in ihrer Linienführung, Formenschönheit und Klarheit ihrer Flächen, die nur durch wenige niedrige, schlitzartige Fenster oder Lucken unterbrochen sind, wirken sie ruhig und wohltuend. Sie sind es hauptsächlich, die den Schwarzwaldhäusern ihr charakteristisches Gepräge verleihen, das man als Typ fest im Gedächtnis behält. Und durch ihr weites Vorragen über die Hausfront geben sie ein Gefühl von Schutz wie beruhigende, tröstlich vorgehaltene Hände. Immer ist unter solchem Dach ein Haus wohl geborgen.

Doch nicht allein in den Formen liegen die Überraschungen, Freuden und Abwechslungen der Häuser, auch ihre Farben sind sehr lebhaft und reizend. Wiederum sind es ihre Dächer, entweder mit Stroh oder Schindeln gedeckt, welche viel zu dieser schönen Farbenwirkung beitragen. Aber sie sind auch derjenige Bestandteil, der eben wegen dieser verwendeten Materialien am stärksten angegriffen und mit zweifelhaften Neuerungen „beglückt" wird. Wohl sind noch manche Strohdächer vorhanden, die je nach Alter goldgelb, ockerfarben oder graubraun getönt sind, mit grünsamtenen Moospolstern überzogen, auch solche mit Holzschindeldeckung, die zu feinen Lichtreflexen ausgewittert sind, bald fein, zart silbriggrau, bald lieblich blaugrau schimmernd. Bisweilen zeigen sie sogar Stroh und Schindeln in einem Verband zu feinem Farbenspiel vereint, in das leider nur zu oft die Pest der roten Ziegel eine grelle Dissonanz bringt. Diese roten Ziegel sind es, die das Stroh und die Schindeln immer mehr verdrängen, sich auf den Dächern in immer größeren Flächen ausdehnen, sie oft ganz überziehen und dann schreiend in die Landschaft blenden.

Natürlich denkt der Bauer bei Ausbesserungen oder Umbauten nicht an harmonische Farbenwirkung, sondern er muß dasjenige Material verwenden lassen, das ihm unter den gegebenen Verhältnissen am praktischsten erscheint. Nur muß er gewöhnlich die Erfahrung machen, daß die guten Eigenschaften der alten Deckart ausbleiben! Wenn trotzdem die Ziegel immer mehr Verbreitung finden, so liegt das zunächst an der dem Stroh- oder Schindeldach anhaftenden Feuersgefahr, die allerdings früher, als die Höfe noch alle ihre kaminlosen offenen Feuerherde mit Rauchfang hatten, sehr vermindert war. Erst als man den Bauern die Einführung der Kamine zur Pflicht machte, änderte sich die Sache; behalten und verwendet werden kann, verhindern dies die zu zahlenden hohen Versicherungsgebühren, vor denen die Bauern zurückschrecken, zumal sie bei Strohdächern selbst zum höchsten Prämiensatz nur schwerlich von den Gesellschaften mehr aufgenommen werden. So sind sie also in einer Notlage, gedrückt durch ständige Mehrauslagen, und greifen eben bei Neudeckungen bittersüß nach den Dachziegeln.

Auch in der Abbildung 22 sieht man die Mitte des Daches mit einem Streifen Ziegeln gedeckt und zwar auf der Breitseite, wo sie bei Ausbruch eines Brandes Haus- und Stalltüren sichern. Dagegen ruht noch über Giebel- und Wohnräumen die alte Stroh-

Abb. 20. Verschiedenes Aussehen zweier Höfe, verursacht durch ihre Dachformen und die Beschaffenheit der Baustellen.

denn seitdem können die Funken mit dem Rauch ins Freie gelangen und fallen gar oft verderblich ins Stroh der Dächer. Seit dieser Zeit erst datieren die häufigen Hofbrände, die leider schon so zahlreiche Opfer gefordert haben. Das Gefährliche für die Bewohner bei diesen Hofbränden liegt außerdem darin, daß das brennende Strohdach, bald seines Haltes beraubt, herunterschießt und das ganze Haus mit seiner Glut umschließt, sodaß eine Rettung dadurch schon sehr erschwert wird. So müssen die Dächer denn wenigstens in der Nähe der Kamine mit Ziegeln gedeckt werden.

Und wenn es jetzt auch den Eindruck macht, als wenn man die noch vorhandenen kaminlosen Höfe unbehelligt ließe, also auch Strohdeckung weiterhin beideckung, deren vorteilhafte Eigenschaft darin liegt, daß sie im Sommer die Räume schattig kühl und im Winter mollig warm halten. Die Wände des ganz aus Holz gebauten Hauses sind unter dem überhängenden Dach, von diesem vor Regen geschützt, rot- bis tiefbraun gedunkelt, und wo sie dem Wetter ausgesetzt sind, färben sie ins Graue ab. Durch diese braunen und grauen Flächen bringen die Galerien und Fensterreihen mit ihren Blumenstöcken farbenfrohe Stimmung und Abwechslung.

Der Holzbau des Hauses ruht infolge des abfallenden Geländes vorn mit dem Wohnteil auf einem gemauerten, weißgetünchten Sockel, der den Keller birgt, während der rückwärtige Teil mit den Ställen unmittel-

bar auf dem Boden sitzt, was den Eindruck innigen Verwachsens gibt, besonders wenn Moose, Flechten und allerlei kleine Pflanzen sich im Mauerwerk des Sockels festgesaugt haben.

Diese innige Verschmelzung von Haus und Natur erhöht auch der Garten, der von seiner Mauer wie von den Armen des Hofes umfaßt ist. Wie heiter ist dieser Blumengarten! Und so üppig, daß er dicke Blumenpolster durch den Zaun über die Mauer hängen läßt. In ihm ist ein buntes Leben und eine jauchzende Farbenfreudigkeit. Die alten schönen Blumen: Levkojen, Malven, Astern, rote und weiße, flammende Lilien, der exotisch duftende Goldlack, der sich mit jeder Mauerecke begnügt und sich am dürftigsten Platze dankbar zeigt, Rittersporn in üppiger, sich breitmachenden Pracht und die vornehme Iris, die auf schlanken einfach grünen Schäften wunderbare Schaublüten entfaltet, intensive Nelken in dicken Büscheln bald weiß, bald dunkel, bald hellrot wie frisches Blut oder leuchtender Scharlach und endlich die Hecken mit edlen Rosen und über und über beladene Schneeballensträucher. Aber inmitten des Farben- und Düfterausches steht still ein altes Kreuz, an ihm der sterbende Christus, der eine wehmütige Note ernster Stimmung über den fröhlichen Garten, wie einen Schatten verträumter Trauer wirft.

Diese Gärten (vergl. Abb. 22), die zwischen den Gemüse- und Salatbeeten, Heilkräutern und Zierpflanzen aller Art jedes freibleibende Fleckchen Erde zum Ausschmücken überlassen, bilden mit den Bäumen und Sträuchern um die Höfe herum einen schönen abschließenden Frieß der Wiesen nach den Höfen hin. Sie werden zu einem Bindeglied, das nicht organischer und schöner gedacht werden könnte.

Anheimelnd, selbstsicher ruhen die Höfe dunkelernst in dieser frohfarbenen Herrlichkeit und dem grünsaftigen Leben. Sie vervollständigen das landschaftliche Bild in so schöner Weise, daß man keinen missen mag, und wenn man von ihnen träumt, kann es nie anders sein als so: wetterhart, braungebrannt, ruhig zwischen lachenden Blumen und kühlrauschenden, weitschattigen, hundertjährigen Nußbäumen.

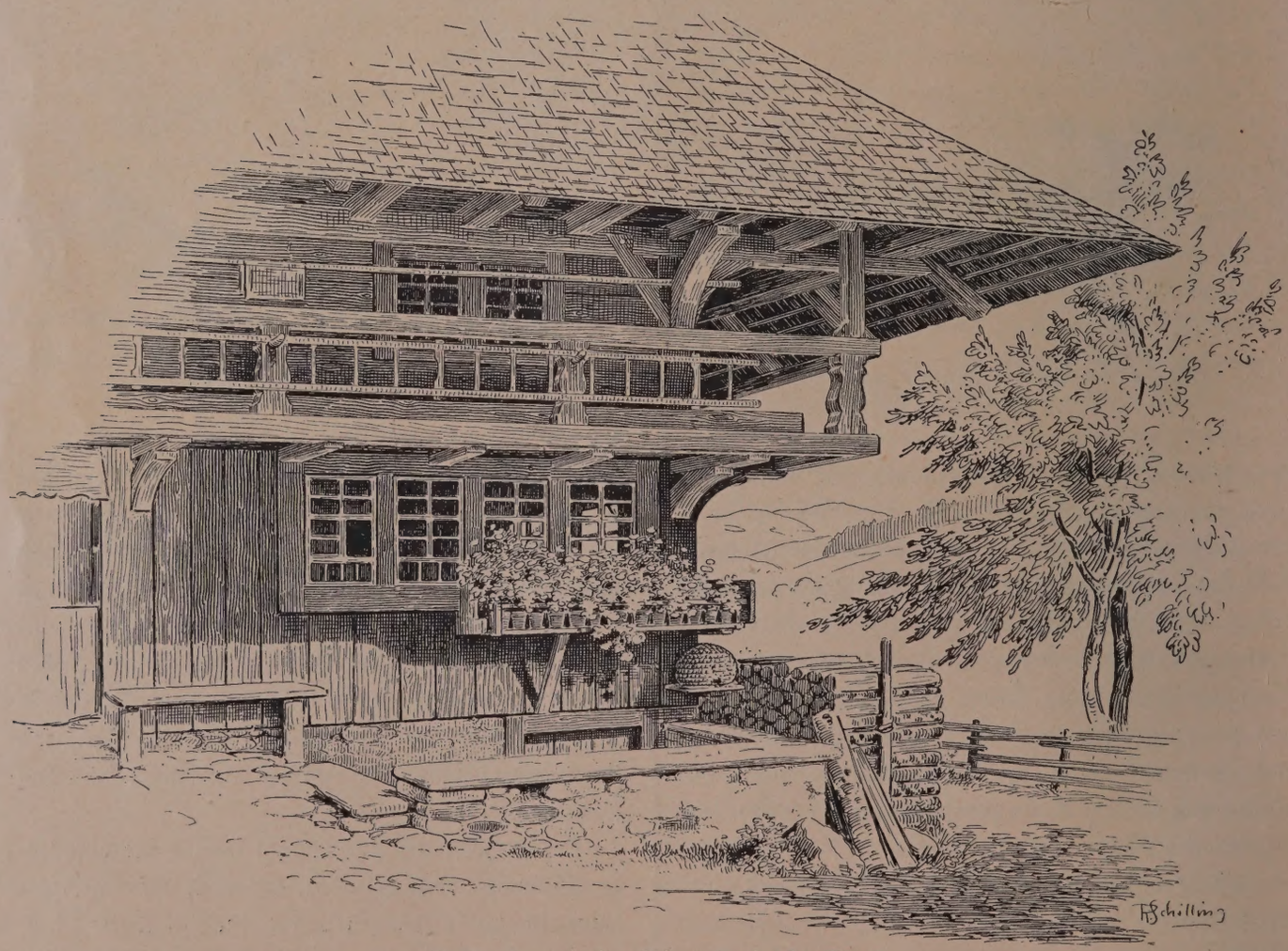


Abb. 21. Hausecke des Fußenhofes in Geroldstal.

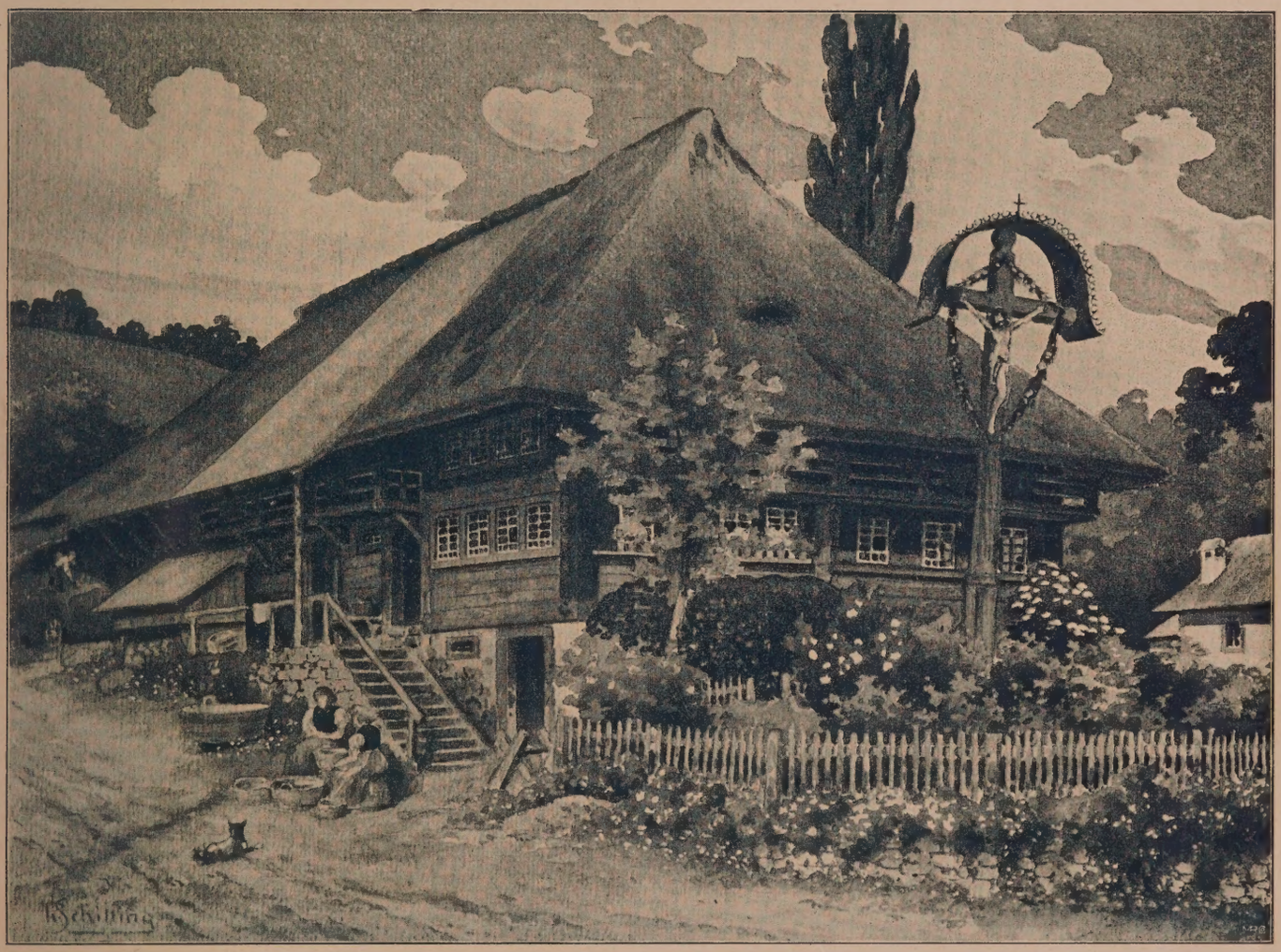


Abb. 22.

Ein Hof aus dem Elztal,
(Unterspitzenbach).

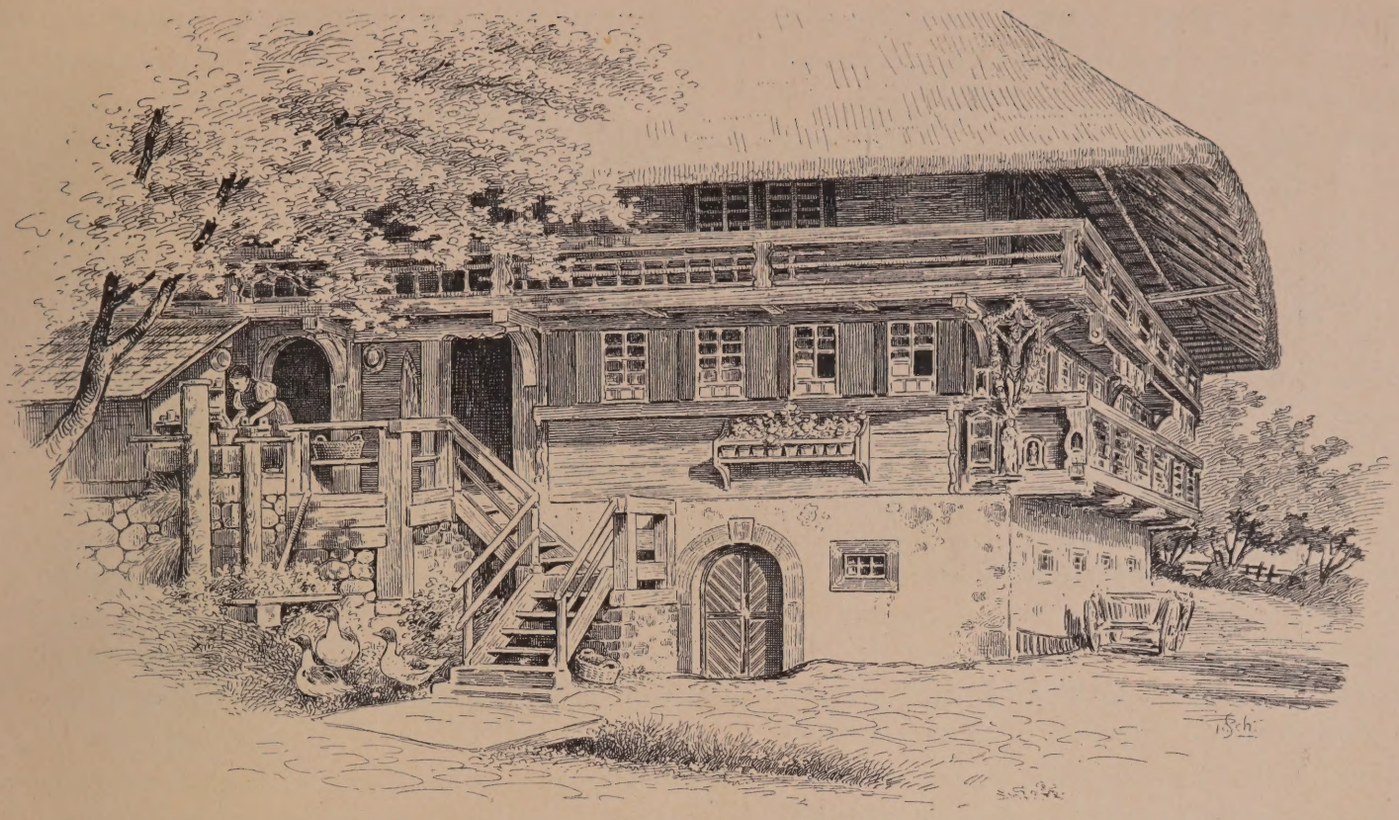


Abb. 23. Hausecke des Dilgerhofes in Oberglottertal.

Wie schon kurz angedeutet wurde, bieten die veränderten Lagen und die Unebenheiten des Bodens manch abwechselnde Hofbilder. Besonders bemerkbar ist das an den Hausecken des Wohnteils und Kellers, bei den an abfallendem Gelände nötig werdenden erhöhten Gängen vor den Türen, den dazu hinaufführenden Treppen, alles Anlagen, die sich bei jedem Hof ändern, weil sie Geländeanpassung erfordern.

Abbildung 22 vergegenwärtigt uns das lebendige Treiben um eine solche Haustreppe, wo sich zwischen herumliegenden Gerätschaften, Kübeln und Fässern die Hausfrau geschäftig macht.

Eine schöne Hausecke, vom Fußenhof in Geroldstal, stellt Abb. 21 dar. Das Haus, fast auf ebener Erde, hat nur einen geringen Unterbau nötig, der den in den Boden eingelassenen Keller umschließt, zu dem eine Treppe hinabführt, die mit einer Mauer umfriedigt ist, um Unglücksfällen vorzubeugen.

Was um diese Ecke sich gruppiert: die Treppenanlage, das selbstgezimmerte Brett der Blumenstöcke an den Fenstern, auf dem Eckpfosten der Bienenkorb, der wie eine hohe Warte über die weiten bienenumsummten Wiesen schaut, der Holzstoß davor, neben der Tür das Bänkchen, auf dem der Bauer am Abend sein Pfeifchen raucht und dem Ertrag der Ernte nachsinnt, die offene Galerie und das vorgreifende Dach: alles so gemütlich, still und traut.

Wie reich und herrlich ist die Hausecke des Dilgerhofes vom Glottertal in Abb. 23, mit der auffallend schön angelegten Treppe, die in ihrer oberen Hälfte erst längs der Hauswand, dann vor der Kellertür sich wendend, nach vorn zum Beschauer herabführt. Die ganze Anlage: das Milchhäuschen links, der laufende Brunnen, daran gerade die Bäuerin hantiert, das Geländer des Ganges und der Treppe, vor den Fenstern das Blumenbrett, das Kreuz und die kleinen Heiligen-Figuren am Eckpfosten, die durchgehende Galerie der Längswand, die um die Ecke herumführt, mit der daran hängenden Stange zum Wäschetrocknen, darunter an der Giebelseite die zweite Galerie — das gibt dem Hause eine reiche Gliederung und wirkt schön und ganz eigenartig.

Wir sprachen bisher von den äußeren, malerischen Eindrücken des Schwarzwaldhauses, die ja jedem Beschauer in die Augen fallen müssen, der einigermaßen Sinn für die Natur und deren bauliche Zutaten hat. Zum wirklichen Verstehen und Erfassen, namentlich der

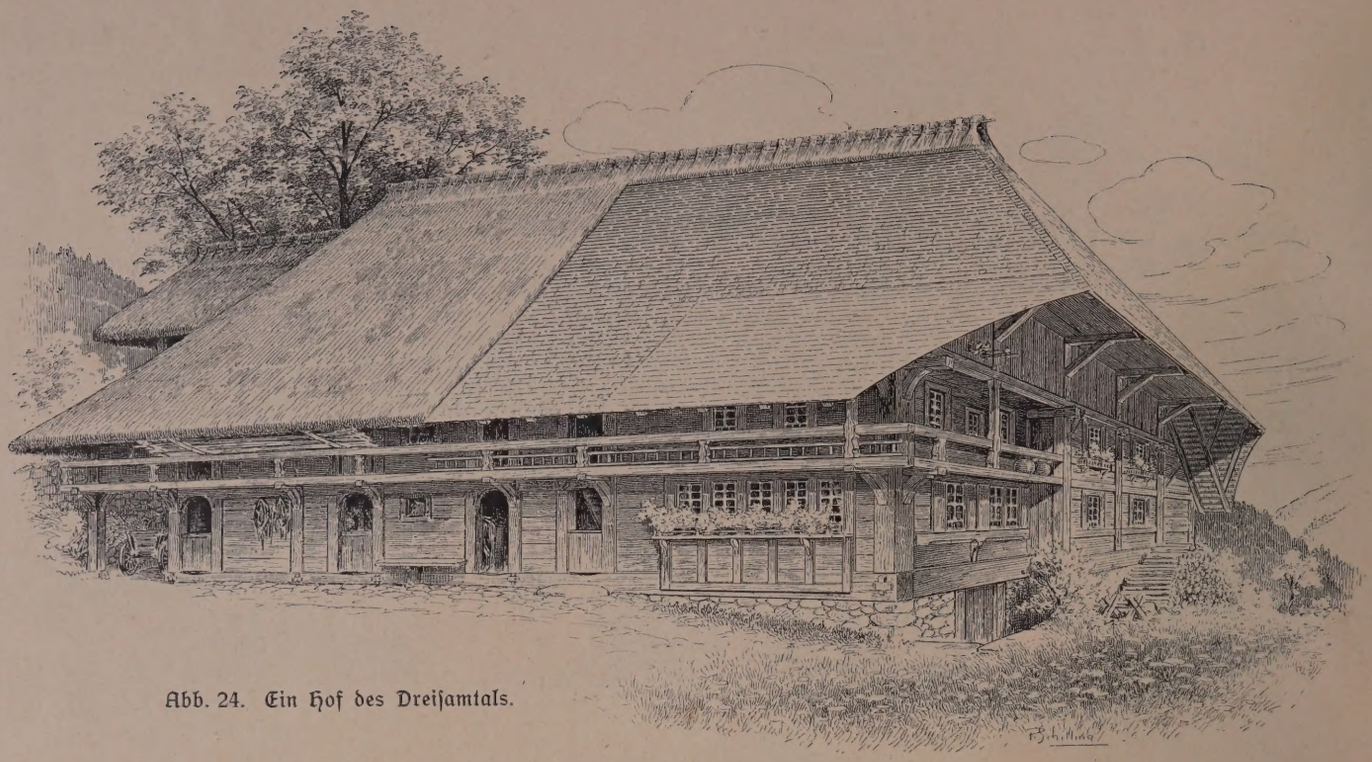


Abb. 24. Ein Hof des Dreisamtals.

feineren Einzelheiten dieser Bauten ist aber unbedingt erforderlich, daß man ihre Bauart genauer betrachtet. Erst das Erkennen ihrer fein durchgeführten Zweckmäßigkeit und der wohldurchdachten Lösung des Praktischen und Wohnlichen dieser Bauweise in ihrer Einheit und Einfachheit, die der künstlerischen Empfindung durchaus nicht ermangelt, läßt die Bauten voll bewerten und würdigen. Aus ihr wird die echte bodenständige Bauweise klargestellt, die bis in die kleinsten, scheinbar nebensächlichsten Einzelheiten durchdacht und richtig gelöst ist, ganz nach Maßgabe der Bedürfnisse ihrer Bewohner. Und so wird daraus ersichtlich, wie zweckmäßig, schön und mit der Natur harmonisch verwachsen diese Höfe dastehen.

Der Leser wird an der Hand der Abb. 24, einer Vorlage, die mit Hinblick auf das Typische sorgfältig und wohlerwogen ausgesucht ist, leicht das Folgende über Bauart Gesagte verstehen.

Teils auf natürlichem Boden, teils auf einem gemauerten Unterbau ruht der Holzbau, und zwar zu unterst ein Schwellenkranz, gebildet aus Längsschwellen von der Länge des Hauses und Querschwellen von der Ausdehnung des Giebels. Beide verzapfen sich an den Ecken so, daß die ersteren Zapfenlöcher haben, in welche die Zapfen der Querschwellen greifen. Keile an ihren Enden sichern und verankern an der Außenseite ihr Gefüge. Aber auch dort, wo das Gebäude durchgehende Zwischenwände aufweist, sind Querschwellen mit Längsschwellen in verzapftem Verband. Diese verkeilten Zapfen der Querschwellen werden an der Ecke und den Mündungen der Zwischenwände sichtbar. Auf einem derartigen Schwellenrost nun erheben sich an den Ecken und Kreuzungsstellen Pfosten oder „Ständer", von denen die Bezeichnung „Ständerbauten" für diese Bauart herrührt. Auch sie sind ihrerseits in die Grundschwellen eingezapft. Durch seine Stärke fällt unter diesen Ständern besonders der Eckpfosten am Wohnteil auf. Seine Innenseite ist zu einer Nische ausgehöhlt, die, wie wir später sehen werden, religiösen Zwecken geweiht ist. Die Ständer reichen durch beide Stockwerke bis hinauf zum Dach und tragen dessen Schwellen. Die Außen- und Zwischenwände formieren liegende Balken oder starke Bretter (Flöcklinge), die in die Ständer eingenutet sind. In Abb. 24 kommt durchgehends diese Art von Wandbildung in Anwendung. Zuweilen sind die Wandbildungen des Wohnteils auch anderer Art. So zeigt z. B. der Hof in Abb. 23 unten liegende Flöcklinge und etwa in Brusthöhe einen durchgehenden Fensterbalken, in der oberen Hälfte neben den Fenstern aber senkrecht eingeschobene Bretter. Die Längsbalken oder Pfetten der Stockhöhengrenze, die als Auflager für Querpfetten und sonstiges Gebälk dienen, sind in die Pfosten oder Ständer festgezapft und mit Holznägeln gesichert. Die aus der Hauswand herausragenden Querpfetten werden zu Trägern

der Galerien. Manche Höfe zeigen dann noch an der Außenseite der Wände sogenannte „Büge", die, mit Zapfen in Grundschwellen und Ständer verkrallt, seitliche Verschiebungen verhindern. (Vergl. Abb. 145). Ebenso sind oben zwischen den Ständerbalken und den herausragenden Pfetten, welche die Galerien tragen, Büge eingekeilt, die eine sichernde Wirkung auf letztere haben, die aber auch schon zum Teil als Schmuck aufgefaßt werden können. Das ist ja das Schöne dieser Bauweise, daß schon das Notwendige zum Schmuck wird. Selbst das Balkenwerk mit seinem Gefüge durchbricht die Eintönigkeit der Wandflächen und reizt wohltuend das Auge. Und so wird auch die nur aus einfachen Balken gebaute Galerie in Abb. 24 zum Schmuck, wenngleich sie auch nur aus Zweckmäßigkeitsgründen angebracht wurde. Sie gibt mehr Linie und Form, als alle Schnörkeleien und überflüssigen Zieraten der Stadthäuser mit ihrem großen Geldaufwand zustande brächten.

Wie schon bemerkt, werden die Häuser von durchgehenden Wänden durchzogen, welche sie in verschiedene Räume nach ganz bestimmtem Plan teilen. So trennt eine Wand vollständig die Wohnräume von den Ställen. Sie muß man sich links der Haustüre denken, dort, wo unten an der Grundschwelle der Zapfen sichtbar ist. Man vergleiche daraufhin auch den Plan in Abb. 25. Weitere durchgehende Wände begrenzen die Viehstände und lassen zwischen sich einen Futtergang offen; da aber von ihm aus dem Vieh das Futter verabfolgt wird, schließen sie sich nur in ihrer unteren Hälfte. Nur Pfosten, die einzelnen Stände begrenzend, reichen hinauf; zwischen ihnen stecken Rinder und Pferde ihre Köpfe nach der Außenwelt. Doch davon soll später beim Betrachten anderer Abbildungen die Rede sein. Bemerkt sei noch, daß dem linken Giebel des Hauses ein Wagenschuppen angefügt ist, der an Stelle einer geschlossenen Wand vom überhängenden Dach geschützt wird.

Kehren wir nun zum Wohnteil zurück. Aus der äußeren Ansicht und dem Plan erhellt, daß man durch die Haustür in den Hausgang, von da aus rechts in die Stube, geradeaus aber in die Küche gelangt. Zwischen ihr und der durchgehenden Wand zieht sich ein schmaler Gang durchs ganze Gebäude zur andern Längsseite des Hauses. Doch fehlt er in manchen Gebäuden; dann wird die Küche zum Durchgang, die ja auch einen Ausgang nach der andern Seite hat. Außerdem gelangt man auf der in Abb. 24 noch sichtbaren Treppe vom Hausgang in den zweiten Stock und von da auf einer schmäleren steilen Treppe zum Dachstock. Doch ist die untere Treppe hauptsächlich als Zugang zur Galerie und den, nur von dieser aus zugänglichen Gesindekammern über den Ställen gedacht, die auch „Völkergaden" genannt werden. Alles, was an Kammern über den Wohnräumen liegt, ist für den Besitzer und seine Angehörigen belegt, und eine besondere Treppe von der Stube aus führt sie dahin.

Das Dach des Hauses zeigt zur Hälfte Stroh, zur anderen Schindeldeckung; am Giebel ist es nur teilweise abgewalmt, was in die oberen Kammern mehr Licht bringt. Auffallend ist an diesem Giebel der eigentümliche Vorbau, mit dem die hintere Hälfte des Hauses hervorragt.

Diesen Vorbau, der ein Charakteristikum aller Höfe des Dreisamtales ist, bedingt die innere Raumverteilung. Rein praktische Gründe sind dabei ausschlaggebend. Ein Blick auf den Plan wird alles erklären. Daraus ist ersichtlich, daß der abgegrenzte Wohnraum vorn den Hausgang und die Stube enthält, während hinten die Küche und zwei Kammern liegen, die mehr Platz als Hausgang und Stube zusammen beanspruchen, wenn sie die nötigen Umfänge erhalten sollen. Freilich könnte man einwenden, daß durch eine entsprechende Vergrößerung der Stube der Vorbau zu umgehen wäre; doch wird das bei diesen Höfen stets vermieden. Immer wird ein bestimmtes Raumverhältnis gewahrt, wohl wegen der leichten Heizbarkeit. Und für Wärme schwärmt der Schwarzwaldbauer, was jeder bestätigen wird, der sich einmal in einem Schwarzwaldhaus aufgehalten hat.

Die Annahme, daß die Stuben aus Sparsamkeitsgründen möglichst klein gehalten werden, stützt ein Vergleich mit den Hofeinrichtungen im Elztal. Dort findet man diesen Vorbau, wie ihn die Dreisambauten besitzen, nicht. Alle Häuser zeigen eine gerade Giebelfläche. Der durch das Herausrücken der Wand bei ihnen gewonnene Raum ist nicht etwa dazu benützt worden, die Stube zu vergrößern, sondern den Hausgang. So erhalten manche Häuser einen derartig geräumigen Hausgang, daß darin ganz gut getanzt werden könnte (vergl. Abb. 26). In einigen Fällen ist der unnötige Raum allerdings auch ausgenützt worden. Man baute einen von außen zugänglichen Raum ein, der zur Aufbewahrung der kleinen Gerätschaften wie Haken, Schaufeln, Sicheln, Sensen und dergleichen bestimmt ist (in der Abb. 26 durch punktierte Linien angedeutet).

Daß der Vorbau an den Häusern des Dreisamtales nur gemacht wurde, um im Innern mehr Platz zu gewinnen, dafür bekommen wir einen weiteren Beweis,

wenn wir uns vom Elztal nach Mühlenbach wenden, das im Gebiete der Kinzig liegt. Viele der dortigen Häuser zeigen eine Einrichtung, durch die der hinteren Hälfte des Wohnteiles, in der sich Küche und Kammern

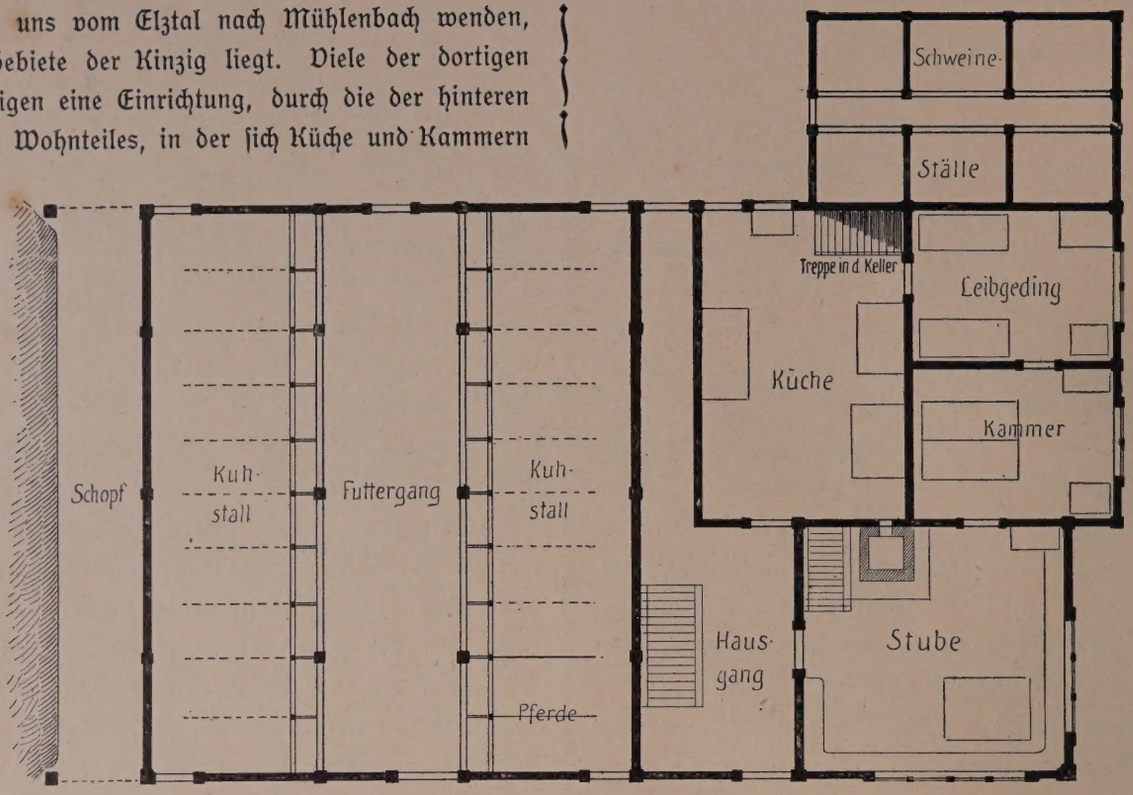


Abb. 25. Grundriß vom dargestellten Hof des Dreisamtals in Abb. 24.

befinden, ebenfalls mehr Platz verschafft wird, aber auf andere Art. In diesen Häusern verläuft die Trennungswand zwischen Wohnräumen und Stallung nicht geradlinig quer durchs Gebäude, sondern sie knickt mit der hinteren Hälfte in den Stall ein. Bei ihnen ist also der Vorbau, der bei den Dreisamtalbauten nach außen geht, ins Innere verlegt. Dadurch sind wohl einige Viehstände verkürzt, doch bieten sie dem Kleinvieh, den Kälbern und Ziegen, immer noch genügend Platz. Aber so ganz praktisch hat sich diese Einrichtung nicht erwiesen. Man hat die Rechnung ohne das Vieh gemacht, das gewöhnlich, wenn es von der Weide kommt, mit Ungestüm zur Raufe rennt und manchmal dabei so übel an dieser Ecke anstößt, daß einzelne junge Rinder geschlachtet werden mußten. In manchen Häusern füllen deshalb diese eingebauten Kammern auch den ganzen Raum der Stände aus, wie es die punktierte Linie im Plane der Abb. 27 andeutet.

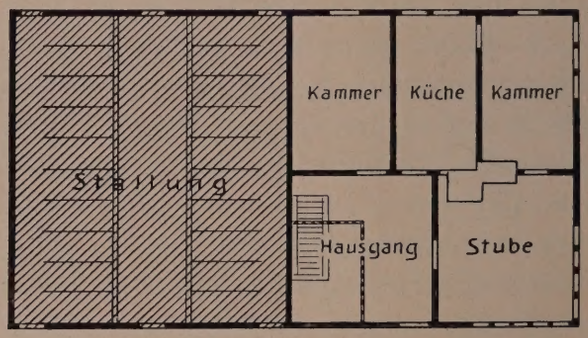


Abb. 26. Grundriß der Häuser im Elztal.

Man darf diese Einrichtung als einen Versuch eines Zimmermanns ansehen, der die Platzgewinnung auf andere Art lösen wollte. Daß sie sich aber in der Folge als unpraktisch erwies, dürfte auch der Grund sein, daß sie nicht in andere Bezirke übernommen wurde; sie blieb deshalb auf wenige Häuser von Mühlenbach beschränkt.

So gibt denn auch das Studium der Pläne den Schlüssel zur richtigen Deutung der Außenarchitektur.

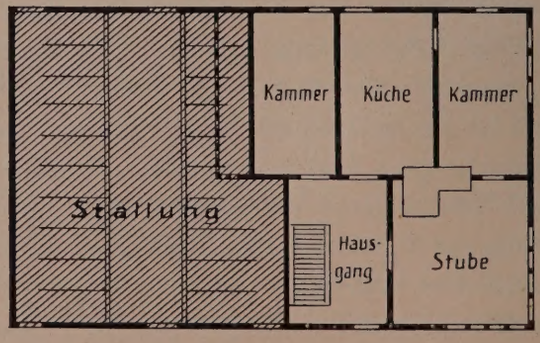


Abb. 27. Grundriß einiger Höfe in Mühlenbach.

Nicht die Witterungsverhältnisse gaben den Anlaß, Vorbauten an den Höfen des Dreisamtales zu errichten. Die Höfe sind ganz nur von innen heraus erbaut, und die Anordnung der Räume tritt an ihnen äußerlich so in Erscheinung. Doch ist der dadurch entstandene Vorbau von den Handwerkern geschickt ausgenützt worden. Sie machten aus der Not eine Tugend, indem sie die Galerie an diesem Vorbau in gleicher Breite ansetzten, sie um die Hausecke zogen und an der ganzen Hauslänge weiter führten. So lösten sie einfach dekorativ den störenden Eindruck des Vorbaues und gaben gleichzeitig dem Giebel mehr Linie.

Übrigens kann die Türe oben am Vorbau als Notausgang bei Feuersgefahr gedacht werden; näher liegt jedoch, daß sie nur als Zugang zur Galerie dient, zumal deren Teil vor den Kammern zum Trocknen von Wäsche und zum Sonnen der Betten allgemein benützt wird.

Hier sind wohl einige Worte über die Galerien am Platz, die als einfaches Dekorationsmotiv schon einige Male erwähnt wurden.

Die Galerien, die im Kinzigtal auch „Trippel" genannt werden, zeigen bei den Häusern des Dreisamtales nur ganz wenige Schnitzereiverzierungen an den Pfosten, auf welchen allgemeinhin Leitern gelehnt liegen oder an dort befindlichen Holzzapfen aufgehängt sind. Sie scheinen so geradezu zur Galerie zu gehören, und ihre Sprossen nehmen sich aus wie deren angemessene Gliederung. Schon etwas mehr Verzierungen zeigen die im Elztal. Dort weist ihr unterer Längsbalken immer einen Würfelfries auf: ein einfaches, fast naheliegendes, sachliches Ornament. Auch die eingezapften Pfosten zeigen an ihren Kanten reiche Schnitzverzierungen und sind in ihrer Mitte zwischen dem unteren und dem Brüstungsbalken durch ein Brett verbunden, dessen untere Kante in geschweifter Linie gehalten ist. (Vergl. Abb. 28 oben). Auch Spuren von Malereien sind an diesen Elztäler Galerien anzutreffen. Die Würfel des Frieses sind abwechselnd rot und schwarz gehalten, und in denselben Farben ist eine Schablonenmalerei an den Pfosten angebracht, deren beschnitzten Kanten ebenfalls mit ihnen gestrichen sind. Im Übrigen sind aber Malereien am Äußeren der Schwarzwaldhäuser so gut wie gar nicht anzutreffen.

Es kommen wohl auch reicher verzierte Galerien einzelner Höfe im Elz- und Dreisamtal vor, doch bilden sie hier eine Ansnahme, während sie in anderen Schwarzwaldgebieten die Regel sind.

Da findet man Bretter in Form zierlicher kleiner Säulen ausgesägt und in die Längsbalken eingenutet, Brüstungsbretter, wie sie Abb. 28 in den verschiedensten Formen zur Anschauung bringt. Zuweilen findet man wohl auch zur Abwechslung, zwischen solchen Säulchen ein Andreaskreuz in Form zweier, nach Art des lateinischen X ineinander gefügter Bretter (Abb. 28 zweite Reihe). Dann gibt es Gegenden, in denen die Bearbeitungen und Öffnungen dieser Brüstungsbretter in Sternchen-, Blatt- oder Herzform gehalten sind, oder derart, daß ein fortlaufendes Band in Schlangenlinie entsteht, was solchen Galerien besonders den Eindruck einer gewissen Geschlossenheit oder Energie verleiht.

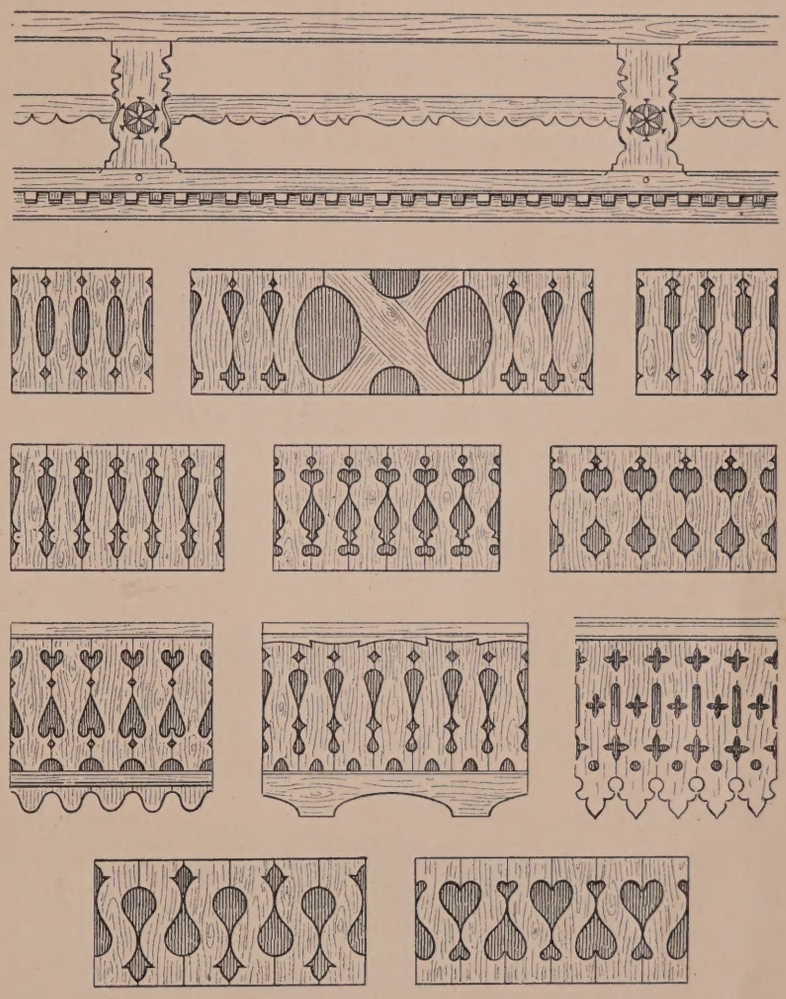


Abb. 28. Galerie-Verzierungen.

Überaus üppig ist das Galerie-Schnitzwerk der Höfe in der Nähe St. Blasiens, in Bernau und Menzenschwand, an denen die ziselierten Geländerpfosten bis

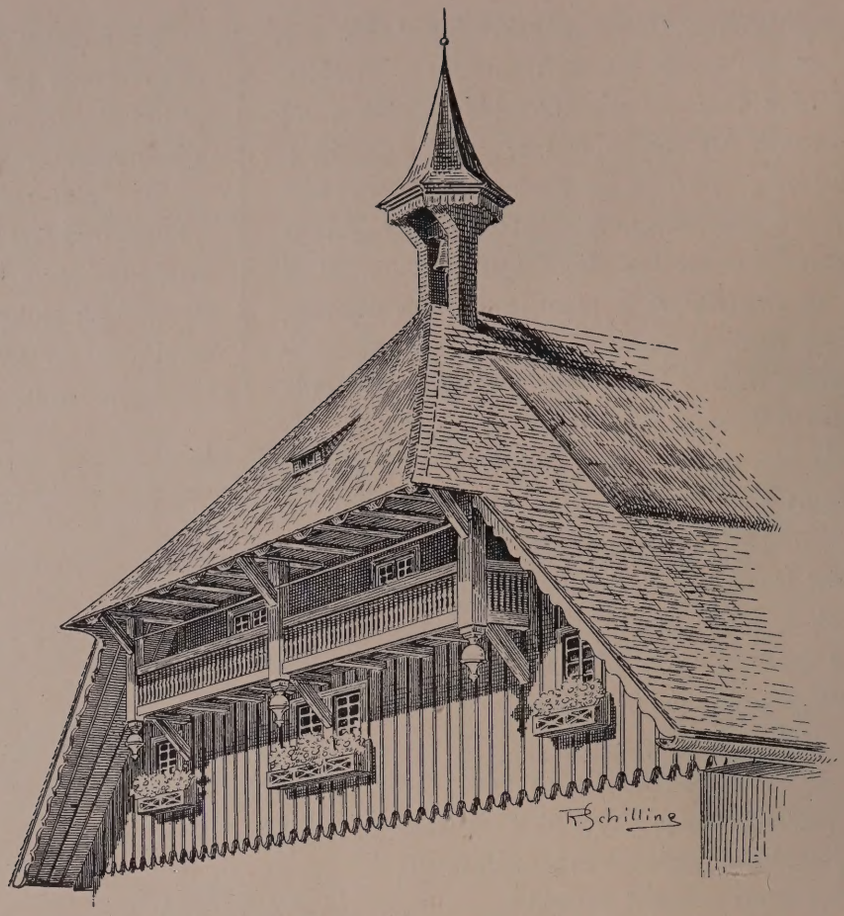


Abb. 29.

Galerie am „Hirahof", zwischen Saig und Kappel bei Lenzkirch.

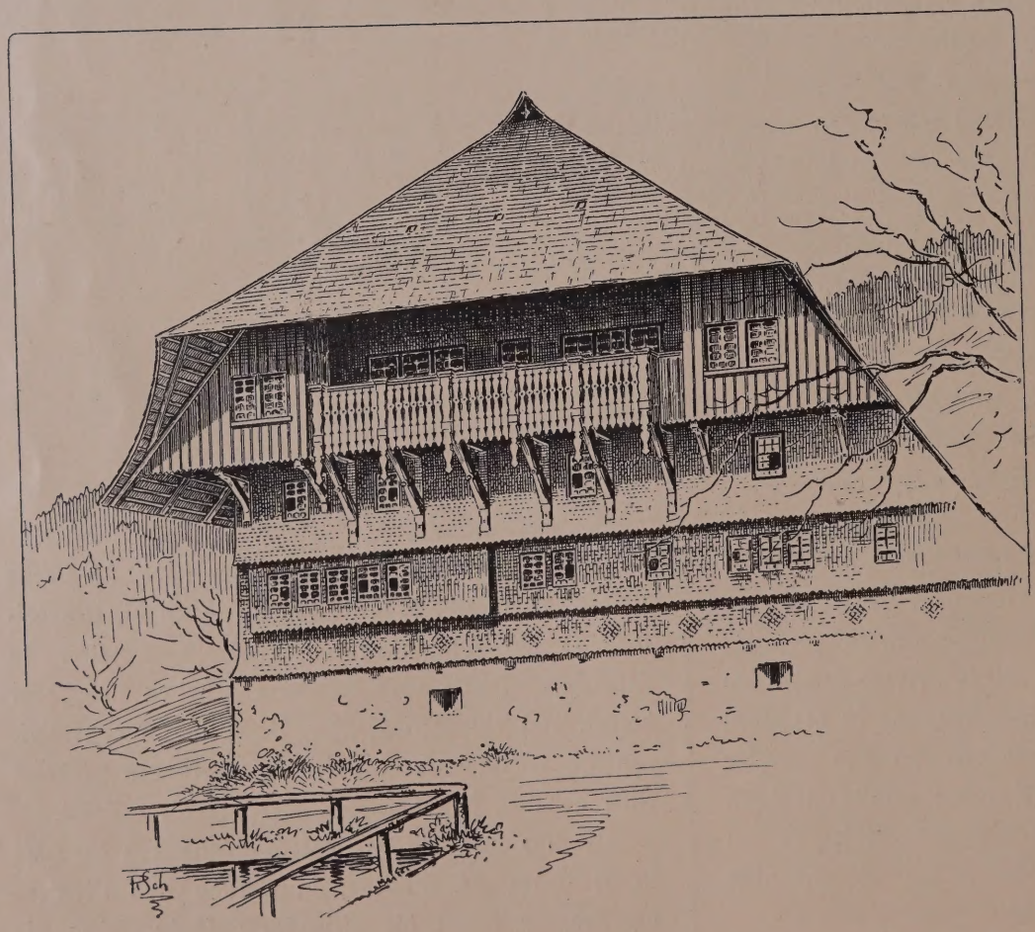


Abb. 30.

Giebel des Ritterhofes in Kirnbach bei Wolfach mit ganz eigenartiger Galerie.

unter die vorstehenden Dachpfetten verlängert und in diese verzapft sind, oder am Giebel mit der dort angebrachten oberen Galerie verbunden wurden. Die Art dieser Verbindung, durch eingezapfte geschnitzte Eckstücke in Bogenform, wie auch ganz besonders die Ausarbeitung des Balkenwerkes läßt auf feinen Sinn der damaligen Zimmerleute jener Gegend schließen. Zum Vergleich sei auf das dargestellte Bernauer Haus in Abteilung VII hingewiesen.

Eine recht abwechslungsfrische, angenehm verzierte Galerie ist in Abb. 31 wiedergegeben. Zwischen die geschnitzten Pfosten sind einfache kantige Stäbe, ausgesägte Brettchen in Säulchenform und Andreaskreuze

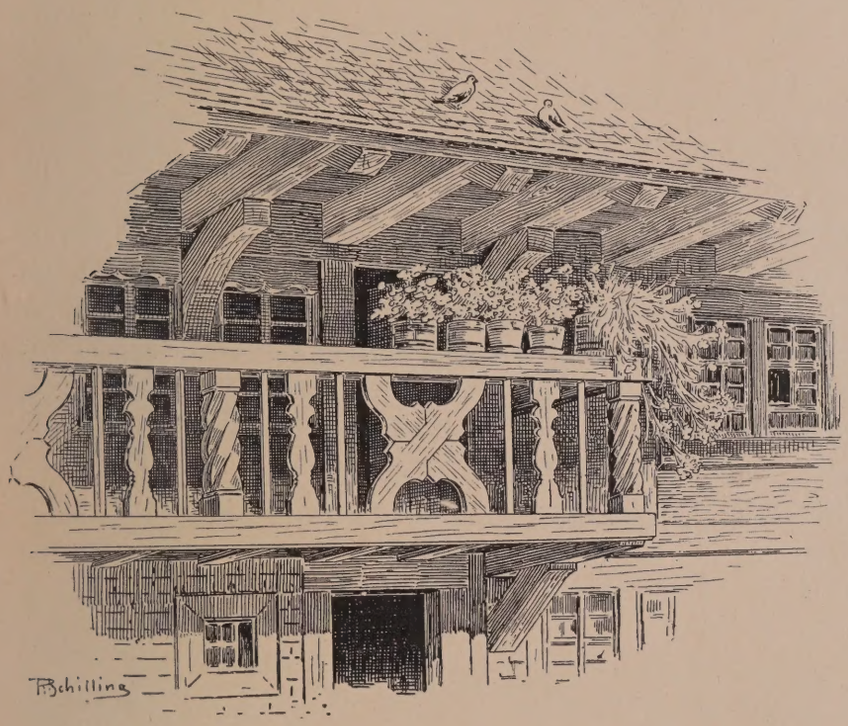


Abb. 31. Schöne Galerie an einem Hof in Brigach bei St. Georgen.

feinsinnig und mit viel Formgefühl gruppiert. Die Schnitzerei der Pfosten ist dabei ganz einfach in das Motiv des gedrehten Seiles übersetzt.

Weitere Eigenarten und schmückende Motivspiele geben die Galerien in Abb. 29 und 30, wovon die erstere einen freien stolzen Eindruck gibt. Sie wird von den aus der Giebelwand vorstehenden Längspfetten getragen und ist mit ihren nach oben verlängerten Geländerpfosten noch durch weitere Verzapfung gesichert. Die unten daran angebrachten gedrehten Knopfverzierungen, die gedrehten Stäbe der Brüstung, die Bretterverschalung an der Giebelwand, die Blumenbrettchen an den Fenstern und die geschweiften Bretter an den seitlichen Dachkanten erzielen einen selten harmonischen Eindruck.

Ganz anders sieht sich dagegen der Giebel in Abb. 30 an. Die seitlich der Galerie angebrachten und überhängenden Vorbauten stellen eine Art Laube her. Die Galerie selbst ist durch aufgenagelte Brüstungsbretter, die nach unten hin in geschweiften Linien frei endigen, reich verziert. Auch die geschnitzten Büge, die zur Sicherung der Galerie eingelassen sind, erhöhen wesentlich das ästhetische Gepräge.

Wir sind mit den zuletzt angeführten Beispielen etwas vom Wege abgebogen, nicht ohne Absicht! Um uns einige besonders wertvolle und schöne, leider nur vereinzelnd vorkommende Galerien anzusehen. Man wird aus ihnen erkennen, wie verschiedenartig die Häuser durch sie geschmückt werden können, welch großer Spielraum den Bauhandwerkern zur Entfaltung ihrer Gestaltungsgabe geboten war, trotzdem ihnen die einzuhaltende Gesamtform der Häuser eine gewisse Beschränkung auferlegte.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit den Einfahrten der Bauernhöfe zu, die gleich den Galerien mit ihren Schutzvorbauten eine Bereicherung der Linie bilden und voll malerischer Wirkungen sind.

Der Dachraum der Schwarzwaldhäuser ist seiner ganzen Ausdehnung nach ausschließlich der Wirtschaft vorbehalten, d. h. zur Aufbewahrung der Frucht und des Futters. Zu jenem hinauf führt die Einfahrt. Da nun das Bauernhaus fast durchweg mit dem hinteren Giebel an den Bergabhang gelehnt steht, öfter sogar mit ihm verbaut ist, macht das keine besondere Mühe. Die Wagen können dadurch fast zu ebener Erde einfahren. Es gibt aber auch Fälle, namentlich bei Häusern auf flachem Talboden, die sehr hohe Einfahrtsrampen mit Brücken benötigen, wenn man mit den Wagen in den Dachstock fahren soll. Ein derartiges Beispiel zeigt die Häusergruppe in Geschwend im Wiesental, (Abb. 32). Alle drei Häuser haben ihre Einfahrt auf der Längsseite, die Wagen fahren quer zum Gebäude ein, und die Tennen sind verhältnismäßig klein und kurz, sodaß nur wenige Wagen hintereinander eingefahren werden können. Immerhin deckt sich der verfügbare Raum mit dem Bedarf, denn in den oberen Strichen des

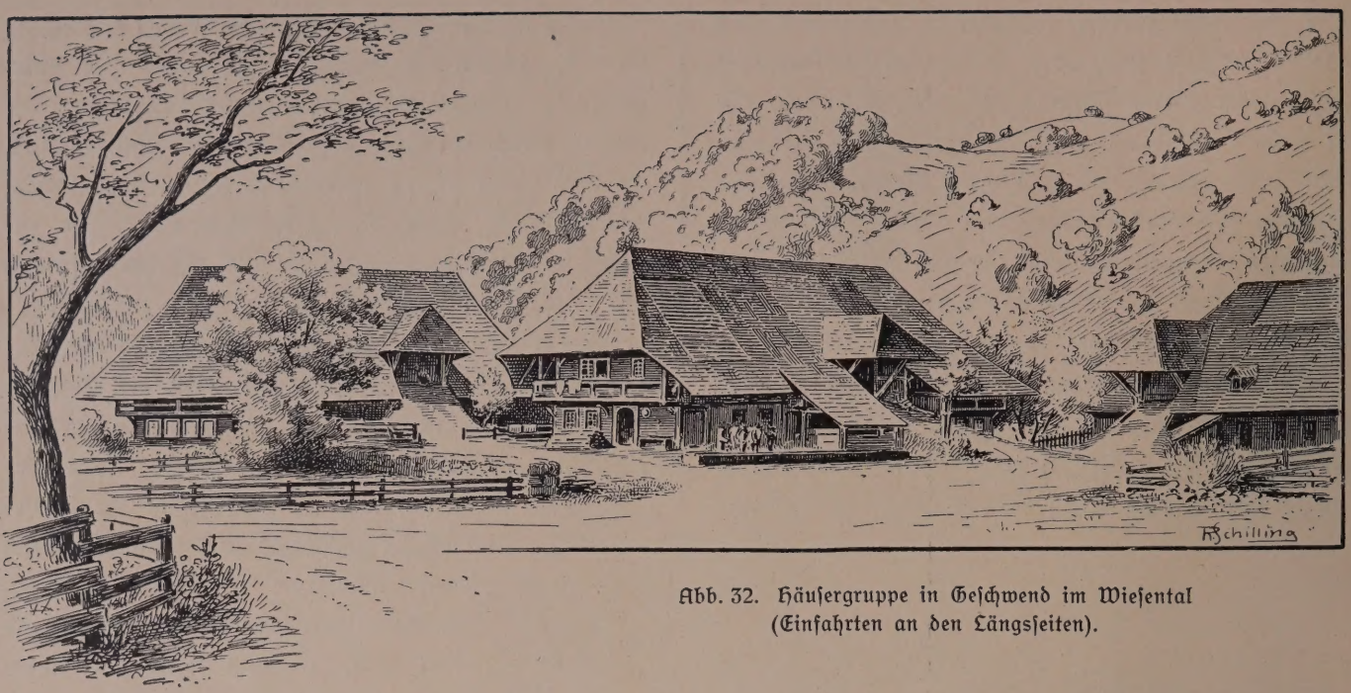


Abb. 32. Häusergruppe in Geschwend im Wiesental (Einfahrten an den Längsseiten).

Wiesentals ist der Ackerbau nur sehr gering. Bei allen größeren Höfen in den fruchtreicheren Gegenden ist die Einfahrt am hinteren Giebel eingebaut. Solcherart können die Wagen durch den ganzen Dachstock gefahren werden, und ihre Deichseln sieht man dann öfters aus den Dachlucken des vorderen Giebels herausragen. Auf diese Weise können auch mehrere Wagen gleichzeitig eingebracht werden, was in der Erntezeit, besonders bei zweifelhaftem Wetter oder drohendem Gewitter, von großem Wert ist. Ab und zu sieht man auch Häuser, die ihre Einfahrt über dem vorderen Giebel mit der Wohnung haben; sogar schrägen Einfahrten über eine Hausecke kann man begegnen.

Wie schon gesagt, sind die Einfahrten architektonisch oft ein Schmuck der Häuser; man vergleiche daraufhin den in Abb. 34 gegebenen Hof, dem noch die alten knorrigen Nußbäume ein besonderes malerisches Aussehen geben.

Nicht uninteressant sieht sich auch die Art des Vorbaues an, wie ihn das Haus des hohen Schwarzwaldes in Abb. 33 zeigt. Bei ihm wird der vom Dach geschützte Außenraum als Arbeitsplatz benützt. Das kleine, innerhalb der Einfahrt eingebaute Häuschen ist zur Aufbewahrung der landwirtschaftlichen Geräte bestimmt. Vom Haus selbst ist nicht viel sichtbar, da es an dieser Seite ganz in den Boden eingebaut ist. Die Traufkante des Daches reicht nahe zum Boden herab, sodaß die Wagen ohne Steigung in den Dachstock einfahren können.

Anders ist der Eindruck der in Abb. 35 dargestellten Einfahrt der Elztalhäuser. An ihr fehlt der schirmende Vorbau völlig, das tiefherabreichende Dach zeigt nur einen Ausschnitt für die Rampe. Die Räume seitlich davon werden als Geräteschuppen für Wagen, Schlitten und Ackergeschirr verwendet. Unter der Einfahrt befindet sich der Arbeitsraum, und dort ist eben der Bauer auf der Schnitzelbank beschäftigt. Auch diese Einfahrtsart wirkt durchaus malerisch.

Betrachten wir nun die hintere Längsseite des Hauses. An sie sind die Schweineställe angebaut, und das Dach reicht in seiner Verlängerung ohne Rücksicht auf Symetrie

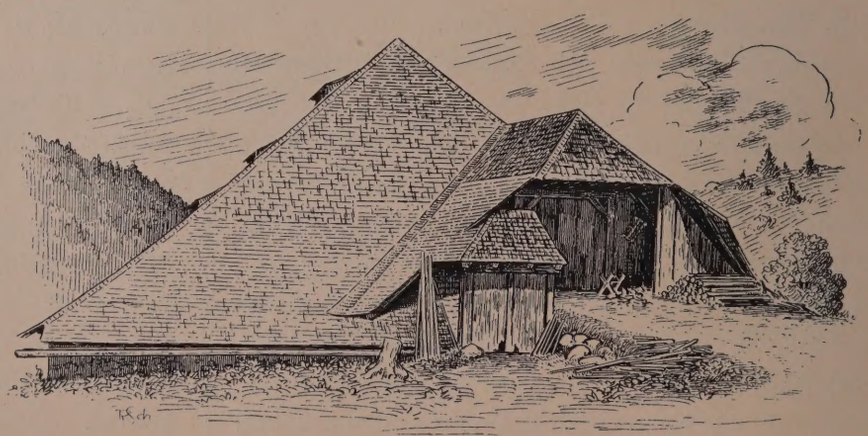


Abb. 33. Einfahrt eines Hofes in Langenordnach (hoher Schwarzwald).

Abb. 34.

Ein Hof des Dreisamtals (Himmelreich),
mit der Einfahrt am hinteren Dachgiebel.

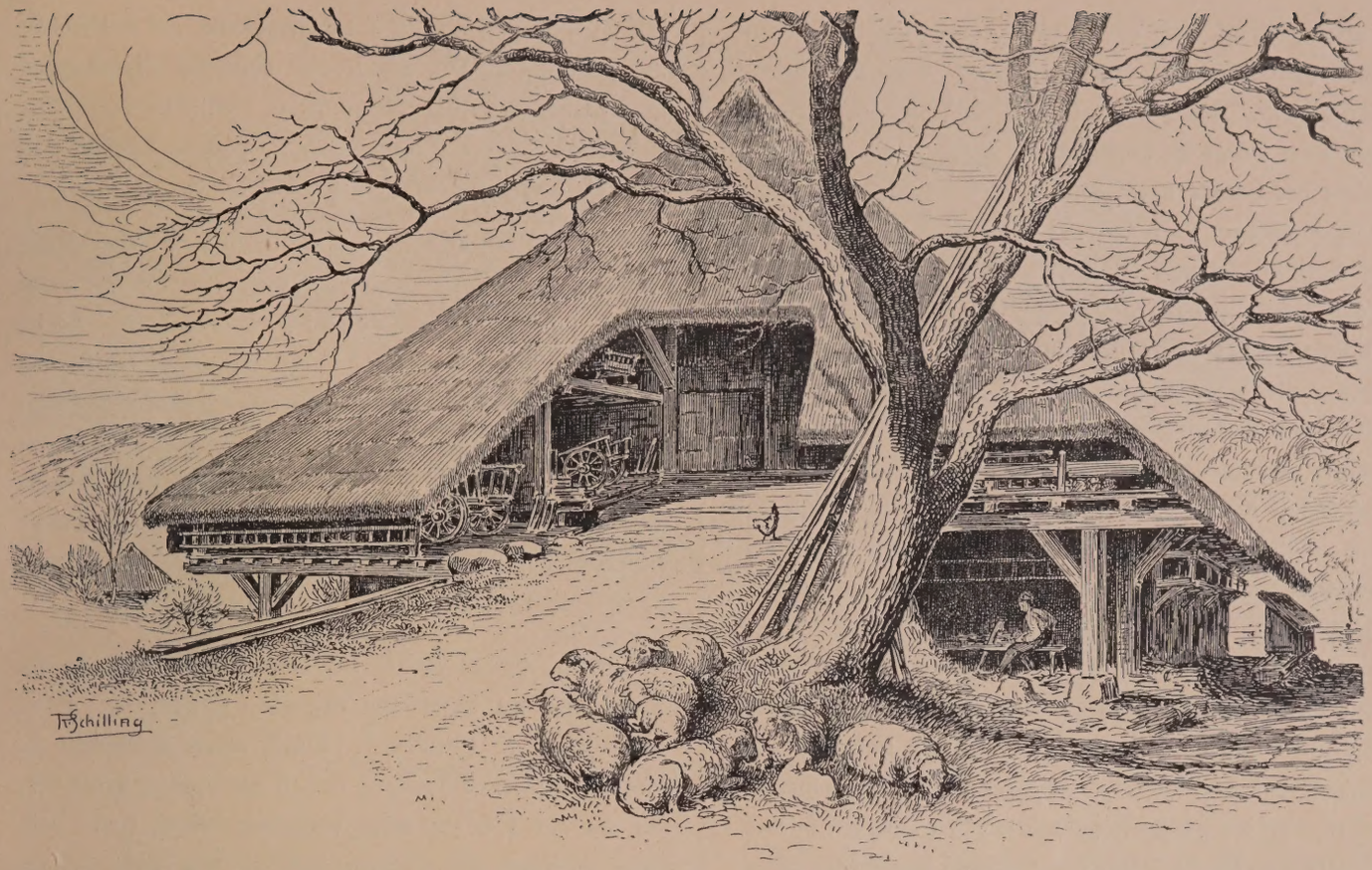


Abb. 35. Einfahrt eines Hofes in Oberprechtal.

weit über sie herab. Die architektonische Linie dieser Längsseite kommt natürlich hier nicht in Betracht. Abb. 36 veranschaulicht die Bauart dieser Schweineställe, zwischen denen die Treppe von der Küche herabführt. Anschließend an diese Ställe ist ein Stück Gelände mit einem Lattenzaun eingefaßt. Man nennt es die „Kremme", in der sich auch der Dunghaufen befindet. Das ist das Ferkelparadies, darin dürfen sich die Schweine einige Stunden des Tages mit wohligem Grunzen, wühlend und kratzend herumtreiben. Da liegen Schweine in heller Sonne, und Mutterschweine tummeln sich mit rosaroten, quiekenden Ferkelchen (Speckjamen genannt); dazwischen scharren und gackern Hühner, die sich auch noch was davon aussuchen wollen.

Die Schweinezucht ist für den Schwarzwald von großer Bedeutung. Sie ist für den Bauer eine Haupterwerbsquelle, mit der er rechnen muß. In der Regel gehört sie zum Arbeitsgebiet der Bäuerin, die ihr viel Sorgfalt zuwenden muß. Kommt es doch vor, daß sie nächtelang bei ihren anspruchsvollen Pfleglingen verbleiben muß. Deren Zahl ist oft sehr groß, je nachdem die Würfe ausfallen und das Glück es will. Zwanzig, vierzig, ja sechzig sind manchmal in den Ställen untergebracht, und es ist begreiflich, daß dann die Bäuerin auf ihren Bestand stolz ist. Sie wird auch nie verfehlen, Bekannten ihre Glücksschweinchen vorzuzeigen.

Die Gesamtansicht, wie auch die vorgeführten äußeren Bestandteile des Schwarzwälder Bauernhauses zeigen, daß dessen Bauweise wohl durchdacht und praktisch einwandfrei durchgeführt sein muß. Dies ist auch wirklich der Fall. Abb. 37 soll uns davon überzeugen. Sie stellt den Längsschnitt durch einen Hof des Dreisamtales dar, wie ihn Abb. 24 von Außen gibt. Die innere Einteilung, die Anordnung der Räume, ja der Zweck jedes einzelnen Raumes wird daraus ersichtlich.

Wie geschickt ist schon die Unebenheit des Bodens ausgenützt: mit dem hinteren Ende ist das Haus in die Bergseite eingebaut, und so die Steigung zur Einfahrt vermieden, und in dem Unterbau der Talseite hat der Keller Platz gefunden. Diese Anordnung und Stellung des Hauses zum Gelände hat noch ihre besonderen Vorteile, auf die hier hingewiesen sei. Wir deuteten schon an, daß der Unterbau am Wohngiebel umsomehr in Erscheinung tritt, je steiler das Gelände ist. Damit ist

zugleich gesagt, daß die Häuser in der Regel so stehen, daß ihre Längsachse, ihr First gleich dem Bodengefäll gerichtet ist. Das hat den Vorteil, daß in Regenperioden das vom Berge herabströmende Wasser an den Längsseiten des Hauses vorbeigeleitet werden kann. Wie ein vorgeschobener Keil teilt es die Einfahrtsrampe am hinteren Giebel und leitet es nach beiden Seiten. Jede Feuchtigkeit ist dadurch dem Hause ferngehalten, und die Räume alle trocken und luftig. Wäre dagegen das Haus mit einer Längsseite in den Boden eingebaut, quer zum Gefäll gestellt, dann würde es den Wassermassen weniger Widerstand leisten können, und die Schneelast des Winters würde auch nicht förderlich auf das ohnehin schon halb in feuchtkaltem Erdboden steckende Haus sein. Einige wenige solcher quer gestellter Häuser, an denen sich diese Mängel nachweisen lassen, gibt es auch im Schwarzwald, aber nur in dessen höchsten Lagen, wo die Stürme nur diese Stellung ratsam erscheinen lassen. Überall in den Tälern haben Erfahrungen und praktische Erwägungen es zur Regel werden lassen, daß die Häuser so gebaut wurden, daß ein Giebel, zumeist der Wohngiebel, der Talsohle zugerichtet ist.

Zur Erklärung der Räume übergehend, beginnen wir mit dem Keller. Ihn muß man sich in verschiedene Abteilungen denken, von denen nur eine im Schnitt getroffen und zu sehen ist. Sie liegen an der Giebelseite nebeneinander. Die Länge der einzelnen Abteilungen ist dieselbe, wie die der darüber befindlichen Stube. Außer der Tür von außen führt auch eine Treppe von der Küche aus in eine seiner Abteilungen.

Darüber im ersten Stock die Stube mit dem großmächtigen Kachelofen, und über dieser im zweiten Stock eine Kammer mit einem alten Himmelbett. Links der Stube der Hausgang, in dem eine Treppe in den zweiten Stock führt, eine weitere von da aus zum Dachstock. Durch eine halbgeöffnete Tür sieht man im Hausgang in die Küche. Sie reicht durch beide Stockwerke. Durch das im zweiten Stock sichtbare Gatter entweicht der Rauch, zieht in den Dachstock und gelangt durch eine Lucke am Ende des Firstes ins Freie.

In der linken Hälfte des Hauses sieht man in die Ställe und den dazwischen liegenden Futtergang. Über ihnen liegt die „Heulege". Durch einen Ausschnitt in ihrem Boden wird das Heu in den Futtergang geworfen, von da aus wird es dann verfüttert. Ganz links vom Haus, zwischen den Ställen und der nur ganz wenig, künstlich erhöhten Einfahrtsrampe wird der Wagenschuppen sichtbar, darüber der Aufbewahrungsort für Schlitten usw.

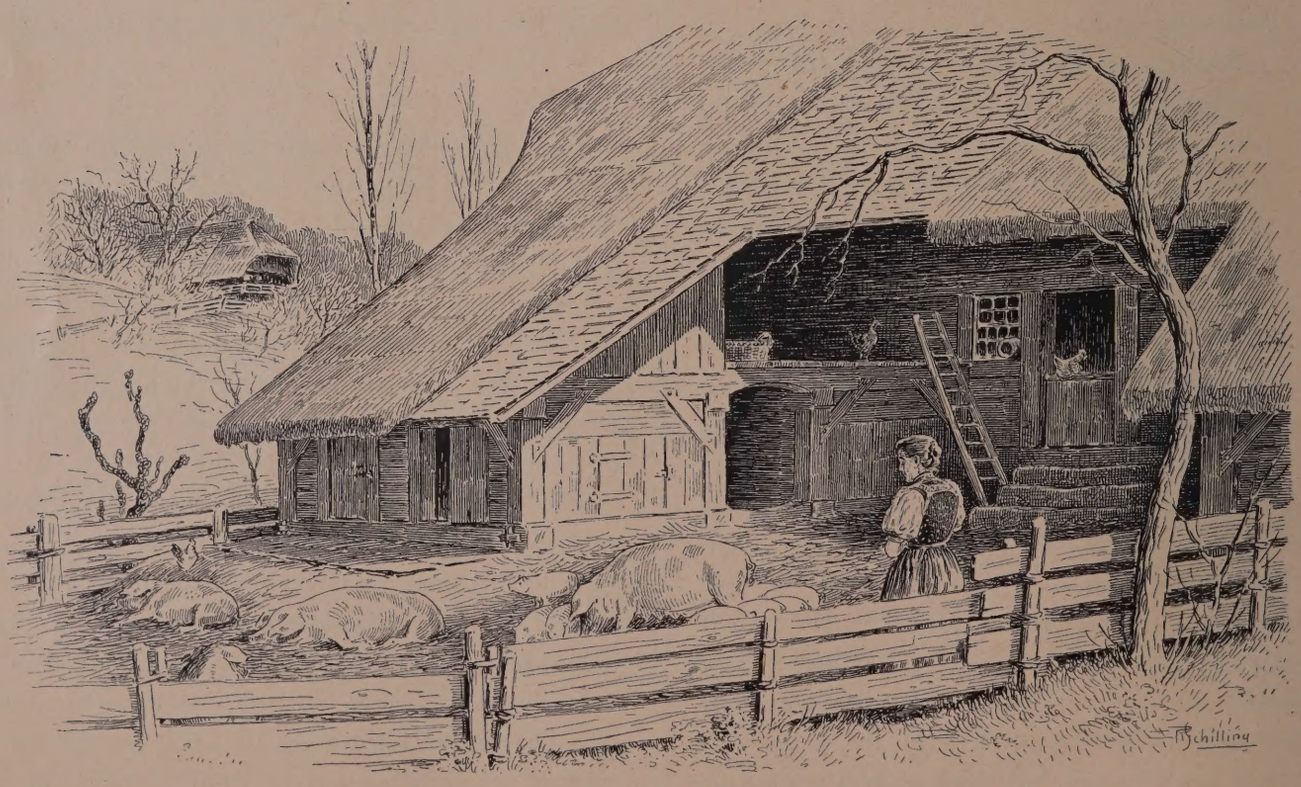


Abb. 36. Die Schweineställe an der Rückseite, mit der anschließenden „Kremme".

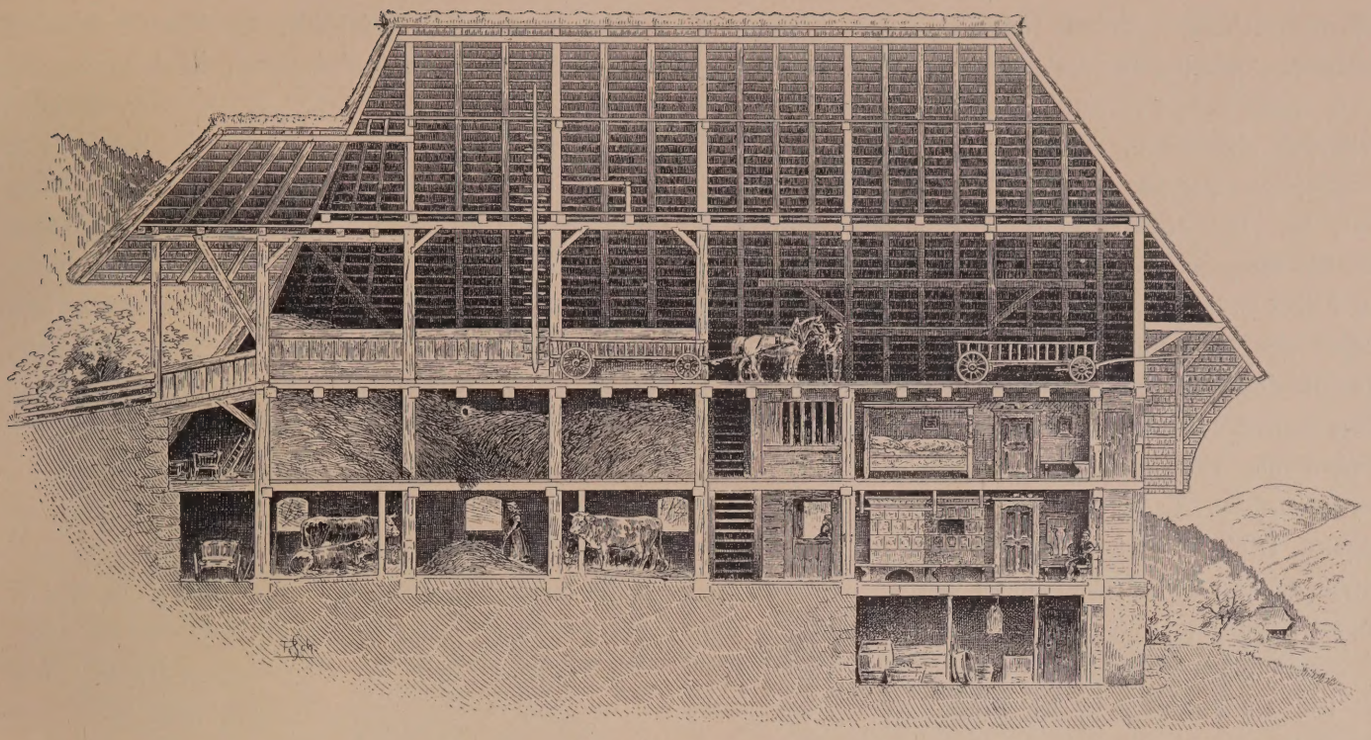


Abb. 37. Längsschnitt durch den in Abb. 24 dargestellten Hof des Dreisamtals.

Der Dachstock ist seiner ganzen Ausdehnung nach nur für die Aufnahme von Futter und Frucht bestimmt; sie fallen in der Zeichnung der Übersicht halber natürlich weg. Der Vorteil der ganzen Bauart besteht eben in der Möglichkeit, die Frucht im Wagen einzufahren. Zu diesem Zweck ist die schon erwähnte mehr oder weniger steile Rampe nötig, dann aber vor allem ein Niedrighalten der beiden Stockwerke des Hauses. Deren Höhe beträgt durchschnittlich 2,10–2,30 Meter.

Ein Blick auf den Längsschnitt läßt erkennen, daß die ganze Anordnung und Bauart diese geringe Stockhöhe nötig machte. Bei der Betrachtung lernt man aber auch verstehen, welche Schwierigkeiten zu überwinden wären, um die in neuerer Zeit von den Baubehörden angeordnete Einführung höherer Stockwerke durchzuführen. Sie ist ganz unausführbar, ohne das Haus von Grund aus umzugestalten. Diese Verordnung wird deshalb von den Schwarzwaldbauern auch wenig sympathisch aufgenommen, zumal sie es nicht einsehen können, warum ihre Stuben jetzt auf einmal zu niedrig sein sollen, nachdem sie doch Vater, Groß- und Urgroßvater praktisch genug waren.

In Abb. 37 steht im Dachstock ein mit Pferden bespannter Wagen, von dessen Stelle aus man sich das Unterbringen von Frucht und Futter zu denken hat. Das Heu lagert seitlich der Einfahrt. Die Bretter des Dachbodens fehlen dort, und die Querpfetten und Balken laufen frei durch den Raum. Zwischen ihnen wird das Heu auf den Boden des zweiten Stockes hinabgeworfen. Es türmt sich zur Zeit der Heuernte auch beiderseits der Tenne auf; doch bleibt bis zum Frühjahr von diesen enormen Mengen durch den täglichen Verbrauch nur wenig übrig, wie es im Bild zu sehen ist. Roggen und Hafer, überhaupt alle Frucht wird dagegen vom Standort des sichtbaren Wagens aus nach den oberen Dachräumen buxiert, deren Böden lose Bretter bilden. Dahin gelangt man auf dem links des Wagens dargestellten „Kletterbaum". Die leeren Wagen können auf dem Dachboden in großem Bogen umkehren und wieder hinausfahren. Die eigentümliche Bauart des Dachstockes ermöglicht dieses Wenden, und zwar weil nur im hinteren Teil die Ständerbalken bis hinauf an den Dachfirst führen, während die des Wohnteils nur bis zum Dachboden laufen. Demnach fehlen im vorderen Teil die störenden Holzpfosten, sodaß sich der Bauer bequem mit Roß und Wagen bewegen kann. Diese Anordnung der verschiedenen Bauarten des Dachstockes darf man aber keineswegs mit der Einfahrt in Zusammenhang bringen, denn sie bleibt dieselbe, auch wenn die Einfahrt in den anderen Giebel, über dem Wohnteil eingebaut ist, was ja in manchen Gegenden der Fall ist. Der leere große Raum im vorderen Dachstock wäre aber auch als Art Vorratsraum für ertragsreiche Jahre anzusprechen. Aus Abb. 37 ist ferner-

hin noch ersichtlich, daß in die Säulen des hinteren „stehenden Dachstuhles", wie er nach ihnen genannt wird, starke Bohlen eingenutet sind, die die Dreschtenne beiderseits einschließen.

Wie der stehende Dachstuhl gebildet wird, zeigt Abb. 38. Die mittlere Säule führt von der Grundschwelle durch alle Stockwerke bis hinauf zur Firstpfette, die beiden seitlichen zur mittleren Dachpfette. Das Dach tragen also der Hauptsache nach die stehenden Säulen: eine Konstruktion, die technisch einfacher ist, als die eines liegenden Dachstuhls, bei dem die ganze Last des Daches die über die Hausfront herausragenden Dachpfetten übernehmen. (Abb. 39.) Die Lösung der hierzu nötigen Verstärkung durch doppelte Balkenführung, ihre Verbindung und Gewichtsverteilung auf die seitlichen Auflager ist bewundernswert. Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß der überhängende Teil des Daches durch aufliegende Balkenstücke (Aufschieblinge) gebildet wird.

Interessant ist überhaupt diese ganze Konstruktion des Dachstockholzgerüstes mit seinen Säulen, Pfosten, Pfetten und Zangen, den Streben und Kopfbändern, die eine Wehr gegen seitlichen Windruck darstellen, dann die Bildung der Dachflächen selbst, ihre Sparren und Latten mit ihrer Stroh- und Schindeldeckung. Am ganzen Bau des Hauses, außen sowohl wie innen, bewundern wir die Kunstfertigkeit des Zimmergewerbes. Schade ist nur, daß dieses Gewerbe, dem früher die Hauptarbeit an den Bauten oblag, von der Zeit so stiefmütterlich in den Hintergrund verdrängt wurde und sich jetzt mit denjenigen Arbeiten begnügen muß, die ihm der Maurer anweist. Immer mehr schrumpft sein Wirkungskreis ein, ja es scheint, als wenn ihm von den wenigen verbliebenen Arbeiten noch durch den Betonbau entzogen würden. Die Anfänge zeigen sich bereits, zieren die Landschaft aber keinenfalls, ebensowenig wie die bis hinauf zum Dachfirst gemauerten Hausgiebel.

Als Abschluß der Erklärung innerer Einrichtungen noch ein Blick in Abb. 38. Da sieht man vom Futtergang aus die Köpfe der Kühe, der Bläß, der Wißköpfigen, der Scheck, dem Schimmel, Braunen, Rapp, Falk, Golde, Silbere, Bummere, der Resi und wie sie alle heißen. Jedes hat seinen besonderen Namen, meist nach der Farbe oder Zeichnung. Käuend stehen sie nebeneinander oder schauen verwundert nach dem Fremden, der einen Blick in den Stall wirft. Sie sind gut ge-

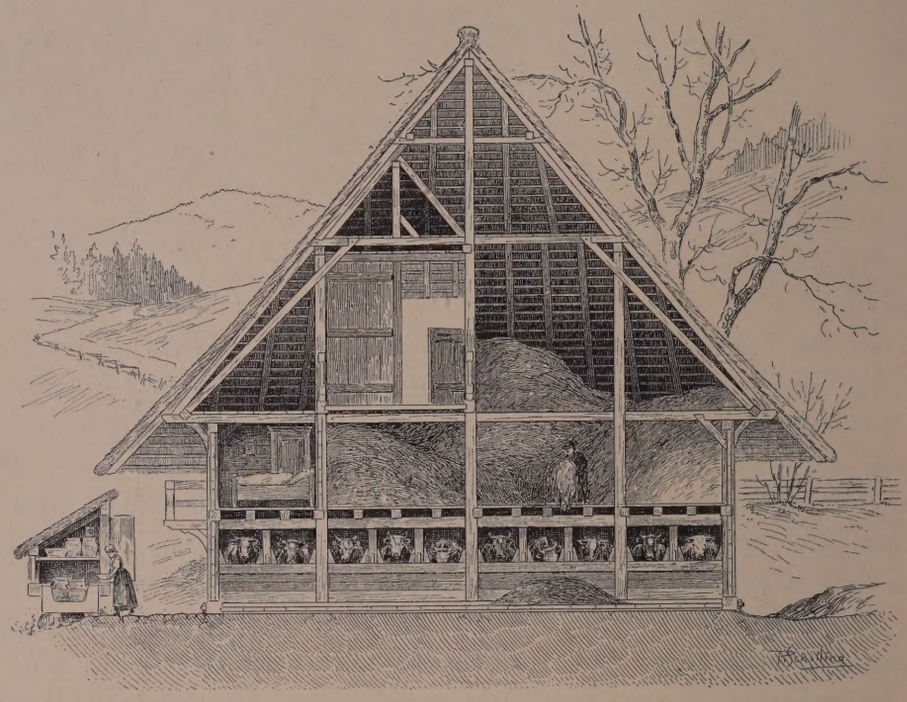


Abb. 38.
Querschnitt des Hofes mit der Darstellung des „stehenden Dachstuhls" über den Ställen.

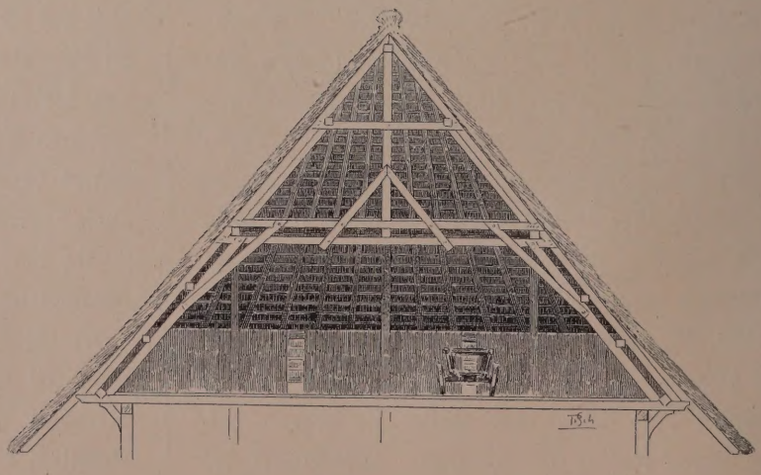


Abb. 39. Der „liegende Dachstuhl" über dem Wohnteil.

halten, eines schöner als das andere; aber der Schwarzwälder Bauer hat es nicht gern, daß solche Bemerkungen gemacht werden.

Hansjakob schreibt darüber: „Sie gleichen darin den alten Griechen zur Zeit Homers, die bekanntlich es ungern hatten, wenn man zu splendid war mit dem Loben. Sie fürchteten den Neid der Götter. Drum, wenn ein Laie in bäuerlichen Gebräuchen im Stall sagt: „Das ist eine schöne Kuh!" – fällt der Bauer gleich ein: „Gott b'hüt sie". Beim Eintreten sprechen: „Glück im Stall!" und dann schweigen, das liebt der Bauer." –

Im zweiten Stock über dem Stall befindet sich die Heulege, von der der Bauer Heu in den Futtergang hinabwirft. Im selben Stock links sieht man in eine Dienstbotenkammer, deren verschiedene nebeneinander längs der Hausfront sich befinden. Der Futterraum reicht demnach nur bis unter die Einfahrt. Oben sieht man durch deren teilweise geöffnetes Tor ins Freie.

Wir kehren nun wieder zum Äußeren des Hauses zurück, zu den Fenstern der Wohnstube, an denen noch eine erwähnenswerte Einrichtung zu sehen ist.

In den meisten Fällen sind diese Fenster, wie schon erwähnt, eng aneinander gebaut, nur durch Pfosten von einander getrennt. Seitliche Klappläden, wie an den Stadthäusern, lassen sich natürlich da nicht anbringen; dafür hat man sich auf andere Weise zu helfen gewußt. Man brachte Schiebeläden an, die in der Fensterverschalung stecken und mittelst einer Schnur hochgezogen werden können. Auch eine seitlich in den verlängerten Fensterbalken laufende Bretterwand, in Größe der ganzen Fensterfront, findet zuweilen Anwendung. Sie kann bequem wie ein Schachteldeckel vor die Fenster geschoben werden. Eine dritte Art besteht in einer Bretterwand von derselben Größe, die, über den Fenstern angebracht, von oben über dieselben geklappt werden kann.

Die schönste und verbreitetste Art ist die mit den heraufziehbaren Läden. Eine solche Einrichtung ist in Abb. 24, am Hause des Dreisamtales dargestellt. Dieselbe, aber in reicherer Aufmachung zeigt Abb. 40, unten links. Dabei setzt sich die Fensterumrahmung nach unten um die Läden fort und ist seitlich mit durchbrochenen Leisten geziert.

Erwähnt sei, daß diese Läden in der Hauptsache als Schutzvorrichtungen für strenge Winter, gegen Stürme, Schneetreiben und Kälte zu denken sind. Deshalb findet man sie meistens nur an der Wetterseite angebracht. Sie werden aber in unserer Zeit selten benützt; an vielen Häusern sind sie schon ganz beseitigt.

Es bleibt jetzt noch die Haustüre übrig. Da auch ihre Form keine einheitliche ist, lohnt es sich, näher darauf einzugehen.

Die häufigste und schönste Form des Türrahmens ist diejenige, bei der die Öffnung oben einen Halbkreis bildet. Dieser Bogen (vergl. Abb. 41), wird durch Einsatzstücke (Büge) erzielt, die mit Zapfen in die Pfosten und den Sturzbalken eingreifen. Einfach und doch schön ist der Bogen, man könnte meinen, diese Büge seien

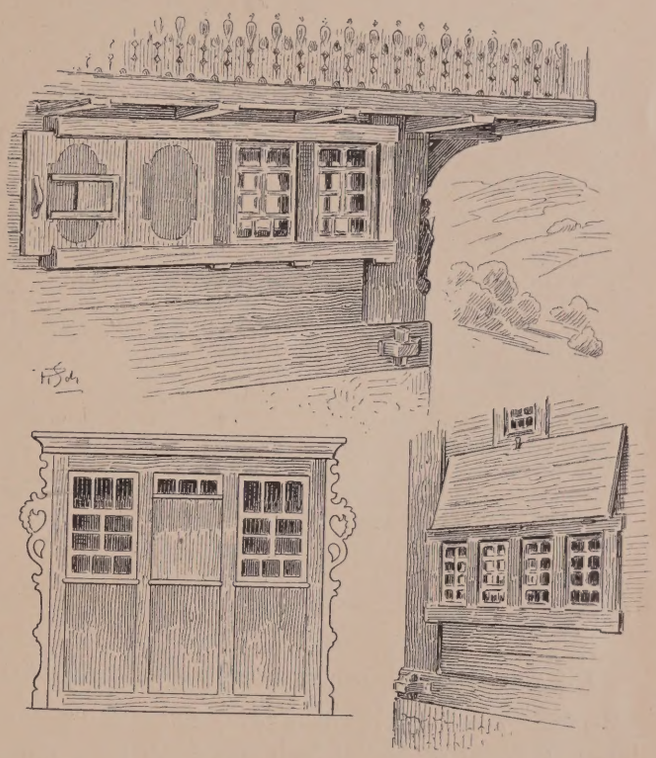


Abb. 40. Die verschiedenen Schiebe- und Klappladen.

rein als Zierat eingefügt, einzig zu dem Zweck den Bogen zu bilden, wenn man nicht wüßte, daß sie zur Versteifung des Türrahmens da sind. Dieser Zweck wird in den beiden Türbogen der Abb. 42 offensichtlich, wo beiderseits die Zapfen, die in die Pfosten und Sturzbalken greifen, sichtbar werden. Schöner ist die Ausführung allerdings bei der in Abb. 41. Ganz anders dagegen ist die unterste Form in Abb. 42, wo der Sturzbalken durch leichte Bearbeitung geschweifte Linie aufweist. Diese Art hat man im Dreisam- und Glottertal für die Haustür gewählt, während dort die Stalltüren Bogenform zeigen. (Vergl. Abb. 23 und 24.)

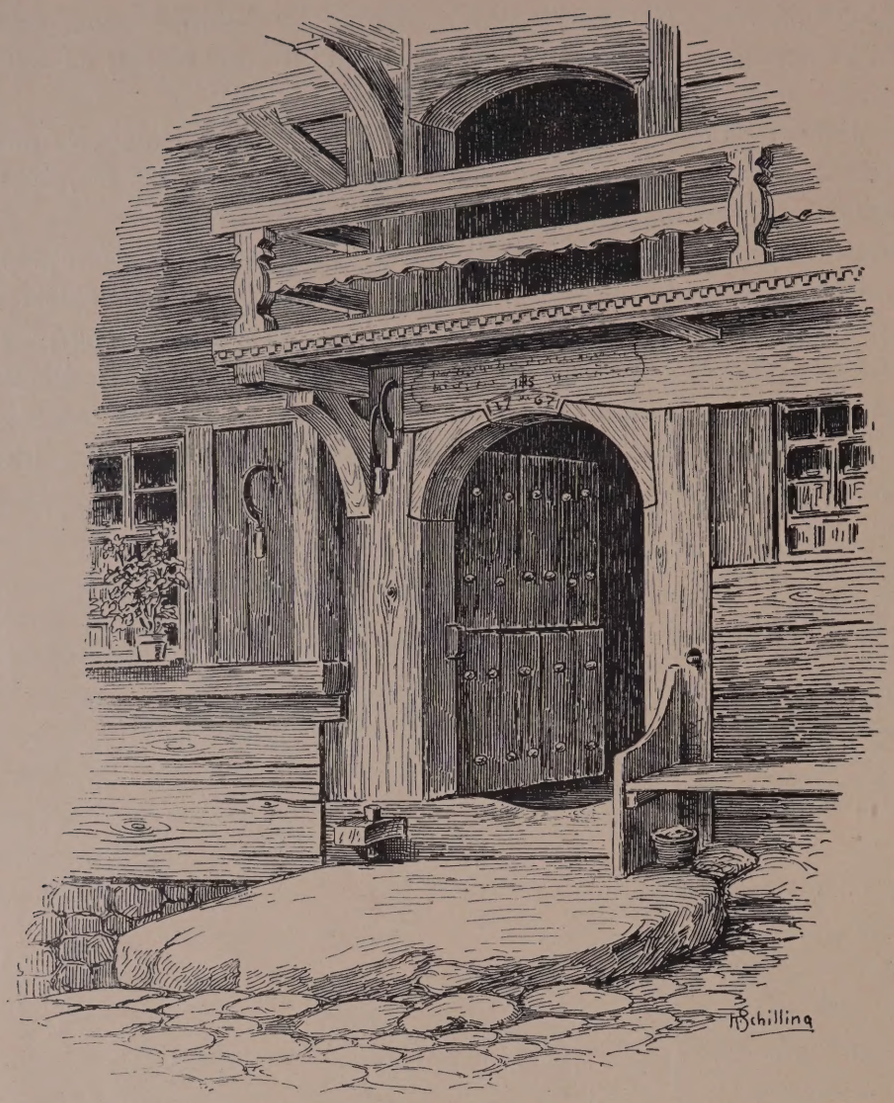


Abb. 41. Die Tür zum Hausgang.

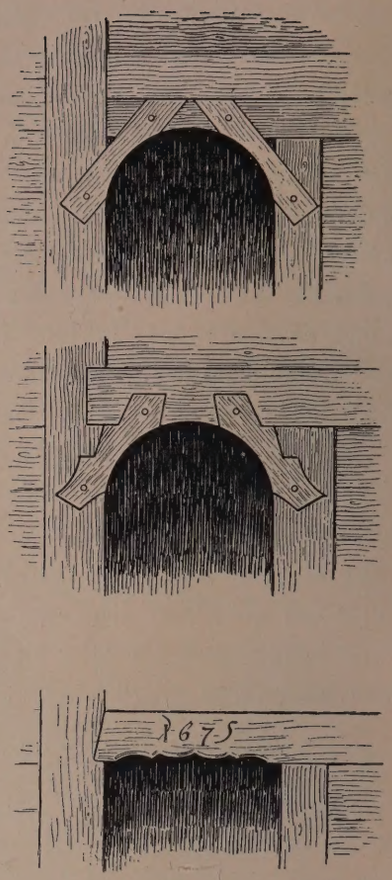


Abb. 42.

Die oberen Beispiele lassen erkennen, wie der Bogen des Türrahmens erzielt wird. Das untere stellt eine Art des Türrahmens dar, bei welcher der Sturzbalken nur durch Schnitzerei bearbeitet ist.

Die Tür selbst ist immer zweiteilig und zwar stets quer geteilt, denn sie soll nicht allein ein- und ausgehen lassen. Obwohl geschlossen, will man durch die geöffnete obere Hälfte Licht- und Luftzutritt ermöglichen und den durchs ganze Haus ziehenden Rauch der kaminlosen Häuser hier abziehen lassen, weshalb auch die Verbindungstür vom Hausgang zur Küche und die von dieser zum Garten zweiteilig sind.

Die Tür in Abb. 41 setzen Bretter zusammen, die mit Holznägeln auf die Querleisten der Innenseite befestigt sind. Ihre vorlugenden Köpfe sind mit Schnitzwerk verziert. Höchst einfach ist der Verschluß dieser Tür. Im rechten Türpfosten über der Bank liegt in einer Nische ein Holzpflock, der nachts — soll die Tür fest verschlossen werden — innen quer in ein eigens dafür im Pfosten vorhandenes Loch getrieben wird. Solche Arten die Tür zu schließen, gibt es mehrere, die alle verblüffend einfach sind. Auch einen Drücker, mit dem man die Tür von Außen tagsüber öffnen könnte, sobald beide Hälften zugeklappt sind, sucht man vergebens. Und doch kann das auf einfache Art geschehen. Sieht man sich die Innenseite der Tür an, dann findet man, daß dort ein Holznagel ein Stück herausragt, und daß daran eine Schnur befestigt ist, die mit der Türfalle verbunden ist. Dreht man den betreffenden Nagel außen an seinem geschnitzten Kopf, dann wickelt sich die Schnur auf und zieht die Türfalle hoch. Auf eine weitere Eigenart dieser Türen wird man beim Öffnen aufmerksam gemacht. Sie knarren nämlich dabei derart, daß sie eine Glocke entbehrlich machen. Die Ursache dieses Geräusches sind die Holzpfannen, in der sie sich drehen.

Nicht alle diese Türen sind ausschließlich von Holz gefertigt, viele zeigen Eisenbänder und Angeln. Abb. 43 zeigt eine solche, die in ihrer Schreiner- und Schmiedearbeit sogar ein kleines Kunstwerk darstellt. Soweit

es die Schreinerarbeit betrifft, sind solche Türen vielfach zu sehen, seltener freilich in Verbindung mit so schöner Schmiedearbeit, wie in unserer Abbildung.

Die Türfüllung der oberen Hälfte ist in strahlenartige Felder eingeteilt. Sie versinnbildlichen die Strahlen der aufgehenden Sonne, die im Halbkreis unterm Türklopfer dargestellt ist. Die untere Türhälfte zeigt eine stehende quadratische Feldereinteilung. Die an ihren Kanten abgeschrägten Bretter sind mit schmiedeeisernen Nägeln befestigt; auch Schloß und Drücker fehlen nicht. Das Glanzstück stellt allerdings der Türklopfer dar, ein kleines Kunstwerk, wie man es auf dem Schwarzwald nicht vermutet. Zum Glück weiß der Bauer selbst, wie schön seine Tür ist, und zeigt sich allen verlockenden Angeboten der Museen und Sammler gegenüber standhaft.

Die Sturzbalken, in vereinzelten Fällen auch die Eckpfosten oder ein Dachsparren, erzählen in irgend einer Form auch vom Alter des Hauses. Zum mindesten tragen sie die eingeschnitzte Jahreszahl des Erbauens. Die ältesten Häuser, die der Verfasser auf seinen Wanderungen fand, stammten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, haben also ihre 400 Jahre auf dem Buckel. Vielleicht sind aber noch ältere vorhanden.

Aber neben der Jahreszahl findet man auch hier und da Inschriften, gar Sprüche. Sie sind aber selten, und wenn in einzelnen Tälern, wie z. B. im Ibental das häufiger vorkommt, sind es dafür Haus für Haus dieselben.

Kurz und bündig lautet es im Ibental:

Dieses Haus hat bauen lassen der ehrsame
Andreas Ferterer und Katharina Kreutzelrin
den 4. Maien 1791

Am Dachsparren eines Hauses in St. Peter liest man:

M. Jakob Ganther hat mich ufgericht,
IV. Juni 1685

das klingt fast sprachfaul in seiner lakonischen Kürze.

Meist ist alles, was über tatsächliches Konstatieren hinausgeht, religiösen Inhaltes, wie es sich vom frommen Sinn der Bewohner nicht anders erwarten läßt. Sie bitten in diesen Sprüchen um das Abwenden von Gefahren aller Art. So lautet ein Spruch am Fußenhof in Geroldstal:

Dieses Haus steht in Gottes Hand,
Behüte es vor Feuer und Brand,
Bauen ließ es der Hans Jantz u. Anna Schluperin Ano 1754

Es ist dies ein einfaches innig gemeintes Wort, das verschiedentlich aufgegriffen und abgewandelt da und dort auftritt, z. B. in Welschensteinach:

Dieses Haus steht in Gottes Hand
Der Herr bewahrs vor Feuer und Brand
Und alle die gehen aus und ein
Laß Dir o Herr befohlen sein.

Das fromme Gemüt fand hier einen gutklingenden Gebetszusatz.

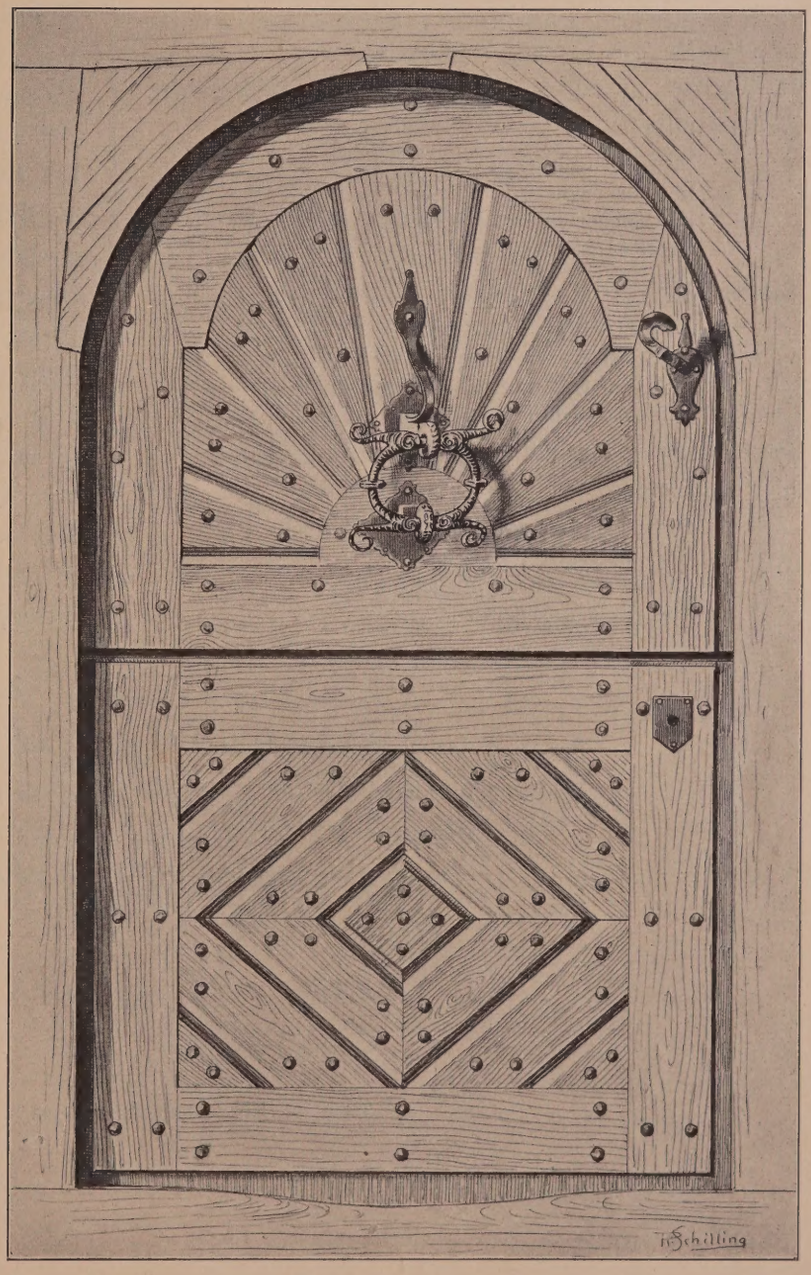


Abb. 43. Tür des Untersteighofes in Schwanenbach bei Hornberg.

Desgleichen bei dem folgenden in Altglashütte:

Dieses Haus steht in Gottes Hand
Ach Gott bewahrs vor Feuer und Brand
Und wende auch zu jeder Zeit
Durch Güte und Barmherzigkeit
Auch weiteres Unglück von uns ab
Ach Gott verleih uns diese Gnad.

in Lenzkirch:

Dieses Haus ist mein in Gottes Hand
Und dennoch ist es abgebrannt.
Jetzt hab ichs wieder aufgebaut
Und dem heiligen Florian anvertraut.

Es liegt darin eine frohe Heiterkeit, die aus allem Gottes mächtigen Willen liest.

Ein anderer Spruch, der auf eine Art resignierten Philosophierens schließen läßt, steht an einem Hof in St. Peter:

Dieses Hofgut ist mein und doch nicht mein
Man führt mich draus und es kommt ein anderer darein
Ach Gott wer wird der letzte sein.

Kaltblütiger und achselzuckender hört sich schon die andere Fassung an:

Dieses Haus ist nicht mein
Und auch nicht Dein
Und kommt ein anderer darein
So ist es auch nicht sein.

Flotter heißt es im Zastlertal:

Zufrieden sein große Kunst
Zufrieden scheinen großer Dunst
Zufrieden werden großes Glück
Zufrieden bleiben Meisterstück.

Etwas holprig, aber mit gutem Kern liest sich ein Spruch in Kirchzarten:

Hier bauen wir also fest
Wir sind lauter fremde Gäst
Auf das wir am meisten sollten baun
Tun wir am wenigsten schaun.

Schön heißt es an einem Haus in Schwanenbach bei Hornberg:

Hüt Dich, fluch nicht in meinem Haus
Oder geh bald zur Dir hinaus
Es möcht sonst Gott im Himmelreich
Strafen mich und Dich zugleich.

sinnverwirrend stört darin nur ein Schreibfehler, wie überhaupt diese Sprüche manchen orthographischen Schnitzer aufweisen.

In Abb. 44 ist ein Spruch in Wortlaut und Schriftform genau wiedergegeben. Er gibt mancherlei Aufschluß über die Verhältnisse und Anschauungen jener Zeit. Von besonderer Bedeutung sind die in der linken Ecke stehenden Buchstaben C + M + B, die Anfangsbuchstaben von Caspar, Melchior und Balthasar, den Namen der hlg. drei Könige. Daß man sie an der Haustür anbringt, ist selten, dagegen ist es nach Mayers Bad. Volkskunde festeingewurzelter Brauch, mit Kreide, die am Dreikönigstag in geweihtes Salz gesteckt wird, diese Initialen an die Stalltüren zu schreiben, um damit das Vieh vor Hexen zu schützen.

Und so gibt es noch manch alte Sitte und manchen Brauch unter den Schwarzwaldbauern, der für sie Geheimnisvolles und Schönes birgt, mit dem sie sich ihrem Wesen nach verwandt oder verbunden fühlen, der ihnen Trost und Träume gibt. Mag sich auch manches davon nicht mit modernen Anschauungen decken, ist es doch für sie das Passende, und man würde sie in ihrem Lebensnerv angreifen, wollte man sie dessen berauben. Und was verschlägts; besser sie bleiben dabei und behalten ihre Sitten, solange es geht. Das wird auch die Dauer ihrer Poesie und ihrer Eigenart sein.

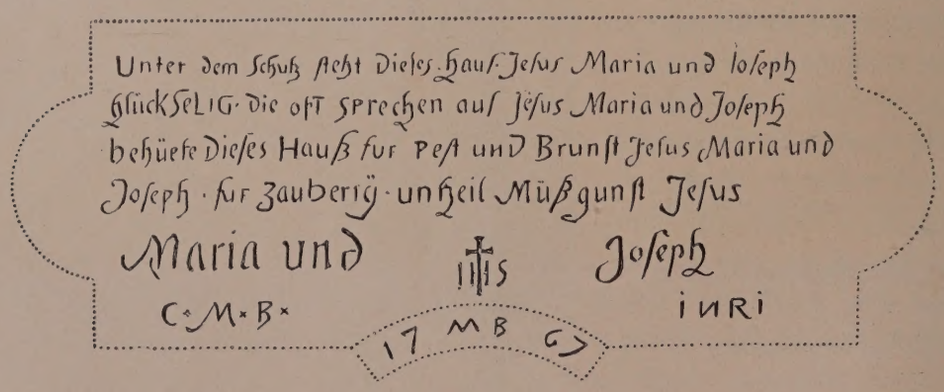


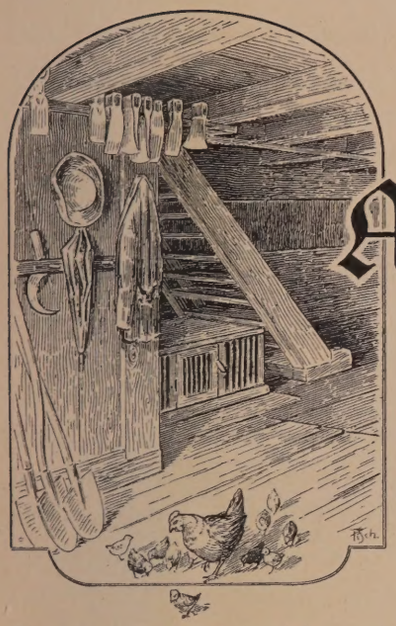
Abb. 44. Türinschrift eines Hofes in Unterprechtal.

Abb. 45.

Im Herrgottswinkel.

Abteilung III.

Die Wohnräume.



Aus der Art, wie Menschen ihre Wohnungen einrichten, welche Möbel sie verwenden, wie sie die Räume gestalten, was sie brauchen und nicht brauchen und wie sie es brauchen, erkennt man die wichtigsten Merkmale ihres Kulturlebens. Und je eigenartiger und markanter dies geschehen wird, desto ausgeprägter, bestimmter wird ihr Charakter sein. Man kann also wohl sagen: Zeige mir, wie du wohnst und ich sage dir, wie du bist. Bei unseren Schwarzwaldbauern ist nun alles so ausgedacht und durch lange Zeit erprobt, durch Ueberlieferung geweiht und so sicher an seinem Platz, daß es den Anschein hat, so und nicht anders entspricht es ihrem Charakter. Ueberall scheinen alle möglichen Einwände lange erwogen, und wie ein Gerät aussieht und wie es dasteht, scheint es das endgiltige Resultat sorglichen Ausprobierens zu sein. Niemals könnte es auch ebensogut anders sein. So ist es praktisch, so haben es die Väter für gut gefunden und so muß es bleiben. Selbst die unscheinbarsten Nebensachen sind mit Ueberlegung behandelt, und wenn wir das „Warum?" hören, geht uns erst ein Licht über ihre Zweckmäßigkeit auf. Aber darin zeigt sich ja überhaupt die Sorgfalt und Reife, daß scheinbar Beiläufiges unverrückbar wichtig und bestimmt ist. Das Leben, die Gebräuche und Sitten werden uns manches „Aha!" abzwingen und uns das und jenes in den Wohnräumen erklären und verstehen helfen, was uns entgangen wäre.

Wir wollen durch die Stube und Kammern stöbern bis zur Küche und alles besehen und genau betrachten, nichts außer acht lassen bevor die Zeit, die alles in die gleichmäßig graue, langweilige, amerikanisch-geschäftliche Uniform steckt, uns etwas davon völlig verwischt hat, womit sie ja leider schon überall Anfänge gemacht hat und stellenweise sogar über beträchtliche „Fortschritte" triumphieren kann. Es wird sich verlohnen, in den Häusern der Schwarzwaldbauern zu verweilen, ihnen bei der Arbeit zuzusehen und auf ihr Benehmen und ihre Gewohnheiten zu achten. Wir begegnen manchem, das wir hinter den düsteren Schlapphüten der mächtigen Strohdächer nicht vermutet hätten, und wer weiß, ob nicht viel Gutes und Schönes dahinter in freundlichem Lichte sich zeigt.

Wir treten zuerst in den breiten Hausgang oder „Husgang", wie die Schwarzwälder sagen. Darin lehnt in den Ecken und an den Wänden verschiedenartig Gerät und Werkzeug, lauter Kleinzeug, was man gern verlegt und schnell bei der Hand haben sollte, von dem man nach Stunden vergeblichen Suchens sich tröstend sagt: Ich fand es nicht, es wird sich finden! Das steht hier alles gruppiert in den Ecken, hängt an den Wänden oder liegt geordnet in Kasten und Laden. Daneben hängen Arbeitskleider und Hüte. Unter der Treppe steht ein selbstgezimmerter Stall für junge Gänse, Enten oder Hühner. In manchen Häusern haben die Geländer der Treppen ausgesägte Bretter nach Art der Galerien. Sie sind aber nicht häufig. Für diesen Hausgang soll auch die Bezeichnung „Ern" gebraucht werden, was ich von den Bauern selbst niemals hörte; doch fiel mir auf, daß sie den Raum über dem Hausgang bisweilen „Ernbühne" nennen.

Doch in die Stube laßt uns zunächst treten. Wie überraschend ist der Anblick, wenn die Tür aufgeht. Es ist schön hell, ganz sonnig. Unwillkürlich fällt der Blick auf die Ecke, in der der Tisch steht und an die links und rechts die Fenster in Reihen sich anschließen. Eine Bank und zwei Stühle stehen vor dem Tisch und rings der Wand entlang läuft eine feste Bank, die sich um den Ofen herum fortsetzt, der neben der Tür steht; also zum Sitzen gibt es reichlich Platz, man wird kaum nach Stühlen suchen müssen. Dort tickt die Uhr und in der andern Ecke ist ein kleines Wandschränkchen eingelassen. Auch ein aufklappbarer Tisch ist da; einfach und solid ist das ganze Mobiliar und mit einem Blick zu übersehen. Ruhig liegt die Stube, still, licht, nichts stört, nichts verwirrt. Nur rein notwendiges in guten Verhältnissen, im übrigen: Raum. Man will sich doch auch bewegen können. Nippsachen werden kaum irgendwo herunterfallen; man kann also unbesorgt auch gelegentlich mal den Arm ausstrecken und herzhaft sich wenden und bewegen.

Die hölzerne Decke ist allerdings etwas niedrig, was wohl schon manchem Städter, der hohe Räume, wie er sie gewöhnt ist, für die allein richtigen hält, zu abfälligen Bemerkungen veranlaßt hat. Ja, sie sind viel geschmäht worden, die Stuben der Schwarzwaldhäuser, aber mit Unrecht. Wie sagen die Spötter? „Im Schwarzwald sei die Luft nur deshalb so rein und gesund, weil die Stubenfenster geschlossen blieben", oder: „man hätte Angst, es möchte beim Oeffnen der Fenster schlechte Luft von draußen kommen".

Mag sein, daß manches nicht sehr hygienisch ist, aber das wird sich mit der Zeit auch noch beseitigen lassen. Das Geschrei und die Forderung nach mehr Luft und Licht ist jedenfalls stark übertrieben. Man kann sich dabei des Gefühls nicht erwehren, daß es den Nörglern nicht allein um das Wohl der Schwarzwälder zu tun ist.

Ueberlegen wir es uns, urteilen wir rein sachlich! Wir wissen, daß die ganze bauliche Anlage des Hauses die geringe Stockhöhe bedingt, also das läßt sich kaum ändern; dann wissen wir, daß die Bauern die wenigste Zeit in der Stube zubringen; ihre Arbeit ruft sie ins Freie, sie sind den ganzen Tag über in der frischen Luft, und diese hat andere Qualitäten als die staubige und stickige Luft in der Stadt. Außerdem hat man ja auch an den Winter zu denken. Er wird sehr kalt da droben auf dem Schwarzwald, und wenn der Bauer keine Beschäftigung und kräftige Bewegung hat, liebt er es, die Stube recht warm zu haben. Und das hat er auch herausgefunden, daß die an den Decken der hohen Stuben sich ansammelnde Wärme die Füße kalt läßt. Seine niedrige Stube dagegen ist mit wenig Holz rasch durchwärmt.

Die alten Bauhandwerker haben wohl gewußt, warum sie das alles so gemacht haben; sie wollten wohnliche, trautbehagliche Räume bauen, die man auch warm bekommen kann, nicht nackte, kahle, kühle Gewölbe. So dumm waren sie gewiß nicht. —

Unsere Betrachtung hat uns vom Wege abgebracht, wir wollen nach der Fensterecke gehen und uns den Eckpfosten dort etwas genauer ansehen. Er hat eine ordentliche Breite. Die größte Eiche, die der Bauer finden konnte, schien ihm gerade noch passend dazu, die wollte er für seinen Herrgottswinkel haben, wie er diese Ecke nennt, wo am Herrgottspfosten das Kruzifix hängt. Auf diesen Winkel verlegt er überhaupt viel Sorgfalt, das ist sein Heiligtum, seine Hauskapelle; seinem Herrgott muß er einen Ehrenplatz anweisen. Die Nische, unter dem Kreuz im Pfosten, nennt er das „Herrgottsschäftle"; es ist sein Hausaltar. Oft bis auf das reichverzierte Altartüchlein ahmt er die kirchlichen Einrichtungen nach. Bilder von Maria und Johannes und anderen Heiligen umgeben den Heiland. Dazwischen rankt sich verbindender Efeu hin, und Blumenstöcke ergänzen den freundlichen Schmuck und erhöhen die Feierlichkeit. Auch geweihte Palmzweige von Ostern her und Kräuter von der Weihe am Fronleichnamstag oder Maria Himmelfahrt hat er mit liebender Hand schmückend eingefügt, und dazwischen das erste oder letzte Aehrenbüschel der Ernte, das „Glückshämpfli"; freudig weiht er es dem, der ihm die Ernte gab. In protestantischen Gegenden ersetzt diesen Altar oft ein Eckbrett mit der Bibel und sonstigen Erbauungsschriften.

Schmale Pfosten trennen die einzelnen Fenster links und rechts des Eckpfostens. Auf jegliche gleichmäßige Verteilung der Fenster auf die ganze Hausfront ist ja vernünftigerweise verzichtet und dadurch ermöglicht worden, der Stube acht bis zehn Fenster zu geben, also Licht so ausgiebig als nur möglich! Das Hinausrücken der Fensterreihen bildet eine Fensterbank zum Aufstellen von Blumentöpfen und Gefäßen aller Art. Der Schmuck der Fenster ist den Schwarzwäldern von großer Wichtigkeit, dafür haben sie feinen Sinn. Die Blumenpflege ist ja eine Herzensangelegenheit der Bauernfrauen und Mädchen; jede Knospe und Blüte wird freudig besprochen wie ein unerwartet schönes Geschenk. Wieviel Harmonie bringen auch diese Blumen mit ihrem Grün und den belebenden Farben in das braune Getäfel der Stuben,

wie angenehm sind diese Hausgärten im Winter, wenn die alten Phyllokakteen um Weihnachten in hellbläulichem Rot in die Stube und über die Schneelandschaft lachen. Dabei stehen die Blumen niemals im Weg, ob sie nun draußen oder innen aufgestellt sind, denn Flügelfenster sind nicht üblich; dafür besitzen die Fenster in ihrer mittleren Abteilung eine Schiebevorrichtung, sogenannte „Ruckerle". Sind diese zur Seite geschaltet, dann kann man sich ungehindert hinauslehnen und die entzückende Aussicht auf die Berge und Täler genießen, die durch die meist erhöhte Lage der Höfe geboten ist.

sich da in wichtigen Posen und steifernsten Stellungen, und manchmal eine Ansicht einer fremden großen Stadt, die verwundert in die harmonische Umgebung sieht und von einem Vetter oder Bäsle stammt, das in fernem Lande dient und ihr Gefühl der Einsamkeit mit dem Gedanken zur Ruhe wiegt, daß sie jetzt daheim in ruhiger Stunde das Bild dieses Ortes in die Hand nehmen und lieb und besorgt von ihr erzählen werden. Auch ein Wandkalender darf natürlich nicht fehlen.

Ueber all dem die glatte Stubendecke, die, gefirnißt, in ihrer Fläche Fenster und Fensterpfosten dunkelgründig

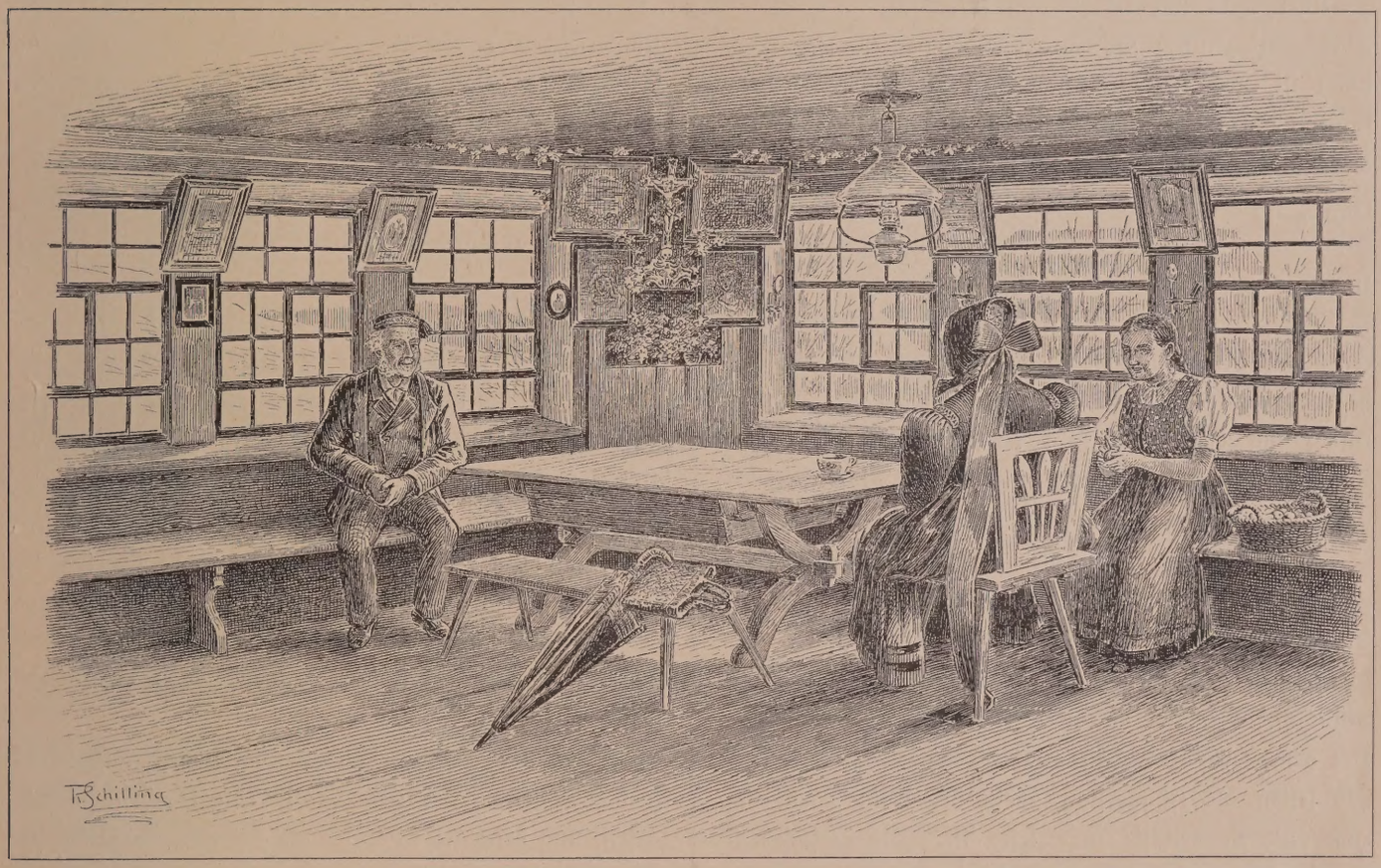


Abb. 47. Die Fensterecke mit dem Herrgottswinkel.

Wie im Herrgottswinkel hängen auch oben an den Pfosten zwischen den Fenstern Tafeln, die in den Dörfern bei Fronleichnams- und anderen Prozessionen zur Zierde außen vor den Fenstern aufgestellt werden. Was sonst an Bilderschmuck vorhanden ist, bewegt sich fast durchweg im selben Geschmacksgeleise: Oeldrucke des Kaisers und des Landesfürsten, gelegentlich auch des Papstes, Preisdiplome, Schul- und Militärentlassungszeugnisse mit entsprechenden Garnierungen, ein Kompagnie- oder ein Soldatenbild mit grellkolorierten Aufschlägen und einem entsprechenden Spruch aus der Soldatenpoesie. Auch gerahmte Photographien der Familienangehörigen finden

spiegelt. Sie kommt auch etwas reicher und vornehmer ausgestattet vor. Dann sind es zierliche Leisten, die sie in Felder einteilen.

Die rundumlaufende Bank wird in bestimmten Zwischenräumen von starken Brettern getragen, deren vordere Kanten in leichtgeschweiften Linien ausgesägt sind.

Aber bei weitem das wichtigste, der Mittelpunkt der Stube, ist der Tisch vorn in der Ecke. Er ist der Vertreter der Häuslichkeit, um ihn gruppiert sich die Geselligkeit und das Leben. In unserer Abbildung 47 zeigt er noch die uralte Form, die Beine paarweise

kreuzend nach Art des Sägebockes; eine Querleiste und Riegel halten sie dicht in festem Gefüge. Solid ist er, fest und sicher, fast breitspurig schwer steht er da, man hat nichts zum Unterlegen nötig. Um ihn setzen sich die Familienangehörigen des Bauern und seine Dienstboten, um nach gemeinschaftlichem Gebet die Hände zum einfachen Mahl zu strecken. Zu oberst, im Herrgottswinkel, thront sozusagen der „Bur". Die Löffel und Gabeln sind dicht bei der Hand; sie stecken in Lederriemen an der Wand oder an den Fensterpfosten, wie es aus unseren Abbildungen zu ersehen ist.

Aber nicht nur Wohnraum und Eßzimmer ist die Stube, gelegentlich wird sie auch zum Besuchszimmer; dann ist die Stimmung gewichtig und feierlich, man fühlt, die Bauern machen ihre Aufwartung liebwerten Verwandten. Im Bild ist ein solch wichtiger Augenblick festgehalten. An der Kappe mit den Schleifen und Bändern erkennt man in der Besucherin eine Elztälerin. Neben sich auf die Bank hat sie ihre unentbehrliche Handtasche aus Strohgeflecht und ihr großes Familienregendach gelegt und sie erzählt nun der Bäuerin und dem Großvater Neuigkeiten von daheim, wie es dem Bauer und den Kindern geht; sie erzählt vom Stand der Saaten und dem erhaltenen Zuwachs im Stall, daß die Scheck ein Kalb zur Welt gebracht hat.

Inzwischen wollen wir den Ofen betrachten, der die ganze Ecke zwischen Stuben- und Kammertür ausfüllt. Er ragt als mächtiger Vorbau in die Stube und ist als zweiflügelig zu denken, davon der eine die Wand zwischen Stube und Kammer durchbricht. Er heizt mithin beide. Der gemauerte Unterbau zeigt bisweilen ein Gewölbe, das selten als Hühnerstall, meist der Katze oder dem Hund als Lagerstätte zugewiesen ist. Die verschiedenartigen Kacheln am Oberbau lassen erkennen, daß er im Laufe der Zeit Erneuerungen unterworfen war. Da das Feuern des Ofens von der Küche aus geschieht, führt die Bank um ihn herum und bietet so behagliche, ganz mollige und vielbegehrte Aufenthaltsplätze im Winter. Auf ihr träumt lässig der Bauer, von behaglicher Wärme umspielt, im linden Mittagsschläfchen, während draußen Flocken um Flocken fallen, die seine Fluren auf lange hinaus zudecken und ihm noch manch ruhiges, an den warmen Ofen angeschmiegtes Stündchen gönnen. Auch den Leibgedingern ist hier ein bestimmtes Plätzchen angewiesen, wenn diese kein heizbares Zimmer haben. Ueber dem Ofen in der Decke ist eine Oeffnung mit einem Schieber, gleichsam der Wärmeschieber für die obengelegenen Kammern, wenn nicht von der Stube aus direkt eine Treppe hinaufführt, durch welche dann der Wärmezutritt ermöglicht werden kann. Rings um den Ofen herum ziehen etwa in Kopfhöhe die Ofenstangen; sie werden zum Teil von der Decke aus von Zapfen gehalten, zum Teil auch von einem Pfosten getragen, der, die Ofenbank durchlaufend, oben am Querbalken der Decke befestigt ist. Man nennt ihn das „Ofenstützle". Die Ofenstangen sind eine praktische Trockenvorrichtung der Kleider und sind hier wohl am Platze, da im Frühjahr der Bauer oft genug von nassen Wetterlaunen überrascht wird.

Es sei hier eingeschaltet, daß sich die Oefen in den Häusern des hohen Schwarzwaldes — namentlich des Hotzenwaldes — durch ihre Form von den hier geschilderten stark unterscheiden (vergl. Abb. 49). Sie zeigen keinen Vorbau, sondern mehr einen staffelartigen Aufbau — die „Kunst" genannt — der vom Feuerungs-Abzugskanal durchzogen, wahrhaft ideale Lagerstätten bietet, auf denen man sich ordentlich braten lassen kann.

Doch kehren wir wieder in die Stube der Abb. 48 zurück. In den Spalt zwischen Decke und Balken wird die Briefschaft geschoben; sie hat Platz darin, jeder Brief wird hier zum Ereignis, da ein solcher selten kommt. Am Querbalken selbst hängen Hüte, und ein dort angebrachtes Brett dient als Aufbewahrungsplatz für Schachteln und die etwa vorhandene, leicht übersehbare Bibliothek, die sich kaum aus etwas anderem als einigen Gebetbüchern und Sonntagskalendern zusammensetzt. Ein ähnliches Schäftchen befindet sich über der Tür; man nennt diesen Platz „auf der Uebertür".

Neben dem Tisch ist der Ofen der andere anziehende Pol der Stube. Im Bild hat sich die Bäuerin dorthin gesetzt und beschäftigt sich still mit Spinnen, während der Stammhalter ruhig in der Wiege träumt und die Sonne mild ins Zimmer lächelt.

Die Zeiten, in denen das Sprichwort „Selbstgesponnen, selbstgemacht, ist die beste Bauerntracht" noch Geltung hatte und man auch darnach handelte, sie liegen freilich weit zurück. Wohl werden in neuerer Zeit, nachdem sich die nachteiligen Folgen des allmählichen Aussterbens der alten Gebräuche überall bemerkbar machen, fieberhaft alle Hebel in Bewegung gesetzt, das Spinnen wieder einzuführen; man veranstaltet alljährlich in den Dörfern Preisspinnen, um das Interesse zu wecken und den erschlafften Eifer anzuspornen, und es findet ja auch wieder manches gut gesponnene Tuch, in das alle Träume der Winterabende eingewoben sind, den Hausschrank, der sich, wenn er es könnte, sicherlich darüber verwundern

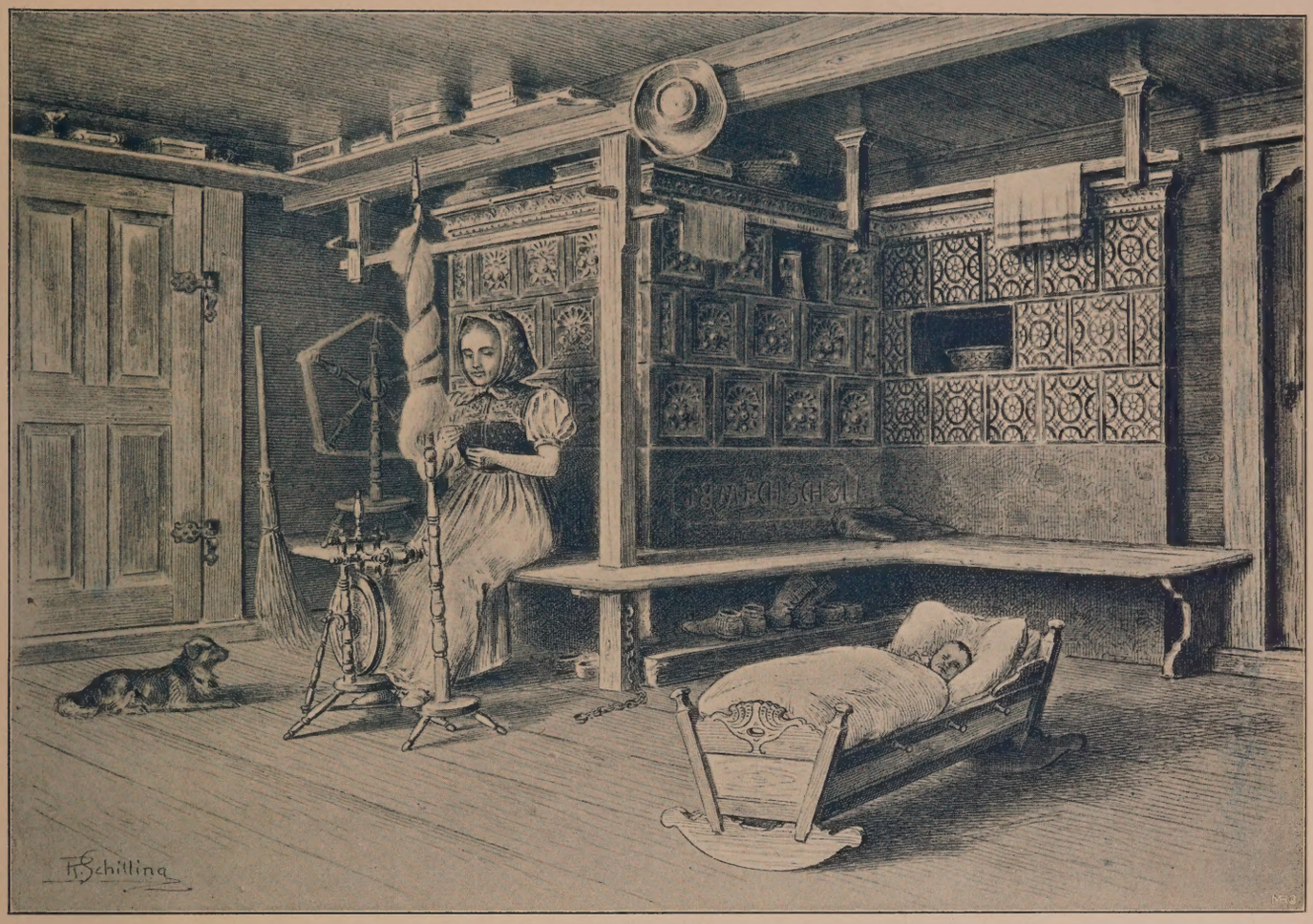


Abb. 48. Die Ofenecke.

würde; aber die rechte Begeisterung dafür stellt sich nur sehr langsam wieder ein. Das billige Zeug, das den Bauern ins Haus getragen wird, scheint sie im Glauben zu stärken, daß sich das Spinnen und Weben nicht mehr lohne. Sie lassen dabei nur außer acht, daß die aufgeschwätzte Ware, ihrem billigen Preis entsprechend, auch nur von kurzer Haltbarkeit sein kann, daß sie keineswegs zu vergleichen ist mit der selbstgefertigten Leinwand, die Generationen auszuhalten vermochte.

Früher war das alles anders, da waren im Schwarzwald noch die Spinnstuben üblich, eine Einrichtung, deren Erinnerung noch in manches alte verunzelte Schwarzwälder Bauernmütterchengesicht plötzlich helles, freudiges, unerwartetes Leben bringt. Was hörten die Bauernstuben nicht alles in den langen Winternächten! Da gab es neckische Spiele und wohl auch gelungene Späße. Jeder wußte eine Geschichte und kaum war einer mit dem Erzählen zu Ende, begann ein anderer schon mit einer neuen.

Unfug und Auswüchse sollen die Veranlassung gegeben haben, daß die Spinnabende von den Behörden verboten wurden. Ob dies den Tatsachen entspricht, sei dahingestellt; aber daß durch das Verbot dieses alten Brauches die Sittlichkeit gehoben worden ist, scheint doch fraglich. Man hat inzwischen vielerlei versucht, es mit anderen Formen der Geselligkeit probiert, aber weder die Jünglings- und Jungfrauenvereine, noch die Familienabende konnten einen ausreichenden Ersatz schaffen. Es fehlt die Seele, die innige Verschmelzung andauernder Arbeit und lustiger Unterhaltung, von Scherz und Ernst und die ganze Poesie der Bräuche, Spiele und Sprüche, das fröhliche innerliche Spinnen und Weben der Gefühle und Phantasien zum lustigen Teppich der fröhlichen Stunden.

Früher, da war das so: vor dem Beginn des Spinnens erschienen die Hechler und strählten mit den silberblanken Zähnen ihrer Hechel das „Werk" glatt. Dann, nicht lange nach der Kirchweih, so gegen Allerheiligen, wenn die Tage trüb werden, die letzten Herbstfarben verblassen und die Täler bis in den Mittag hinein und manchmal wochenlang Tag und Nacht nicht aus den Nebeln kommen, da stieg man wieder auf die Bühne und holte die Spinnräder herunter. Jedem schlug das Herz höher. Mit

feingehecheltem Flachs oder Hanf wurden die Kunkeln umwickelt und mit bunten Seidenbändern liebevoll geschmückt, wie Bräute zum Fest, denn ein langes Fest sollte ja damit eröffnet werden. In einer großen Bauernstube kamen sie von den umliegenden Höfen zusammen, jede Frau und jedes Mädchen mit ihrem Spinnrad. Da surrten und summten die Rädchen, als schwirrten tausend emsige Bienen im Zimmer herum, fröhliches Lachen erscholl, man spann und klatschte, dort spielten Männer und Burschen Sechsundsechzig, andere musizierten oder rissen Witze, gaben schnurrige Geschichten zum Besten, während sie Holz in dünne Lichtspähne schnitten und diese in den Spahnstock klemmten. Man sang, war fröhlich, wagte bisweilen einen munteren Tanz, und Herzen fanden sich zu dauerndem Bündnis.

Sie waren doch schön, diese Spinnabende; draußen so still und drinnen das frohe Leben; manches Mädchen, das im Verborgenen geblüht hatte, rückte in verehrendes Licht, und so vieles, was sich bei der Arbeit und in den langen Tagen angesammelt hatte, konnte man für die andern ausbreiten. —

Doch wollen wir uns in der Stube weiter umsehen. Da ist in einer Ecke ein kleines Wandschränkchen, in das Gläser und Flaschen gestellt sind, daneben ein aufklappbarer Tisch. Mittelst Holzscharnier ist er mit einer Schmalseite an der Wand befestigt. Im Gebrauchsfalle stützt er sich mit seiner Last auf ein Bein, das ebenfalls durch Scharnier an der Tischplatte befestigt ist. Wird das Tischchen nicht benützt, dann klappt man es an die Wand; ein Riegel hält es dort, wie es die Abbildung 50 veranschaulicht. Das ist ein originelles, denkbar einfaches, fast unscheinbares Möbelstück, aber von wichtiger Bedeutung. Es ist ausschließlich für den früheren Hofbesitzer und dessen Frau da, an ihm nehmen sie, also Großvater und Großmutter, ihr Essen zu sich. Sie haben sich ja für ihre alten Tage ein sorgenfreies Dasein ausbedungen. Wir haben zwar schon wiederholt die Erbfolge angeschnitten, trotzdem ist es doch angebracht, hier nochmals darauf zurückzukommen, zumal das Folgende eingehend das wenig bekannte Gebiet beleuchtet.

Wenn der Schwarzwaldbauer allmählich seinen Lebensabend herannahen sieht und er das Gefühl hat, er hätte sich genug geschunden und abgerackert, zieht er sich still zurück, um die letzten Sonnenstrahlen in Ruhe zu genießen. Er übergibt dann seinem ältesten oder jüngsten Sohn, je nach dem Ortsgebrauch, den Hof, und wenn der

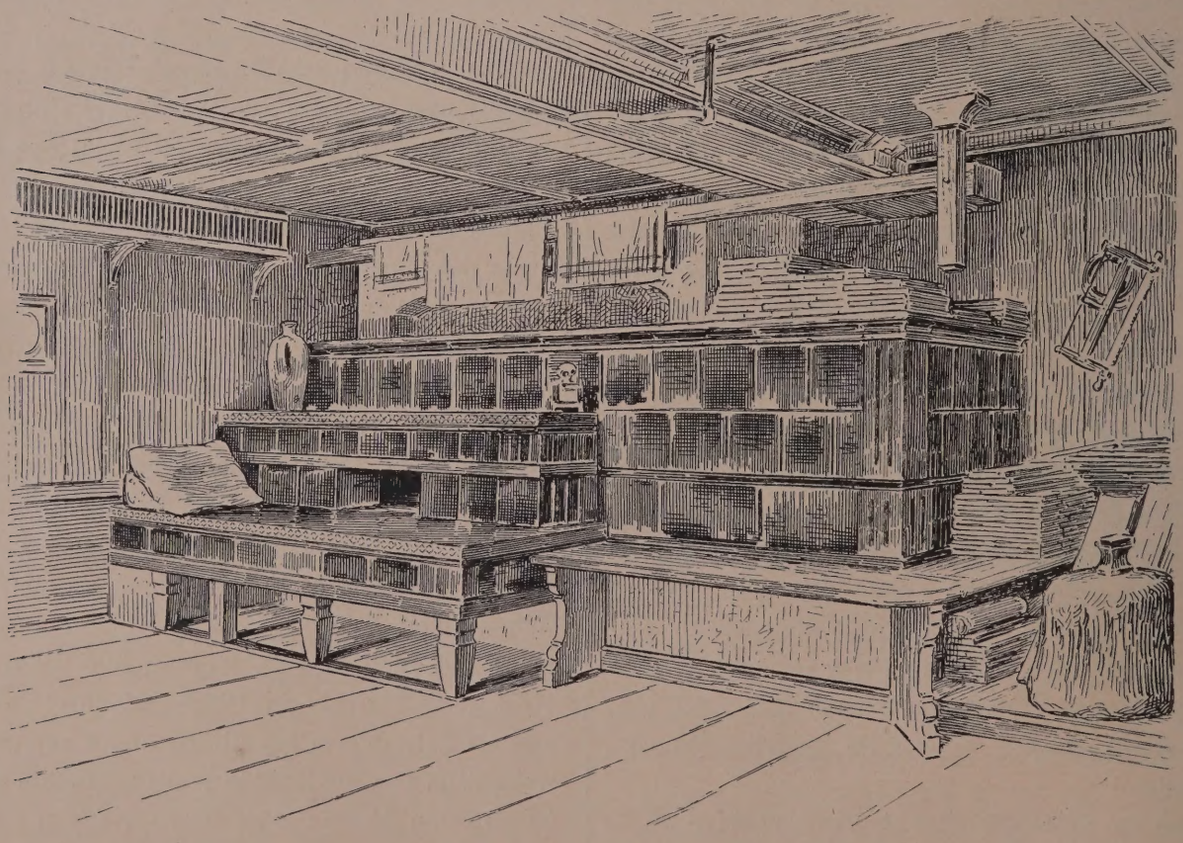


Abb. 49. Ofenform in den Häusern des hohen Schwarzwaldes und des Hotzenwaldes.

verzichtet, einem anderen. Doch gibt der dann in diesem Falle dem verzichtenden Erbberechtigten, dem „Vortelskind“ oder „Hofengel“, wie man ihn auf dem Schwarzwald nennt, eine ihm zustehende Extra-Abfindungssumme, den sogenannten „Vortelsteil“, zur Entschädigung. Ist die Familie ohne Sohn geblieben, geht der Hof an die älteste Tochter über; alle anderen aber müssen sich mit einer geringeren Abfindungssumme begnügen. Das gilt so für die geschlossenen Hofgüter des Schwarzwaldes. Das Gesetz hat für sie so bestimmt. Der Bestand an Liegenschaften muß erhalten bleiben, eine Verteilung der Grundstücke unter die vorhandenen Kinder oder eine Zerstückelung durch Einzelverkauf darf nicht stattfinden.

Also der alte Bauer zieht sich zurück, er geht auf „Libding“, bezieht seine Altersversorgung, gewisse Rechte und Ansprüche, die er als abgehender Bauer auf das Hofgut behält, das er jetzt übergibt. Sie gelten lebenslänglich und werden auch im gleichen Umfang aufrecht erhalten, wenn eines der beiden Libdingleute stirbt oder der Sohn den Hof an einen Fremden verkaufen sollte. Auch dieser aufziehende fremde Besitzer hat das Libding zu gewähren. Und um alle Zweifel auszuschließen, allen Fällen, Zufällen und Streitigkeiten vorzubeugen, wird bei der Hofübergabe ein peinlich genauer Vertrag gemacht. Darin sind alle Bestimmungen, alle zum Lebensunterhalt nötigen Anforderungen bis in die kleinsten Einzelheiten aufgeführt. Das hört sich fast lächerlich an, ist aber nichts anderes, als eine klug ausgedachte Erwägung für alle Fälle. Und so bekommen die Libdingsleute, falls es Unfrieden mit dem jungen Bauer oder mit dem fremden Besitzer geben sollte, wenigstens das, was ihnen Schwarz auf Weiß zugesichert ist.

aber um einen größeren Hof, dann hat man für sie entweder eine Wohnung in dem neben dem Haus stehenden Speicher eingerichtet oder ein eigenes kleines Gebäude, das der Hofbesitzer zu unterhalten hat.

Aber auch vom Ertrag des Hofes ist ihnen ihr bestimmter Anteil zugesichert. Sie beanspruchen ein Gartenstück und ein Kartoffelfeld zu ihrer Bewirtschaftung und erhalten vom Ertrag der Obstbäume ihren Teil. Manchmal ändert sich das dahin, daß sie den Ertrag einiger Bäume bekommen, und dabei wählen dürfen, welche sie

Abb. 50. Ecke mit Wandschränkchen und aufgeklapptem Libdingtisch. (Die Frau beim Strohflechten.)

Wir werden nun aus dem Folgenden ersehen, wie weise diese Libdingeinrichtung ist und wie sorgfältig alles ausgedacht ist. Da dreht es sich zuerst um die Größe der ihnen zugewiesenen Wohnung, die vom Umfang des Hofes abhängt. Meist weist man ihnen die hintere Kammer neben der Stube (im Plan der Abb. 25 mit Libding bezeichnet) als Schlafraum an. Da sie nicht heizbar ist, haben sie das Recht, die Tür geöffnet zu lassen. Tagsüber dürfen sie sich natürlich in der gemeinschaftlichen Stube aufhalten; dort dient ihnen der beschriebene Libdingtisch, und die vordere Ofenbank ist ebenfalls ein für sie bestimmter Platz. Handelt es sich

wollen; sie sind also schlau vor Uebervorteilung gesichert. Auch haben sie das Recht, in den Stallungen des Hofes ein Schwein und eine Ziege zu halten, die der Hofbesitzer füttern lassen muß. Beim Schlachten dürfen sie dessen Brühzuber und ebenso die Rauchkammer benützen. Sie beanspruchen ein bestimmtes Plätzchen im Milchhäuschen am Brunnen zum Frischhalten der Milch und Kühlen der Speisen. Das ist aber noch lange nicht alles. Der nachstehende Vertragsauszug wird erst den richtigen Begriff geben, wie knifflich ausgeklügelt und schlau berechnet die Leibgedinger ihre Ansprüche festsetzen. Da liest man z. B.:

Abb. 51. Ein alter Schwarzwälder.

„Der Uebernehmer muß den Uebergebern in richtigem Maße und guter Beschaffenheit verabfolgen und zwar jährlich: 40 Sester Korn, 6 Sester Weizen, 20 Sester Hafer, 50 Sester Kartoffeln, 200 Hühnereier, 60 Pfund Butter und auf Weihnachten ein zwei Zentner schweres Mastschwein. Außerdem 16 Ster tannenes Scheitholz, 4 Ster buchenes Rollholz und 600 buchene Reiswellen. Desgleichen 15 Pfund lange Reisten, 10 Pfund Kutter und 8 Pfund gewaschene Schafwolle, das nötige Bettstroh und 4 Schaub Geflechtstroh. Brennt der Hofbesitzer Schnaps, so fällt dem Leibgeding je der zehnte Liter zu. Bei allen „Jackfähigen Gegenständen" ist der Sester zu 20 Liter angenommen. Die Kartoffeln sind vom Haufen weg und zwar mit der Schaufel zu messen, d. h. sie dürfen nicht mit den Händen ausgelesen, sondern müssen so, wie sie kommen, mit der Schaufel aufgefaßt werden. Die Hühnereier sind vierteljahrsweise zu liefern, die 60 Pfund Butter zur Hälfte im Juni und zur Hälfte im September. Das Mastschwein soll zwei Zentner schwer sein, doch kommt es auf 10 Pfund mehr oder weniger nicht an, wohl aber müssen größere Unterschiede von zwei Zentnern ab nach dem Ortspreise gegenseitig vergütet werden. Alltäglich sind auch in die Leibgedingwohnung sechs Liter süße Milch abzugeben. Dieselbe muß sofort von der Kuh weg geliefert werden und zwar am Morgen, Mittag und Abend je zwei Liter."

Dieses lange Register schöner Sachen dürfte wohl hinreichend sein, den alten Leuten einen sorgenlosen Lebensabend zu bereiten. Doch handelt es sich im angeführten Beispiel um einen großen Hof. Die Bezüge der Durchschnittshöfe fallen schon etwas magerer aus, doch stets so, daß ausreichend für die Lebensbedürfnisse der alten Leute gesorgt ist. Das schriftliche Festlegen des Vertrages scheint wohl zwischen Vater und Sohn überflüssig; man will aber damit allen Fällen vorbeugen. Der Hof könnte ja vom Sohn verkauft werden oder falls der Sohn stürbe, durch Wiederverheiratung seiner Witwe, in fremde Hand kommen.

Ja die Schwarzwälder! Sie sind ein eigenartiger Schlag, schlau sind sie, pfiffig und von einer Verschlagenheit und kühlpraktischen Berechnung, wie man sie öfter bei noch unverdorbenen Volksstämmen findet. Mancher, der sie übers Ohr zu hauen versuchte und sie betrogen glaubte, sah sie zuletzt am besten lachen, listig und verschmitzt, mit derbem Bauernhumor. Sie sind wetterharte aufrechte Gestalten wie ihre schlanken Tannen und dunkel und biegsam wie diese. Sie haben noch die Ursprünglichkeit ihrer Berge und wechseln wie ihre Landschaften. Im allgemeinen ernst, fast etwas düster und wortkarg, hellen sie plötzlich auf, und sonnige Heiterkeit umspielt dann ihre Gesichter, die Klugheit und Schalk verraten. Unabhängig, fast trotzig geben sie sich, und was sich in ihrem harten Schädel festgesetzt hat, das setzen sie auch durch. Allein, wie sie leben, wächst jeder frei und ungebunden seine Eigenarten aus, und was für prächtige Menschen reifen da! Nichts von Schablone, nichts von Anpassung und Nachgeben. Stolze Bauern sind es, vom eigenen Wert durchdrungen, die wissen, was sie leisten, und sich am besten zu kennen glauben, weil sie immer für sich allein leben. Wie mit dem Messer geschnitzt sind die Züge ihrer gebräunten Gesichter, fest und markant, mit herbem Mund, wortkarg, als koste jede Silbe einen Acker, mit geradem Blick unter den dunklen Hüten, die wie Strohdächer die Stirn beschatten. Und doch sind es treuherzige, hilfsbereite und gastliche Leute, die so warm und dankbar sind, wenn sie Zutrauen gewinnen. Aber wahr ist's, sie gehen schwer aus sich heraus, verhalten sich lange beobachtend, abwartend und forschend, fast scheu wie Rehe, die kaum den Anblick von Menschen gewohnt sind, werden aber dafür um so rührender zutraulich, wenn sie Neigung verspüren. Sie zeigen eine herbe strenge Haltung, wo andere gefühlsduselig werden, sind aber mild und gütig, wenn der andere ihre Kühle zu brechen versteht.

Von ihrer Unbeugsamkeit und ihrem Trotz gibt es viele Geschichten von erschütternder Tragik, und es läßt sich ja auch denken, daß diese sonderbaren und stolzdunkeln Berge ein eigenartig charaktervolles Volk erzeugen. —

Nach diesem kurzen Abbiegen vom Wege wollen wir uns doch die vierte Stubenecke (Abb. 52) ansehen. Dort ist die Uhr in einem hübschen, originell geformten, dem Getäfel der Wände angepaßten Gehäuse, vor Staub und Stoß geschützt. Dieses durchbricht die um die Wand herumgeführte Bank, was die Zugehörigkeit zur Stube erhöht und das Gehäuse gleichsam damit verwachsen erscheinen läßt. Einfach und schön ist der Aufsatz, der das Zifferblatt umschließt. Das Schutzgehäuse zeigt häufig die Form einer Bütte, sich von unten nach oben erweiternd, wobei die oberen, seitlichen Brettkanten in geschweiften Linien zur Wand überleiten. Es umschließt dann nur Gewichte und Pendel.

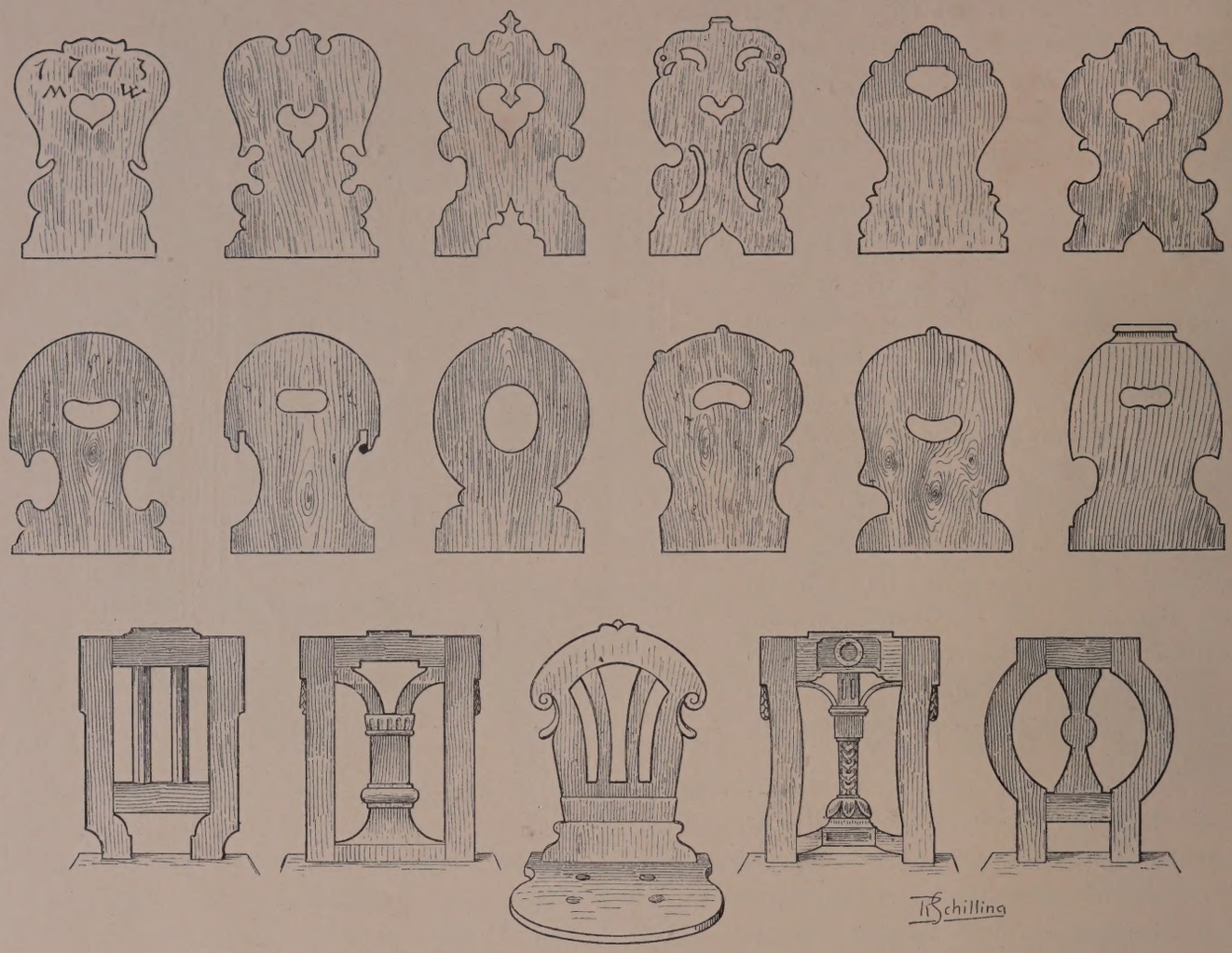
Abb. 52. Die Uhrenecke.

Oft sieht man in einer Stube zwei oder auch drei Uhren nebeneinander hängen, die mit ihrem Getick und Gependel eine ganz eigenartige Stimmung in die Stubenstille bringen. Diese Liebhaberei ist vielleicht auf die schon besprochene Schwarzwälder Uhrmacherei zurückzuführen.

Diese einfachen Uhren mit den anspruchslosen farbigen Blumenmalereien in den Ecken der Zifferblätter nehmen sich gar nicht übel aus. Sie stehen dem braunvioletten Holzgetäfel der Stube recht gut an und auch ihre Ornamentierung ist harmonisch auf die farbenfrohen Schränke und Truhen, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, abgestimmt. Um so mehr muß man es als Geschmacksverirrung betrachten, wenn in neuerer Zeit die guten alten Uhren immer mehr den lackierten oder polierten Regulatoren Platz machen müssen, die garnicht dahin passen. Dafür kann man aber weniger die Bauern, als vielmehr die Uhrmacher und Händler verantwortlich machen, deren Auswahl an verkäuflicher Ware oft das vermissen läßt, was auf die Bauernstuben abgestimmt wäre.

Noch so manches andere läßt in den Bauernstuben zu wünschen übrig. Sie haben sich in den letzten Jahren durchaus nicht zu ihrem Vorteil verändert und sehen lange nicht mehr so freundlich und schmuck aus wie früher. Viele von den guten originellen Bauernmöbeln sind darin verschwunden, veräußert worden; was aber an ihre Stelle trat, läßt meist jede Eigenart vermissen.

Das Gute, Schöne kommt mehr und mehr fort, wandert, wenn es gut geht, in die Museen, gehäuften Kunsttempel und Sammlungsmagazine. Dort sind die prachtvollen Stücke jetzt aufgestapelt und nummeriert. Aus ihrer alten Umgebung herausgerissen stehen sie jetzt zwischen Wänden, die nicht zu ihnen gehören, und bieten sich in ihrer Schönheit den Besuchern dar, die über die Kataloge hinweg meist nur einen ihr Vorhandensein feststellenden Blick gleiten lassen. Wer sie also sehen und sich vom Kunstsinn der alten Zeiten überzeugen will, der gehe in die Schwarzwaldsammlungen! Diese haben gewiß ihren großen Wert; aber eine wichtige, sehr notwendige Aufgabe, die ihnen zukäme, nämlich befruchtend auf das Schwarzwälder Handwerk zu wirken, es anzuspornen zu ebenbürtigem Schaffen, zu neueren Formen, das vermögen sie leider nicht, dazu sind sie zu weit entfernt. Und doch, wie not tut jenem die Anregung, die Unterstützung, damit es wieder auf die alte Höhe gelangt. Gleicht doch das, was z. B. der Dorfschreiner heute anfertigt, mehr einer Fabrikware. Er kommt wohl selten



Ab. 53. In den oberen zwei Reihen Stuhllehnen, wie man sie noch in vielen Bauernstuben vorfindet.
Von den in der unteren Reihe dargestellten Empire-Stullehnen befinden sich die drei mittleren im Besitz des Herrn O. Spiegelhalder, Lenzkirch.

noch in die Lage, über die Zweckmäßigkeit und Schönheit eines anzufertigenden Möbels nachzudenken. Daß er es aber früher getan hat, tun konnte, das beweist uns jedes noch vorhandene alte Stück und hätte es auch nur die schlichteste Form, seine Zweckmäßigkeit wirkt allein schön.

Die Einrichtung der Stube, die wir kennen gelernt haben, macht — flüchtig betrachtet — einen soliden, einfachen Eindruck. Welche Schönheiten sie aber auch enthält und in welch verschiedener Ausführung die Einzelmöbel zu finden sind, davon bekommt freilich nur derjenige einen richtigen Begriff, der daraufhin mehrere Bauernstuben aufgesucht hat. Wir können hier leider nicht alles einzeln anführen; nur den Stuhl in seinen verschiedenen Ausführungen wollen wir betrachten. Er ist das einzige bewegliche Möbel der Stube, in der er bald da, bald dorthin gestellt wird, wo man ihn eben braucht. Mag er aber seinen Platz finden und stehen, wie der Zufall es will, er ist trotz seiner geringen Größe im Stubenraum nicht zu übersehen. Da er besonders zur Anbringung von Verzierungen geeignet ist, hat ihn der Dorfschreiner auch mit Vorliebe zur Entfaltung seiner erfinderischen und künstlerischen Fähigkeiten auserkoren. Sein Sitz und seine Beine, letztere entweder mehrkantig, rund oder gekerbt, nach Schemelart gespreizt, geben ihm freilich weniger Gelegenheit, sein Können zu beweisen, umsomehr aber seine Rückenlehne.

Abbildungen 53 und 54 zeigen eine größere Zahl dieser Stuhllehnen in den mannigfaltigsten Formen, bei deren Anblick wir ordentlich Respekt vor den alten Dorfschreinern bekommen. Die zwei oberen Reihen der Abb. 53 geben die abwechslungsreichsten Formen, die nur durch Aussägen des Randes entstanden und deren Flächen noch zum bequemeren Handhaben des Stuhles in der verschiedensten Weise durchbrochen sind. Solche Stühle findet man noch viel in den Stuben der Höfe, woselbst die abgebildeten auch gezeichnet wurden. Trotz ihrer einfachen Behandlung haben sie doch eine eigen-

Abb. 54. Reichgeschnitzte Stuhllehnen, deren man fast nur noch in den Sammlungen sieht.
Die seitlichen, links und rechts der mittleren Reihe besitzt Herr Oskar Spiegelhalder in Lenzkirch, die letzte unten rechts die Villinger Sammlung, während alle anderen sich in der Freiburger Schwarzwald-Sammlung befinden.

artige, charakteristische Prägung; jeder einzelnen Lehne haftet etwas Individuelles an.

Aber wie die Lehnen der Abb. 54 beweisen, haben sich die Dorfkünstler nicht allein mit simplem Aussägen begnügt, auch allerhand Zierat in verschiedener Technik haben sie angebracht. So z. B. haben sie den Kerbschnitt angewandt (vergl. 1. Reihe rechts) oder Reliefschnitzerei, dabei die tiefer liegenden Stellen gebunzt und matt gehalten, ferner auch Hölzer eingelegt oder Linien graviert. Dieselbe Mannigfaltigkeit zeigen die angewandten Ziermotive, zunächst rein geometrische. Dann aber sind besonders beliebt zahlreich übernommene Ornamente aller Stilarten und deren Kombinationen, Renaissance, Barok, Roccoco, alle natürlich für Flächenkunst wohl geeignet. Die so verzierten Lehnen stellen die schönsten und reichsten dar. Man vergleiche daraufhin die Stühle der oberen Reihe und die seitlichen der mittleren Reihe. Was die Empirezeit an Schönem zeitigte, unterscheidet sich mehr durch den Aufbau der Lehne. Vergl. Abb. 53, untere Reihe.

Als Ziermotiv dieser Stuhllehnen kommt häufig der österreichische Doppeladler vor, ein Zeichen, daß der Schwarzwald in früheren Zeiten zu Oesterreich gehörte. Dieser Doppeladler muß sich allerlei gefallen lassen, in die erdenklichsten Formen wird er umgewandelt und oft ist er nur noch andeutungsweise für besonders Phantasiebegabte erkennbar. Daneben findet man an Tiermotiven noch die Schlangen; wahrscheinlich hat ihre Verwendung eine religiöse Bedeutung. Auch die Initialen der Eigentümer sind kein seltenes Ziermotiv. Häufiger sind diese oder die ganzen Namen und eine Jahreszahl nur eingeschnitzt.

Die Abbildungen geben eine regellose Zusammenstellung der verschiedenen Stilarten, die reichlich Gelegenheit gibt, die eigenen Stilkenntnisse aufzufrischen. Man muß wirklich die Dorfhandwerker bewundern, die spielend mit allen Arten fertig wurden und sie heimisch und bodenständig zu gestalten wußten. Mögen manche auch etwas gröblich ausgefallen sein, weisen sie doch immer die wesentlichsten Züge eines bestimmten Stiles auf. Gerade in einer gewissen Unbeholfenheit und Naivität liegt ihr entzückender Reiz.

Solch reichverzierte Stühle sind in den Bauernstuben eine seltene Erscheinung geworden. Auf sie wurde Jagd

gemacht und man muß es als Glück bezeichnen, daß sie nicht alle in die unzugänglichen Privatsammlungen gewandert sind, sondern auch in die verschiedenen städtischen Schwarzwaldsammlungen. In letzteren wurden die hier gegebenen hauptsächlich gezeichnet.

Und wie in den Stuben, so sieht's auch in den Kammern aus, denen wir uns jetzt zuwenden. Sie haben eher noch mehr gelitten: Die alten Möbel, die Truhen und Schränke, sie sind verschwunden; Stück um Stück ließ man aus der Hand, alles wurde veräußert. Die vollständigen, einheitlichen Ausstattungen gehören zu den

in Angriff genommen wurden und die er selbst nach Fertigstellung bemalte. Und mit wieviel Liebe hat er sich daran gemacht, wie prächtig bunt und ausgiebig hat er die Farben aufgetragen. In fröhlichem Behagen und vergnüglichem Eifer, seiner Eingebung und seinem Geschmack folgend, naiv und farbenfreudig hat er ganz unbefangen frisch drauf los dekoriert und zum Schluß hatte er selbst Spaß an seinem Werk. Ohne jede Regel und Theorie, in unbewußtem Schaffen entstand alles und so will es auch betrachtet werden.

Und waren die Möbel fertig und gut befunden und

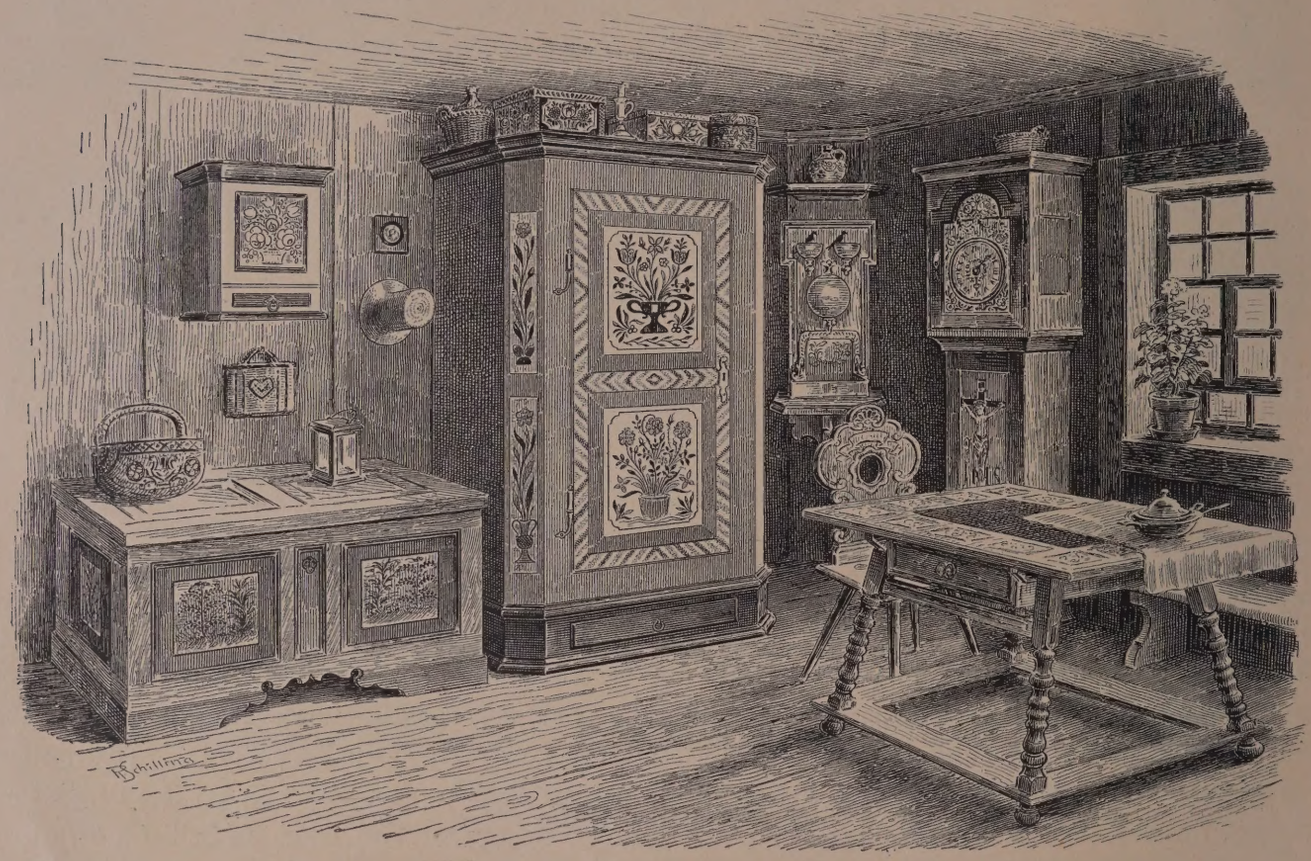


Abb. 55. Eine Zusammenstellung alter geschnitzter und bemalter Bauernmöbel.

größten Seltenheiten, und als Wunder kann man es bezeichnen, wenn sich irgendwo noch ein Bett mit der dazugehörigen Truhe und dem Schrank vorfindet.

In der Abb. 55 ist eine Zusammenstellung von alten Möbeln gegeben, wie sie früher da sich vorfanden. Wie ganz anders sieht das aus. Das ist Schwarzwald und die Sprache einer Zeit, die Haltung und Schönheitssinn hatte. Da stehen die Truhe und der Schrank, die nebst Bett meist zur Ausstattung der Braut auf Bestellung vom Dorfschreiner angefertigt, aber niemals ohne vorheriges gemeinsames Ueberdenken und Besprechen

gelobt, dann hob man sie gewichtig auf den Leiterwagen. Ihn hatte man mit Bändern und Blumen umwunden, bewimpelt; man sparte nicht mit Schmuck. Die Stühle drauf und das Spinnrad mit flachsbesteckter, reichverzierter Kunkel, so fuhr man freudestrahlend ins Heim des jungen Paares, von allen betrachtet, von allen bestaunt, von allen bewundert.

Und wenn man die Möbel auslud und sie in die Räume der Wohnung stellte, da prangte ein frisches, heiteres Bild. Die Stuben und Kammern schienen zu blühen, hell und freundlich sah alles aus, und die Farben leuchteten leb-

haft in sonnigem Licht. Hier war es schön, wohnlich und reichgeschmückt. Licht, Luft, Farbe, Behagen, Freude und Pracht, das gab ein wundervolles Lebensgefühl.

Und jetzt? Wo sind die Möbel ländlichen Charakters, wohin sind sie gekommen, was können sie außerhalb dieser Stuben sein? Wer hat die Schätze aus ihrem Leben herausgerissen? Dafür haben also diese biederen Dorfschreiner geschafft! Die Truhen und Schränke, die festgefügten Laden für die blendende, selbstgefertigte Leinwand, der ruhige, wohlgeborgene Schoß für die Früchte eifriger Arbeit, die vielen Generationen dienen konnten, dürfen, bunte Röcke und Mieder, die jedesmal überraschend in die Augen lachen, wenn sich plötzlich die Tür öffnet. Hüte, Kappen und Schäppele dagegen liegen in den bemalten Holz- und Pappschachteln oben auf dem Schrank, wie das Bild es zeigt.

Neben einem niedlichen Wandschränkchen sieht man dort in der Ecke ein Waschbecken aus Zinn, darüber einen Wasserbehälter aus demselben Material gefertigt, ein Stück, das jetzt nur noch ganz selten zu finden ist, ferner eine reichverzierte Uhr in schönem Gehäuse, daran Christus am Kreuz dargestellt ist. Der hier dargestellte

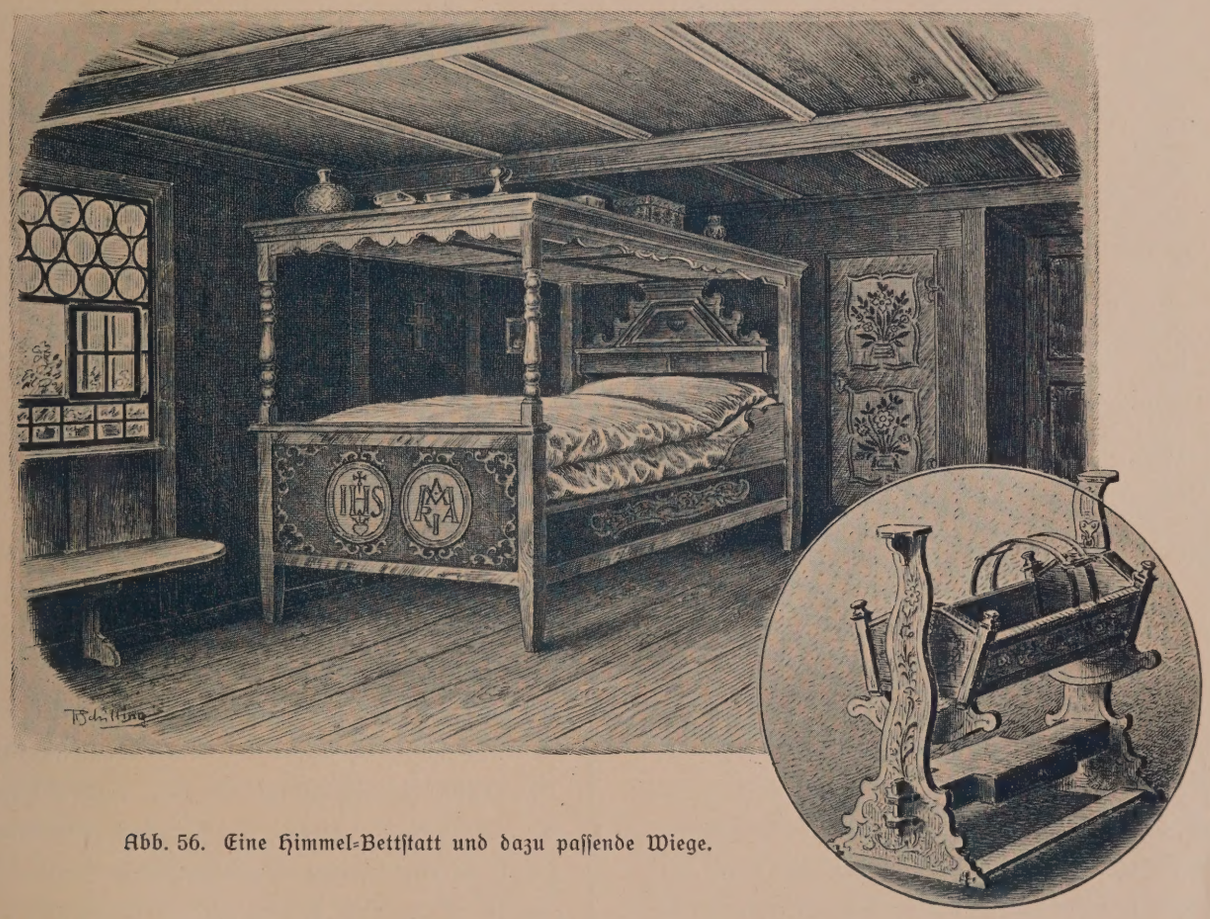


Abb. 56. Eine Himmel-Bettstatt und dazu passende Wiege.

wo sind sie hingekommen? Darin lag wohl aufgeschichtet, von sorglichen Frauenhänden geordnet und geglättet, die mit Bändern umwundene, selbstgefertigte Ausstattung der Braut. Sie hüteten geheimnisvoll und sorgsam manche Erinnerung an Tage, die wie immer blühende Rosen in ihren Herzen leuchten und duften, ferner auch fromme Andenken, Gebetbücher mit innigen und rührenden Widmungen, Wachsstöcke, Amuletten, Heiligenbilder und Rosenkränze. Flachsstränge füllten die Lücken zwischen den Leinwandballen aus. Ein anderes Abteil birgt die Kleider, die nur an hohen Feiertagen angelegt werden

Tisch zeigt eine seltenere Form. Seine gedrehten, auswärts gespreizten Beine sind durch eine Fußleiste miteinander verbunden. Die Platte ist mit eingelegtem Holz reich verziert.

Und wie eigen mutet das große Bett an in Abb. 56. Es ist von einem säulengetragenen Himmel überdacht, in kräftigem Farbenstrich gehalten, mit Roccocolinien verschnörkelt und mit dem Monogramm Maria und Jesus geschmückt. Die Kopfwand ist mit der Decke durch einen Aufbau verbunden, woran das Weihwasserbecken hängt, und der ganzen Breite entlang läuft ein

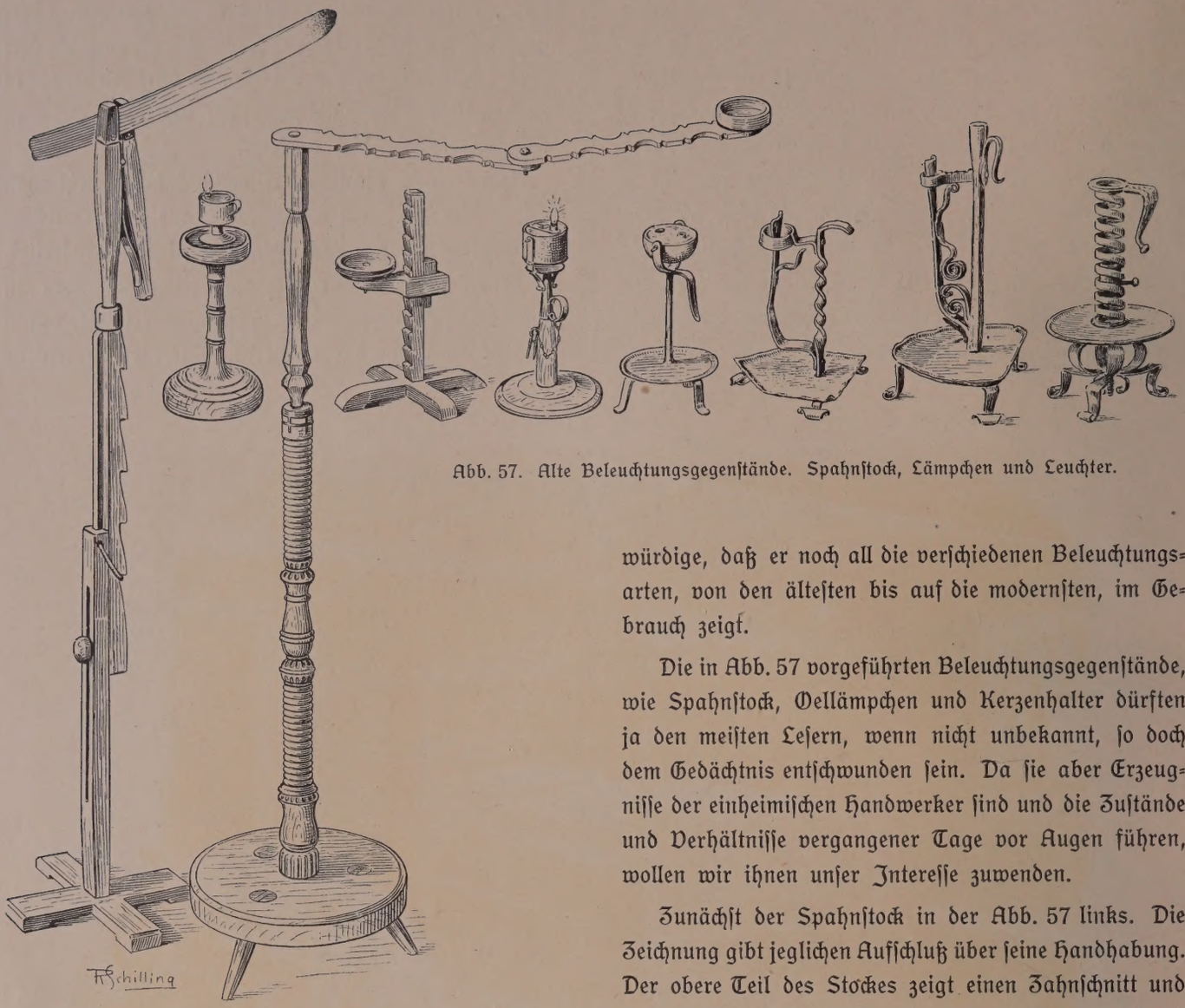


Abb. 57. Alte Beleuchtungsgegenstände. Spahnstock, Lämpchen und Leuchter.

Schaft. Fein einheitlich wirkt diese Ecke mit der getäfelten Decke, dem in die Wand eingebauten, buntbemalten Schrank, dem Bett, dem Fenster und der Fensterbank. Und wie harmonisch gliedert sich dann die Wiege an, die in einer festen, hübsch ausgesägten Ständervorrichtung hängt!

Die Abbildungen 55 und 56 geben die wesentlichsten Einrichtungsgegenstände der Kammern wieder. Dazu gehören aber noch so viele Kleinigkeiten, auf deren Wiedergabe wir leider verzichten müssen. Nur die Beleuchtungsgegenstände sollen nicht unerwähnt bleiben. Lehrreich ist dies auf alle Fälle, besonders bei dem Wandel der Beleuchtungsart der verschiedenen Zeiten. Es haben alle noch ihre charakteristischen Vertreter dagelassen, vom Kienspahn bis zur Elektrizität. Die Nächte, in denen noch in den abgelegenen Höfen des hohen Schwarzwaldes der Kienspahn „leuchtete", liegen gar nicht soweit zurück. Der Schwarzwald bietet also in dieser Hinsicht das Merkwürdige, daß er noch all die verschiedenen Beleuchtungsarten, von den ältesten bis auf die modernsten, im Gebrauch zeigt.

Die in Abb. 57 vorgeführten Beleuchtungsgegenstände, wie Spahnstock, Oellämpchen und Kerzenhalter dürften ja den meisten Lesern, wenn nicht unbekannt, so doch dem Gedächtnis entschwunden sein. Da sie aber Erzeugnisse der einheimischen Handwerker sind und die Zustände und Verhältnisse vergangener Tage vor Augen führen, wollen wir ihnen unser Interesse zuwenden.

Zunächst der Spahnstock in der Abb. 57 links. Die Zeichnung gibt jeglichen Aufschluß über seine Handhabung. Der obere Teil des Stockes zeigt einen Zahnschnitt und kann infolgedessen mittelst einer Schnur, die am unteren Teil befestigt ist, in beliebig hohe oder tiefe Lage eingestellt und gehalten werden. Im Metallring am oberen Ende steckt die Klammer, die den Spahn hält. Über die Verwendung dieses Spahnstockes gibt uns Hansjakob in einer seiner Erzählungen in drastischer Weise eine stimmungsvolle Erklärung: „Damals stand noch am Abend in der Mitte der Bauernstube der Spahnstock und vor ihm ein Kübel voll Wasser, in den die abgebrannten Teile des brennenden Spahnes hinabfielen. Um den Stock herum saßen die Wibervölker und spannen, während die Mannsvölker auf der Ofenbank saßen und rauchten. Der Qualm in der Stube verzehrte damals die verschiedenen Krankheitsbazillen, und die Leute waren damals gesünder als heute, wo man in jedem Bauernhaus teures Petroleum in schönen Lampen brennt. Dieses Oel kostet Geld, während der Spahn, der im Walde wuchs, nichts kostete. Der Bauer klagt jetzt über schlechte Zeiten, denkt jedoch nicht daran, wieviel er das Jahr

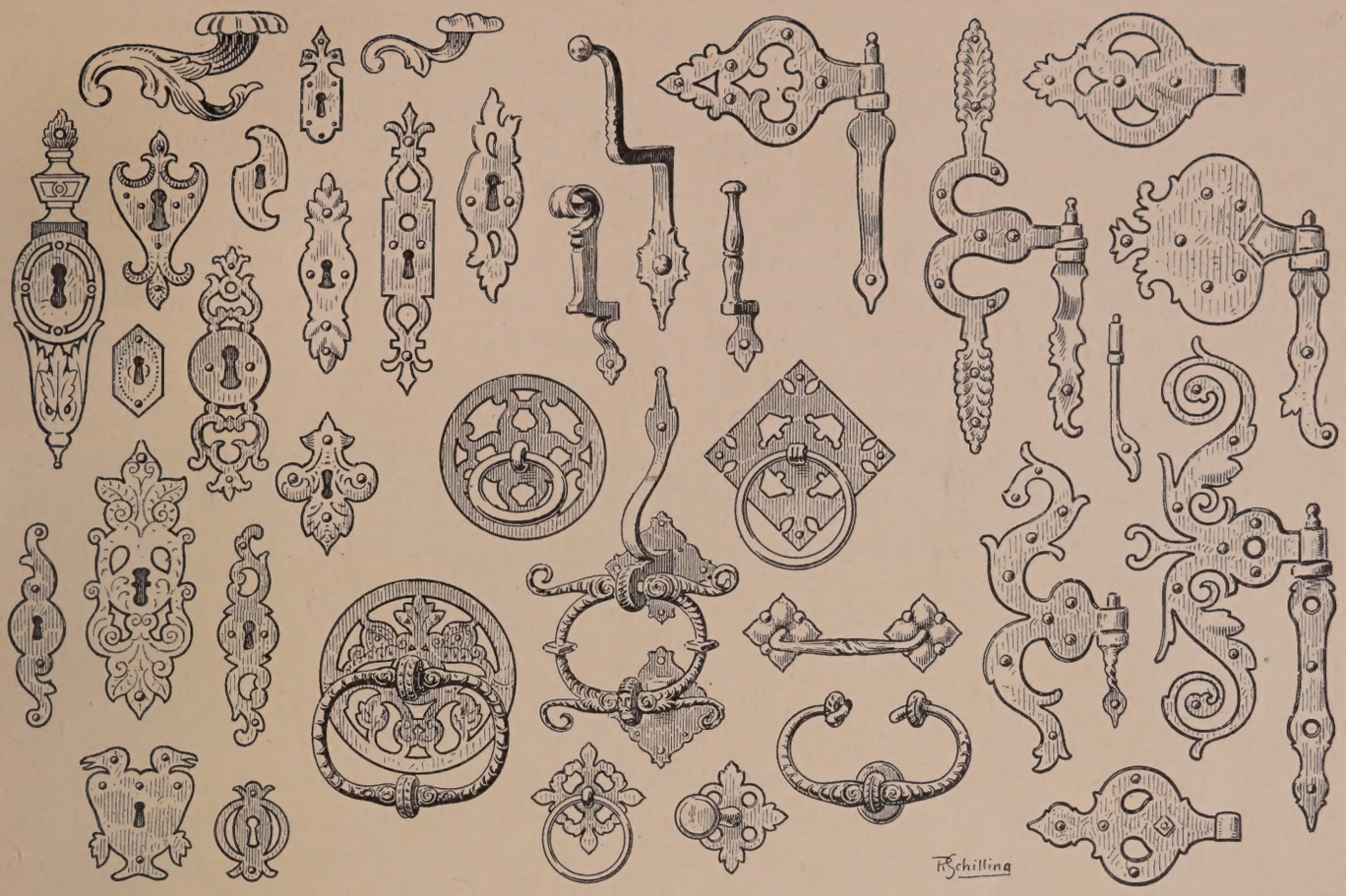


Abb. 58. Alte, kunstvolle Türbeschläge.

über ausgibt für „Kultur", für Licht und viele andere Dinge, die früher nichts kosteten, weil man sie selbst pflanzte, oder sie überhaupt nicht brauchte."

Soweit Hansjakob und er hat so unrecht nicht; wurde doch das zum Herstellen der Spähne nötige Buchenholz unentgeltlich allen Dorfbewohnern aus der Gemeindewaldung geliefert. Die Spähne fertigte man mit einer Art Hobelvorrichtung in der Stube an. Dort zeigt die Bank am Fenster noch ein Loch, worin dieses Werkzeug befestigt wurde. Bündelweise lagerten die Spähne auf Gängen oder Galerien zum Trocknen und wurden vor dem Gebrauch noch auf den Ofen gelegt. Buchen-, auch Föhren- und Kienholz galt als bevorzugtes Material. Neben den Spahnstöcken gab es damals auch sogenannte Kienöfele, kleine Nischen in der Ofenwand, in denen als Stubenbeleuchtung ein Kienholzfeuer unterhalten wurde.

Die Abb. 57 zeigt ferner kleine Ständer, wovon zwei aus Holz hergestellt sind, und von denen einer wiederum durch Zahnschnitte mittels Keiles in beliebiger Höhe gehalten werden kann. Sie dienten als Untersatz kleiner Lampen von der Art wie die auf dem gedrehten Ständer dargestellte. Auch der dritte Gegenstand, zu dem das Untergestell einer alten Spinnkunkel benützt wurde, ist nicht uninteressant. Ein findiger Schwarzwälder hat sich einen beweglichen Arm darauf konstruiert, der es ermöglichte, Licht über Tisch oder Bett zu haben. Bei den nächsten zwei Gegenständen sind die Lämpchen damit verbunden; ersteres besteht aus Holz und Metall, das zweite nur aus gehämmertem Blech. Brennmaterial war damals Raps oder Lavendelöl, das der Bauer ebenfalls selbst gewann. Rechts sind noch zwei Leuchter für Unschlittkerzen dargestellt, bei denen die Kerzen durch den federnden Teil, der oben durch den Ring führt, festgehalten wurden. Der letzte Leuchter ermöglichte durch seinen spiraligen Oberbau beliebiges Hochdrehen der Kerze. Alle diese Gegenstände sind außerordentlich geschickt und sachlich gefertigt.

An Erzeugnissen des alten Schmiedehandwerkes, zu denen die zuletzt angeführten Beleuchtungsgegenstände gehören, ist in den Schwarzwaldhäusern nicht mehr viel zu sehen. Aber wenn man acht gibt, kann man an Haus-, Stuben- und Schranktüren doch noch einiges entdecken: Schlösser, Drücker, Schlüssellochumrahmungen, Türgriffe, Türklopfer und Türangeln in allen möglichen Formen.

Das Betrachten der in Abb. 58 dargestellten Arbeiten läßt erkennen, daß auch diese Handwerker ihre Motive dieser oder jener Kunstrichtung entnommen haben. Empire, Renaissance, Barok und Roccoco ist zu entdecken, zwar nicht immer einwandfrei. Bei einzelnen zweifelt man, welcher Richtung sie wohl einzuordnen sind, aber sie wirken trotzdem nicht unharmonisch. Die Arbeiten unterscheiden sich hauptsächlich in ihren Umrißlinien und den durchbrochenen Flächen. Liegt es doch in der Hand des Schmiedes, durch leichte Veränderung, durch andere Biegung den Arbeiten immer ein anderes, neues Aussehen zu geben. Auch Modellierungen, durch Bunzung hochgetriebene Formen, ferner Verzierungen in vertieften Linien, Gravierungen usw. brachten sie an.

An jedem einzelnen Stück kann man auf die künstlerischen Fähigkeiten ihrer Erzeuger schließen, vermuten, wie sie in mehr oder weniger geschickter Weise das glühende Eisen durch Klopfen, Hämmern und Biegen in die gewünschte Form zu bringen suchten. Mag ihnen auch nicht alles nach Wunsch gelungen sein, es entstand doch so manches Stück, das uns recht deutlich den Wert der Handwerksarbeit zeigt. Leider ist sie heute fast gänzlich ausgeschaltet und verdrängt durch Duplikate, Abklatsche und Massenware jeder Art, bar jeder Eigenart, alles Persönlichen und ohne jeglichen künstlerischen Sinn.

Es müssen doch schöne Zeiten gewesen sein, als die Leute noch Verständnis für Gediegenheit hatten, und die Handwerker sich mit Freuden ihren Arbeiten hingeben konnten mit der Gewißheit, daß sie für kundige Augen schufen. Sie hatten doppelten Lohn für ihr Schaffen. Aber fern zurück liegen diese Zeiten. Die Maschinen und die Sucht äußerster Verbilligung haben erbarmungslos die persönlich schaffenden Menschenhände verdrängt oder sie selbst zu mechanischer Tätigkeit verurteilt. In den großen Fabriken gießen jetzt rasende Maschinen zu Tausenden alles in langweilige Gleichförmigkeit; ihre Erzeugnisse gelangen überall hin, finden selbst die versteckteften Höfe. Und an Stelle von liebevoll Gestaltetem herrscht nun geistlose Schablone. Verödung und Töten alles künstlerischen Empfindens ist das Ende.

Und es ist nichts von Uebertreibung an dem hier Gesagten. Wer sich von der Richtigkeit überzeugen will, braucht ja nur die Schwarzwaldsammlungen aufzusuchen. Dort ist alles aufgestapelt, Möbel, Ausstattungsstücke, Geräte aller Art und Zeiten, und feiner Kunstsinn offenbart sich daraus. Vieles ist dort, wovon in den Höfen gar nichts mehr zu sehen ist, wie z. B. altes Zinngeschirr, all das schöne alte Zinngeschirr, das früher der Stolz der Wirtschaft war. Jetzt trägt man in diesen Häusern nirgends mehr das Frühstück in Zinngefäßen auf oder in wohlverschraubten Zinnflaschen Wein und Milch aufs Feld. Oder wo werden gar beim Mittagstisch noch Zinnteller und -Löffel verwendet, gar nicht zu sprechen von den wundervollen Platten, Bechern und Kannen, die in großem Formenreichtum in vielen Haushaltungen geführt wurden? In den Sammlungen stehen sie in Reih und Glied auf verstaubten Regalen pedantisch etikettiert und eingeordnet. Und bei ihnen steht noch vieles andere in buntem Gewirr, was einst im Leben seinen wundervollen Platz hatte. –

Gehen wir nun durch die Stube zurück in den Hausgang, um in die Küche zu gelangen, die wir auch besichtigen wollen. Abb. 59 stellt eine alte, kaminlose Küche dar, wie man z. B. in Mühlenbach noch einige finden kann. Sie ist hoch, reicht durch beide Stockwerke, und ihre Decke entspricht dem Dachboden. In ihr sieht man links durch die geöffnete Tür in den Hausgang. Rechts der Tür steht der Herd, auf dem gerade gekocht wird. Der Rauch und Qualm steigt senkrecht in den Rauchfang, der aus einem Holzflechtwerk besteht, das mit Lehm verputzt ist und von durchlaufenden Balken getragen wird. In diesem Gewölbe breitet sich der Rauch aus, und etwa in die Höhe mitgeflogene Funken setzen sich darin fest. Der Rauch aber muß unten wieder abziehen und gelangt entweder durch geöffnete Türen direkt ins Freie oder er steigt vom Hausgang oder auch von der Küche aus – wie im Bilde rechts – in die oberen Räume, dann in den Dachstock und von da durch die Löcher an den Enden des Dachfirstes ebenfalls ins Freie. Daß der Rauch in gewissen Zeiten den beschriebenen Weg durchs Haus nehmen muß, geschieht nicht ohne Absicht und Zweck. Er härtet ja, nebenbei bemerkt, das Holz des Hauses, soll aber hauptsächlich die oberen Kammern wärmen und auch die feuchteingebrachten Getreidegarben trocknen. Zu letzterem Zwecke können auch die Dielen des Dachbodens über der Küche ausgehoben und zur Seite gelegt werden, um dem Rauch den Zutritt zu erleichtern.

Diese Einrichtung der kaminlosen Küchen, bei denen der Rauch durchs ganze Haus ziehen kann, erscheint vielen uneingeweihten Fremden, die sich gelegentlich in dieselben verirren, unverantwortlich leichtsinnig und feuergefährlich. Sie bedenken aber nicht, daß der Rauch vollständig unschädlich gemacht wird, und daß auch nicht ein einziger Fall nachzuweisen ist, bei dem durch diese Einrichtung ein Brand entstanden wäre. Wohl ist das aber der Fall bei der von anderer übereifriger Stelle

Abb. 59.

Eine alte kaminlose Küche mit Rauchfang.

geforderten und angeordneten Einführung von Kaminen. Diese Zwangseinrichtung, die eine Sicherung bedeuten sollte, gerade sie ließ manchen Hof in Flammen aufgehen. Man weiß ja aus den Zeitungen, wie oft schadhafte Kamine und Kamin-Brände zu gänzlicher Vernichtung der Häuser führten. Ein besserer Ersatz ist also aus dieser Neuerung den Bauern nicht erwachsen. Es hat auch den Anschein, als ob man in neuerer Zeit etwas nachsichtiger geworden wäre und die noch vorhandenen alten Einrichtungen bestehen ließe. —

Daß das langsame Abziehen des Rauches, der oft die ganze Küche ausfüllt und sie in einen undurchdringlichen Nebel einhüllt, dieser, dem Haus innen und außen seinen schwarzen Stempel aufdrückt, ist im Bilde angedeutet. Das Holzwerk glänzt tiefschwarz. Eigentümliche, reizvolle Wirkungen zwischen Licht und Schatten entstehen da. Untersucht man genau, dann ergibt sich, daß der Ruß fest an den Wänden haftet. Allerdings muß man das Arbeiten in einer derartigen, raucherfüllten Küche gewöhnt sein. Fremde Besucher pflegen gewöhnlich rasch mit angelaufenen Augen kehrt zu machen.

Die den Rauchfang tragenden Balken dienen überdies, wie auch die anderen durch den Küchenraum ziehenden Stangen zum Aufhängen der zu räuchernden Fleischwaren, wie aus der Abbildung ersichtlich ist. In den Höfen werden ja im Dezember, aber auch vor Kirchweih oder Ostern Schweine geschlachtet, und dann baumeln in der Küche Schinken, ganze Speckseiten und Schwarzwürste zum Räuchern und verbleiben hier bis zum Frühjahr oder bis zur wärmeren Jahreszeit, während welcher sie dann im kühlen Speicher aufbewahrt werden.

Neben dem Herd steht ein ihm ähnlicher Bau, der Aschenbehälter, der ebenfalls gemauert ist und in den von oben die glühende Asche geschüttet wird. Nach dem Erkalten wird sie durch die sichtbare Oeffnung entfernt. Seine obere Platte dient als Anrichte, auf der die Schüsseln, Töpfe und Kübel stehen. Davor ist der Platz für die großen Fässer zur Zubereitung des Schweinefutters; rechts steht ein Kartoffel-Behälter mit Schiebern. Zwischen der Tür zum Hausgang und dem Herd befindet sich die Tür zur Feuerung des Stubenofens, der ja von hier aus bedient wird. Links wäre der angedeutete Küchenschrank zu denken, in dem die großen Bauernschüsseln, Teller, Näpfe und Milchtöpfe aufbewahrt werden. Es sind naive Erzeugnisse der Keramik, Geschirre mit charaktervoller, zumeist derblustiger Verzierung, die in den schlichten Hafnerwerkstätten entstanden sind, aber doch durch ihren anspruchslos aufgemalten Schmuck von Blumen und Blättern in frischen, lebhaften Farben und von lehrreichen, sinnvollen und oft heiteren Sprüchen — die auf fröhlichen Humor in den Hafnerwerkstätten deuten — einen gewissen Reiz besitzen.

Abb. 60. Altes Bauerngeschirr.

Es sei hier eine kleine Auslese solcher alter Bauernsprüche gegeben, die auf Schüsseln und Tellern, Gläsern, aber auch auf Schränken, Truhen und Kasten zu finden sind. Zuerst Sprüche, fromm, voller Gemüt und trefflicher Lebensweisheit:

Ich arbeit erd und denk dabei,
Daß ich auch selber Erden sei.

Die Zeit eilt wie ein Strom davon,
Nun ist der Tod der Sünden Lohn;
Wende die Zeit so nützlich an,
Daß dich der Tod nicht erschrecken kann.

Die Freuden sind flüchtig, der Kummer schleicht,
Doch keines an die Pforten der Ewigkeit reicht.

Gib gerne den Armen freundlich und still,
So bist du ein Geber wie Gott ihn will.

Gern geben, gern vergeben,
Heißt in Wahrheit christlich leben.

Wer seinen Feinden Gutes thut,
Der zeigt den größten Edelmuth.

Thue das Deine, Gott tut das Seine.

Gottes Lieb und Treu, ist alle Morgen neu.

Gott hält es im gemein,
Daß beim Glück muß Unglück sein.

Fromm und still, red wenig, hör viel.

Trink und iß, Gott nicht vergiß,
Halt Zeit und Ziel, trink nicht zu viel.

Gutes Wort findet guten Ort.

O Gott, ich bitt, bewahr mein Schritt,
So fall ich nit.

Arbeit hat bittre Wurzel, aber süße Frucht.

Früh auf und spät nieder,
Bringt verlorenes Gut wieder

Erwerben und sparen zugleich
Macht den Gewissesten reich.

Geld macht nicht reich,
Es sei denn reich das Herz zugleich.

Wer seine Arbeit fleißig tut,
Dem schmeckt jede Suppe gut.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Faulheit ist der Schlüßel zur Armuth.

Allzu fetter Herd selten lange währt.

Es ist nicht gut, wenn viel regieren,
Das Steuer soll nur einer führen.

Vor seiner Tür soll jeder fegen,
Dann ist es reinlich allerwegen.

Aber auch die Liebe und die Ehe findet man geschildert und bekrittelt:

Lieben und geliebt zu werden
Ist die größte Freud auf Erden.

Einem treuen Freund allein
Soll mein Herz eröffnet sein.

Liebe mich immer und bleibe mir gut.

Jungfrau laß Dich nicht betrügen,
Sonst mußt Du rumpeln die Wiegen.

Ich bin g'loffen über Berg und Tal,
Hab Untreu troffen überall.

Nichts schöneres ist auf Erden,
Als wenn zwei eines werden.

Hans hat Lust zum Hochzeit machen,
Und Gretchen muß darüber lachen.

Ein Vöglein noch so klein,
Es will haben sein Nest allein.

Nun ist es laut, ich eine Braut.

Nun hab ich wohl eine Braut;
Allein – mir graut, mir graut.

Als wahre Stoßseufzer erweisen sich meist die Sprüche, die den Ehestand behandeln. Alle Untugenden der Männer und Frauen werden da aufgedeckt. So lautet es z. B.:

Ich bitt Dich, lieber Mann,
Schau mir keine andre an.

Lieb mich allein, oder laß gar sein.

Mein Mann wär mir noch so lieb,
Wenn er aus dem Wirtshaus blieb.

Damit sind die Männer glimpflich weggekommen; schlimmer geht es den Frauen in den folgenden Sprüchen:

Das Kreuz allein wär nicht so schwer,
Wenn das böse Maul nicht wär.

Böse Weiber und bös Geld,
Findet man in der ganzen Welt.

Die Weiber, Wasser und das Feuer,
Das sind drei große Ungeheuer.

Wenn einer etwas verschwiegenes will haben,
So darf ers nur seinem Weibe sagen,
Dann bleibt es in ihrem Herzen verschlossen,
Als hätt man Wasser in ein Sieb gegossen.

Wenn ich hätt aller Menschen Gedanken
Und könnt heilen alle Siechen und Kranken
Und hätt ein Kraut zu solchen Sachen,
Daß ich könnt alle alten Weiber jung machen,
So wollt ich gewinnen sehr viel Geld
Und wär der berühmteste Mensch in der Welt.

Abb. 62

Abteilung IV.

Die kleinen Nebengebäude, eigenartigen Geräte etc.

Gründe der Vorsicht waren es ohne Zweifel, die es den Bauern der Täler ratsam erscheinen ließen, nicht alles im Haus selbst unterzubringen, sondern zu diesem oder jenem Zweck besondere kleinere Gebäude errichten zu lassen, die ohne bestimmte Regel, wie es eben praktisch erschien, ihren Platz in der nächsten Umgebung des Hauses, am Weg oder im Wiesenplan fanden, und über die nun Obstbäume ihre Äste ausbreiten, sie gewissermaßen in Schutz nehmen. Direkt am Haus, vor der Tür zum Hausgang steht ein Milchhäuschen mit Brunnen und Viehtränke, etwas weiter abseits ein Speicher für Frucht, Speck und Wertsachen; ferner findet man einen Backofen, einen Bienenstand und unten am Bache eine Mahlmühle, zu der sich eine Sägmühle gesellt, sobald größere Waldungen zum Hof gehören. All diese kleinen Bauten sind betrachtenswert, zum Teil sogar kunstvoll gebaut und enthalten in ihrem Innern viele originelle Einrichtungen. Und in ihrer Nähe entdeckt man sonderbare Geräte und Werkzeuge, die Aufschluß geben über manche Vorgänge und Bräuche oder durch ihre Form erkennen lassen, daß das Arbeiten an den steilen Berghängen besonderer Vorkehrungen bedarf.

Auch die nähere Umgebung der Höfe bietet also viel Sehenswertes und Eigenartiges. Ja, je mehr man umherschaut und beobachtet, desto mehr glaubt man annehmen zu dürfen, daß die Kulturneuerungen, die doch des Bauern Kleidung und Wohnung beträchtlich umformten und ihnen manchen Reiz genommen haben, weniger Einfluß gehabt haben auf die Art, wie er seine Arbeit verrichtet und auf das, was er dazu nötig hat. Das hat seine Hauptursache in der Bodenbeschaffenheit, dem meist steilen Gelände, das von altersher manches erprobte, bewährte Gerät entstehen ließ, das wohl etwas altväterlich aussehen mag, sich aber doch als höchst praktisch erwiesen hat und deshalb auch bis auf den heutigen Tag erhalten blieb und nicht so schnell durch Neues verdrängt oder ersetzt werden kann. Hier in seiner Arbeit zeigt sich der Schwarzwälder Bauer konservativ und mißtrauisch gegen zweifelhafte Neuerungen. Für ihn eignet sich nicht ohne weiteres das, was der Bauer in der Ebene für gut findet; er hält am Überlieferten fest. Einrichtungen, Betriebe und eigenartige Geräte sind dadurch erhalten geblieben, die anderswo den Neuerungen längst zum Opfer fielen und gänzlich verschwunden sind.

Wir wollen deshalb auch hier Umschau halten, all die kleinen Gebäude nacheinander aufsuchen und eingehend betrachten, ferner auf das achten, was um den Hof herum vor sich geht. Auch die Arbeit des Bauern hier und auf dem Felde ist der Beachtung wert. Eine umfassende Schilderung seiner sämtlichen Geräte würde freilich zu weit führen, doch dürfte eine anschauliche Darstellung einiger der hauptsächlichsten die Aufmerksamkeit der Leser weniger ermüden.

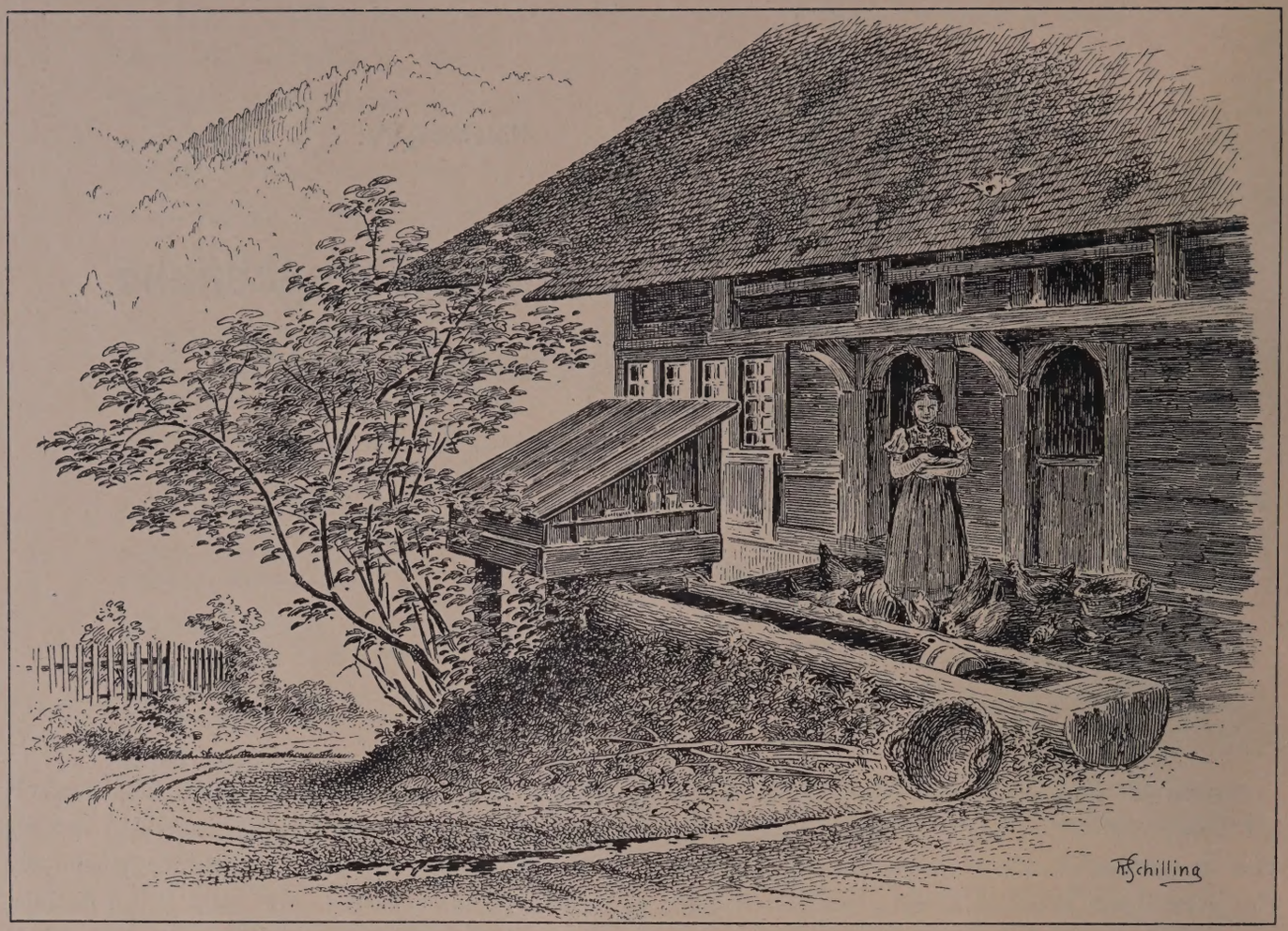


Abb. 63. Die Brunnenanlage vor dem Haus mit Milchhäuschen und Viehtränke.

Beginnen wir mit der Brunnenanlage vor dem Haus. Sie besteht aus einem langen Trog, der so gelagert ist, daß er den Gang von Tür zu Tür begrenzt. An dem einen, gegenüber der Tür zum Hausgang gelegenen Ende steht die Brunnenröhre, der ständig frisches, kühles Wasser entströmt, das vom Berge herab zu ihr geleitet ist. Hier, wo das Wasser in den Trog fließt, ist der Platz, an dem die Bäuerin mit Kübeln und Fässern hantiert. Daneben ist auf dem Trog ein kleines Holzhäuschen errichtet, das mit Schindeln, Latten oder Stroh gedeckt ist. Der übrige Teil des Troges dient als Viehtränke. Das Häuschen selbst hat keinen Boden, sondern diesen bildet der Trog. Die mit Milch gefüllten Töpfe können so direkt in den vom Häuschen geschützten Trogteil gestellt werden, in dem sie vom durchfließenden Wasser, das vom Brunnen zur Tränke zieht, umspült werden. Dadurch wird die Milch gekühlt und die Bildung des Rahmes oder „Mirre", wie ihn die Schwarzwälder auch nennen, gefördert. Aber auch auf seitlich angebrachte Schaftbretter, innerhalb der Häuschen, können Milchtöpfe und Schüsseln gestellt werden. In besonderem Abteil wird die aus dem Rahm gewonnene Butter (Anken) aufbewahrt, ebenso kühl zu haltende Speise.

Über die Bauart dieser Milchhäuschen ist nicht viel zu sagen; sie ist in den Zeichnungen klar ersichtlich gemacht. Schlicht, doch sorgfältig gearbeitet sind sie, lassen auch geringe Verzierungen durch Bearbeitung der Balken erkennen. (Vergl. die Abb. 62.) Durch die pultartige Form seines Daches, das vom Gang nach außen im gleichen Winkel abfällt wie das Hausdach, erscheint das Milchhäuschen schön und innig ans Haus angegliedert, als wärs ein Stück von diesem selbst. Von allen Seiten gesehen, mag man es vom Gang aus betrachten oder vom Weg, gestaltet es die Hausecke schön und reizvoll. Der Standort am Ende des künstlich hergestellten Ganges vor den Türen, da wo die Treppe hinabführt, ist allerdings auch sehr geeignet, das Milchhäuschen selbst zur malerischen Wirkung zu bringen. Wie auf hoher Warte steht es da oben, überwölbt von einem Hollunderbusch, dessen Blätter zu Tee, dessen Blüten zu herbem Obstmus und heilbringender Latwerge benutzt werden.

Wie malerisch wirkt das Häuschen mit Tränke in Abb. 63, besonders wenn man sich die Farben vergegenwärtigt: das Grün des sich darüber wölbenden Hollunderbusches und das Weiß seiner Blütendolden, die Kräuter und Blumen an der Böschung längs des Troges und die Moospolster an diesem selbst, im Hintergrund jenseits des Weges den Garten mit seiner Farbenpracht. Wie schön harmoniert das alles mit dem grau- und braungetönten Holzwerk des Hauses!

Abb. 64.
Noch ein Beispiel, wie verschieden u. malerisch diese Brunnen-Anlagen sein können.

Man denke sich ferner das Schindelhäuschen der Abb. 64 silbergrau schimmernd inmitten seiner grünen Umgebung, der Bäume und Sträucher, dazu die Gartentür und Treppe. Und was für malerische Gruppierungen hat das tägliche Leben, die Arbeit der Bäuerin unwillkürlich dahingezaubert. Da stehen Kübel und Fässer, Töpfe, Flaschen und Gläser, da hängt Blechgeschirr und liegen Besen und Bürsten. Ja diese Brunnenanlagen, sie stellen Klein-Idyllen dar, wie sie sich der Maler nicht schöner wünschen kann.

Und was für schöne Handlungen spielen sich hier ab, z. B. wenn die Bäuerin mit dem Butterfaß beschäftigt ist, wenn sie Milch ins Häuschen stellt oder ihre Kübel und Fässer säubert. Hier wirft sie den alleweil hungrigen Hühnern das Futter zu, die gackernd von allen Seiten herbeirennen und sie umringen, fleißig die Körner aufpickend, während die Tauben sich zu ihnen gesellen, herabflatternd vom Dach. Da gibts ein Leben und eine Farbenpracht, an der wohl jeder seine Freude hat. Nicht minder wenn der Bauer seine Pferde herausführt und ihren Durst stillen läßt oder wenn die Kühe und Ziegen von der Weide zurückkehren und hier an der Tränke nochmals Halt machen, ehe sie im Stall verschwinden. —

Es wurde schon bemerkt und an Hand der Abbildungen auch genügend bewiesen, wie schön diese Milchhäuschen zum Haus harmonieren. Aber wie das Haus Änderungen unterworfen ist, die den schönheitsliebenden Wanderer in den seltensten Fällen befriedigen, so zeigt sich dies auch im Kleinen an diesen Milchhäuschen. Der Zimmermann, dessen Arbeit durch das von ihm verwendete Material am besten für Anpassung ans Haus garantiert, wird leider in den wenigsten Fällen zu Erneuerungen herangezogen. An Stelle dieser schönen Holzhäuschen entstehen vielerorts viereckige Backsteinbauten, womöglich mit einem flachen Zementdach, die plump aussehen und die ganze Harmonie stören. Es ist dies tief bedauerlich und zeigt von schlechtem Geschmack der Bauhandwerker, was hier nicht unbemerkt bleiben soll, ehe wir uns dem nächsten Bau zuwenden.

Das wichtigste und größte aller Nebengebäude stellt der Speicher dar. In ihm sind die Reichtümer des Bauern, der Ertrag seines Hofes aufgespeichert; er ist deshalb sein Schatzkästlein. Neben dem Stall ist er der beste Zeuge für den Wohlstand des Hofes. Wer diese beiden besichtigt hat, kann leicht den Umfang des Hofes und die Qualität der dazu gehörigen Felder bemessen. Deshalb sind sie auch einem Bauer, dessen Tochter in einen Hof einheiraten soll, ausschlaggebend. Er wird sein Jawort nicht versagen, sobald er jene zwei gesehen und alles in bester Ordnung gefunden hat.

Wie es dabei zugeht, darüber gibt der Volksschriftsteller Hansjakob in seiner Erzählung „Der Hosig" (Hochzeit) die nötige Erklärung, der wir entnehmen,

wie sich der Bauer bei der „B'schau", bei dem Besuch mit seiner Tochter auf dem Hofe, in den diese einheiraten soll, orientiert. Er schildert es folgendermaßen:

„Am Ziele angelangt, beginnt nach kurzer Begrüßung die Revue in Haus und Hof, von dessen Ausfall es abhängt, ob sich das Herz zum Herzen findet.

Der Rundgang beginnt in dem Stall. Den großen Misthaufen vor dem Haus hat der Brautvater im Anmarsch schon fixiert. Sein Aussehen ist nicht ohne Bedeutung. Wenn er schön geflochten daliegt, als hätte ihn ein Damenfriseur aufgesetzt, so zeigt das von Ordnung auf dem Hof und fällt sehr in die Wagschale.

Im Stall wird das Vieh ruhig und still geprüft; (denn wie an anderer Stelle schon bemerkt, haben es die Bauern auf dem Schwarzwald nicht gern, wenn im Stall viel gesprochen wird).

Der Brautvater, dem die Tochter stumm auf dem Fuße folgt, sieht im Stall namentlich scharf darauf, ob der Heiratskandidat auch Ufzüglinge, d. h. ob er viel Jungvieh zum Aufziehen im Stall angebunden hat. Viel Jungvieh ist ein Hauptzeichen vom Wohlstand. Der Bauer, der Geld braucht, verkauft bekanntlich seine Kälber.

Vom Stall geht's in das Heiligtum des Bauern, in die Schatzkammer. Neben dem Hof, durch einen Weg getrennt, steht möglichst solid gebaut der „Spicher". Da sind des Landmanns Schätze aufgespeichert: Die Frucht, das Kirschen- und Zwetschgenwasser, der Speck, die Schinken, die Bratwürste, letztere in den Fruchtkästen im Korn oder Weizen versteckt, der Hanf, der Zwillch, der Anken (ausgelassene Butter), das Schmalz, die Bohnen usw. Sein Geld hat der Bauer im Kasten neben dem Bett, in eine Schweinsblase gebunden.

Den Schlüssel zum Speicher trägt der Bauer, auch wenn er zum Markt oder zur Kirche geht, stets bei sich. Und in der großen Innenseite seines Kittels sind in der Regel der Speicherschlüssel und das Gebetbuch beisammen."

Ob das letztere immer der Fall ist, sei dahingestellt. Aber groß muß dann die Tasche sein; denn diese Speicherschlüssel haben oft eine Länge von 20—25 Zentimeter und infolgedessen auch das dementsprechende Gewicht. Sie zu verlieren oder zu verlegen kann man schon ein Kunststück nennen.

Daß der Bauer all die Erträgnisse seines Hofes in einem abseits stehenden besonderen Häuschen unterbringt, ist sicher als ein Akt der Vorsicht aufzufassen. Er will es verhüten, daß er bei ausbrechendem Feuer um sein ganzes Hab und Gut komme.

Abb. 65. Speicherform in Mühlenbach.

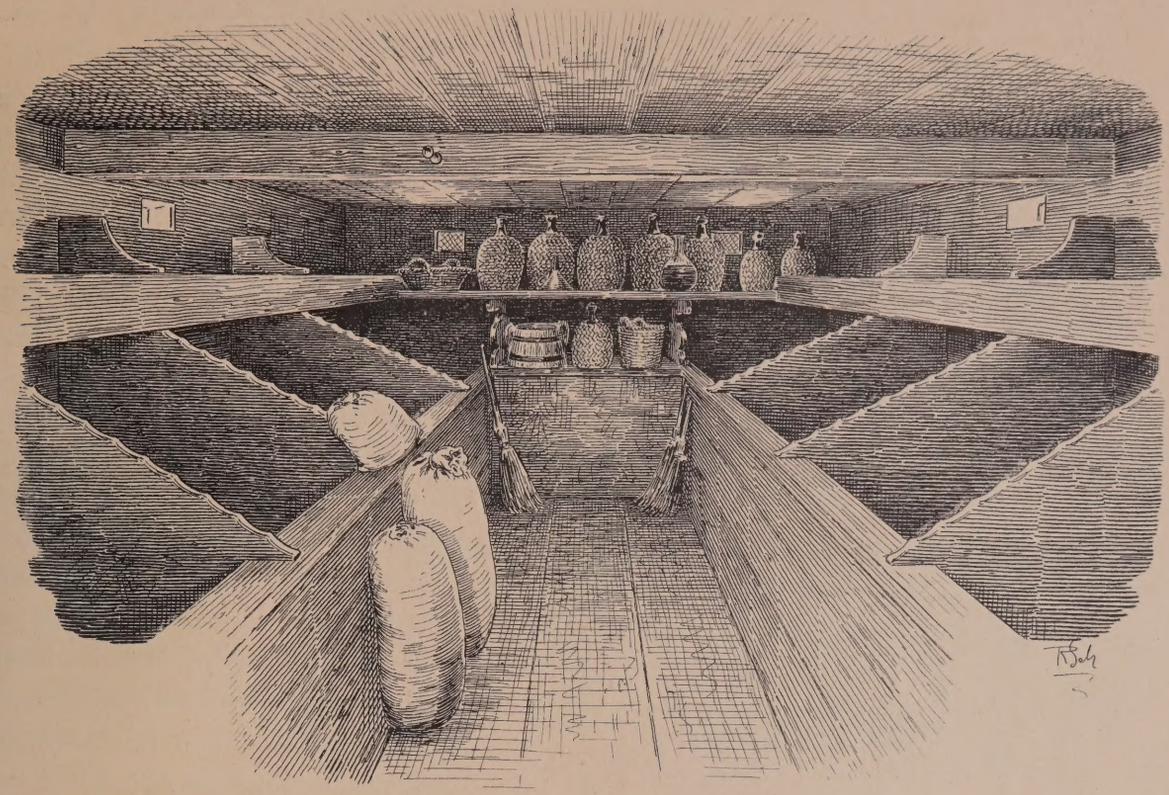


Abb. 66. Innere Ansicht eines Speichers.

Merkwürdig ist's, daß das Äußere, die Bauart dieser Speicher, im Schwarzwald sehr verschieden ist, so grundverschieden, daß sie sich nicht im geringsten mehr ähnlich sehen. Als die schönsten Speicher kann man diejenigen in Mühlenbach nennen, von denen einer in Abb. 65 wiedergegeben ist. In den Umrissen und der Form seines überhängenden Daches, ist er ein kleines Abbild des Hauptgebäudes. Er enthält einen Keller mit gemauerten Umfassungswänden, darüber im Holzbau den eigentlichen Speicherraum, in dem das Getreide sowie die sonstigen Erzeugnisse aufbewahrt werden. Zwischen der Decke dieses Raumes und dem Dachboden zieht sich ein freier Zwischenraum hindurch, der bis nahezu einen halben Meter Höhe hat und in den Werkzeuge und Geräte geschoben werden können. Doch dürfte er früher anderen Zwecken gedient haben, wahrscheinlich als Nußdörre, die man bei vielen Höfen des Kinzigtales am Haus selbst vorfindet und auf die wir in Abteilung VII zu sprechen kommen. Oben im Dachstock wird wohl auch Futter aufbewahrt. Gewöhnlich ist dort ein Taubenschlag untergebracht. Hinten nimmt das überhängende Dach noch einen Wagenschuppen in Schutz, in dem der Bauer auch sein Brennholz zerkleinert oder sonstige Arbeiten verrichtet. An der rechten Seite ist ein Schafstall angebracht. Allerhand Gebrauchsgegenstände lagern um den Speicher, die im Verein mit den Bäumen und Sträuchern sein malerisches Gepräge erhöhen.

Geradezu künstlerisch muß man die Bauart, die Zimmerarbeit des abgebildeten Speichers von Mühlenbach nennen. Besonders die Pfosten der Galerie sind geschmackvoll geschnitzt und in gefällige Form gebracht. Sie vereinigen sich oben in der schon mehrfach geschilderten Bogenform durch eingesetzte Eckstücke. Diese Verzierungen der Giebelseite kommen durch das hochgestülpte Krüppelwalmdach zur vollen Geltung.

Solch schöne Speicher findet man auch nördlich der Kinzig, z. B. im Tal der Wolfach, in Schapbach. Und zwar läuft da die Galerie manchmal rings um den ganzen Speicher. Der eigentliche Speicherraum erscheint dann im Vergleich zu dem weit überhängenden Dach verschwindend klein. Doch hat es das Gute, daß dem Speicherraum jede Feuchtigkeit ferngehalten ist.

Aber nicht nur ihr Äußeres, auch ihre innere Einrichtung ist gediegen und der Besichtigung wert. Begeben wir uns deshalb über die Galerie dahin. Den ganzen Raum (vergl. Abb. 66) durchziehen in Brusthöhe zwei Bohlenwände, die — zwischen sich einen Gang freilassend — links und rechts durch eingesetzte Querwände Kasten bilden, die zur Aufbewahrung der verschiedenen Getreidearten dienen. Die Zwischenwände, die von innen

Abb. 67. Speicher in Oberglottertal.

nach außen an Höhe zunehmen, sind an ihren Kanten durch Kerbschnitte verziert. Durch diese Zwischenwände getragen, ziehen oben an den Seitenwänden niedrige schmale Kasten hin, die für die Gartenfrüchte oder Äpfel und Äpfelschnitze bestimmt sind. Hinten aber an der Querwand sehen wir auf dem Schaft die verschiedenen, mit Bast umflochtenen Flaschen oder „Kuttern" stehen, in denen sich Kirschwasser (Chrisiwasser) und Zwetschgenwasser befindet. An der Decke, namentlich am durchlaufenden Querbalken pflegen im Sommer Schinken, Speckseiten und Schwarzwürste zu hängen. Hier sind sie auch dann im Kühlen und in Sicherheit, denn wohl verwahrt und verschlossen wird der Speicher gehalten. Im Gang sehen wir noch einige Säcke Mehl stehen und in den Ecken Besen, mit denen die Speicherräume sauber gehalten werden. –

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die Bauart der Speicher eine sehr verschiedene ist. Bei denjenigen der Täler läßt sich eine Ursache nicht feststellen; da mag die persönliche Liebhaberei der Bauhandwerker im Spiel gewesen sein. Anders ist es auf Höhen, wo auf die Witterungsverhältnisse Rücksicht genommen werden mußte.

In Folgendem sollen einige der verschiedenen Speicherformen vorgeführt werden.

In Abb. 67 ist ein Speicher aus dem Glottertal dargestellt, dessen Form zwar nicht häufig auftritt, der aber durch seine Schönheit bemerkenswert ist. Sein in Fachwerk hergestellter Oberbau ragt am vorderen Giebel ziemlich weit über den gemauerten Unterbau vor und wird dort von einer Holzsäule getragen, von der noch zu beiden Seiten Stützbalken ausgehen. Unter diesem überhängenden Teil des Dachstuhles führt eine Treppe in denselben. Vorn auf dem Dach, über dem Giebel, der durch das Balkenwerk angenehm durchbrochen wird, sitzt ein Dachreiter mit einer Glocke, die morgens, mittags und abends zum Angelusläuten benützt wird und dann jeweils ihre Töne durch das Tal erschallen läßt, um die Bauern zum Gebet zu ermahnen.

Dieser Speicher stellt trotz seiner Einfachheit eine anmutige Zierform dar, die aus dem Zweck und der Konstruktion hervorgegangen ist.

Eine typische Form der Speicher und zwar für die Höfe in Gutach ist in Abb. 68 veranschaulicht. Auf ansteigendem Gelände stehend, birgt ihr Unterbau ebenfalls einen Keller, der durch die gewölbte Tür am Giebel zugänglich ist. Ein Weinstock rangt sich hier an der Wand empor und stellt so eine Verbindung zwischen Speicher und Garten her. Links führen einige Stufen zur Galerie der Längswand, von der man in die Speicherräume gelangt. Ihre Brüstung ist mit ausgesägten Brettern verziert.

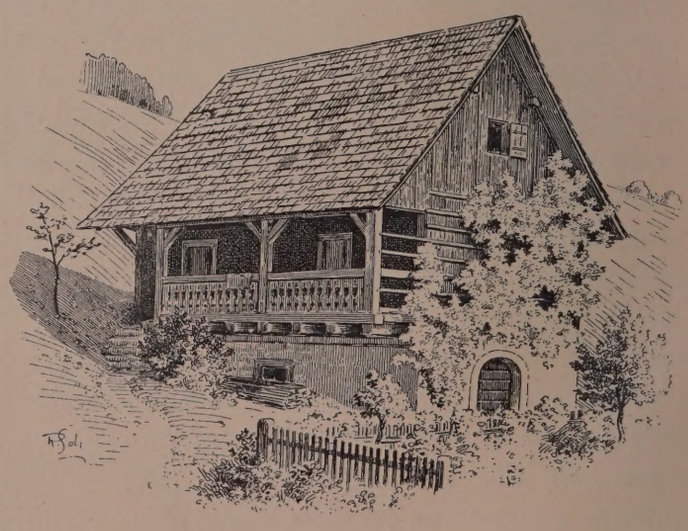


Abb. 68. Speicher in Gutach i. K.

Wie die Speicher zuweilen im Dreisamgebiet aussehen, das zeigt die Abb. 69. Auch dieser birgt unten einen Keller. Sein Obergeschoß, das nur den Speicherraum enthält, ist ganz umhüllt von Dächern; selbst die Tür, zu der eine Holztreppe hinaufführt, ist durch ein kleines Dach geschützt. Das Regenwasser wird dadurch abgeleitet und jede Feuchtigkeit im Innern des Speichers vermieden. An diesem Speicher lassen sich also Schutzmaßregeln gegen die Witterung feststellen.

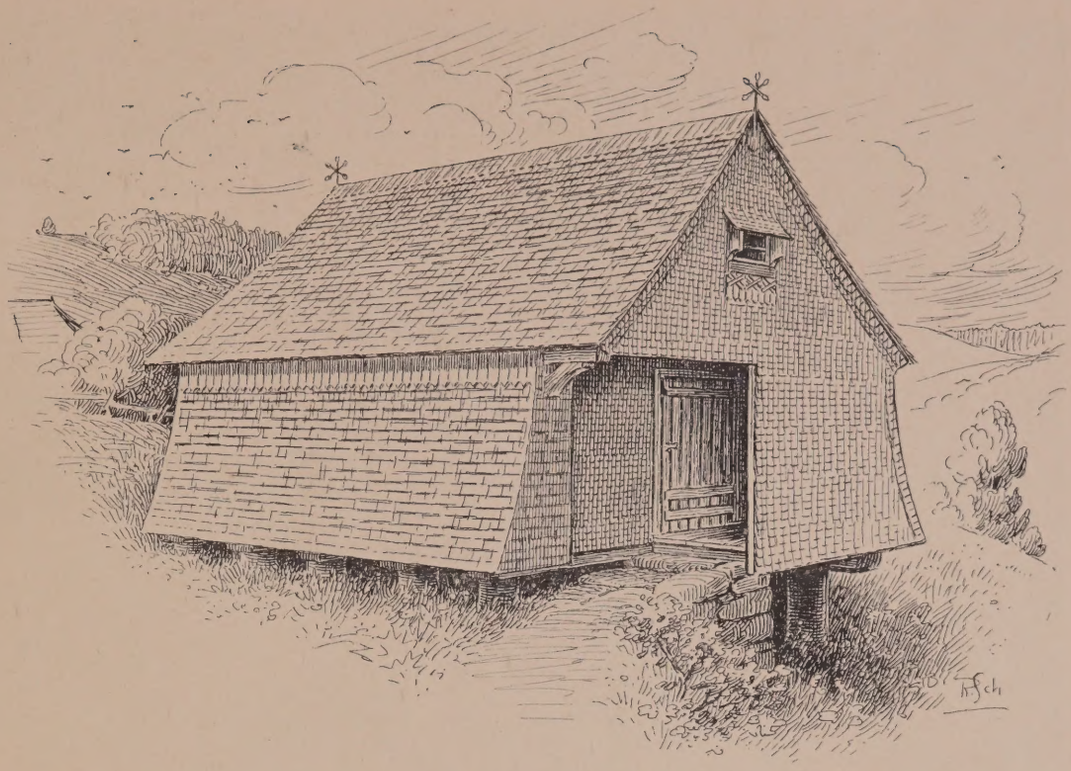


Abb. 70. Speicher der Neustädter Gegend.

Noch mehr ist das der Fall beim Speicher aus der Neustädter Gegend in Abb. 70, dessen Form eine direkte Anpassung an die Witterungsverhältnisse verrät. Er steht auf eingerammten Pfählen, die etwas aus dem Boden herausragen und so ermöglichen, daß das Wasser in Regenperioden unter dem Speicher durchfließen kann. Seine Längswände sind nicht senkrecht, sondern schräg auswärts gerichtet, und der ganze Speicher bekommt dadurch das Aussehen eines Zeltes. Dach und Wände sind sorgfältig mit Schindeln verschiedener Formen und Größen verkleidet. Auch Verzierungen sind durch friesartige Anordnung an den Kanten, namentlich aber unter dem Dach angebracht. Reizend sieht das Fensterchen aus, das ebenfalls verziert und durch vorstehende Bretter geschützt ist. Und oben schmücken kleine Holzkreuzchen die Firstenden. Durch die äußere Wand am Giebel wird die Tür geschützt und ein wetterfester Unterstand gebildet.

Abb. 69. Speicher im Dreisamtal.

Einfache Zweckmäßigkeit spricht aus dieser Form des Speichers, der man auch eine gewisse monumentale Wirkung zugestehen muß.

Hiermit wäre den Speicherformen genügend Erwähnung getan. Wir wollen uns jetzt etwas die Umgebung der Speicher ansehen.

Im Hochsommer oder Herbst, wenn sich die Äste der Obstbäume infolge ihrer reifenden Früchte immer tiefer herabneigen, wird hier, in der Nähe des Speichers, ein ganz sonderbares Gerät aufgestellt, über dessen Zweck viele

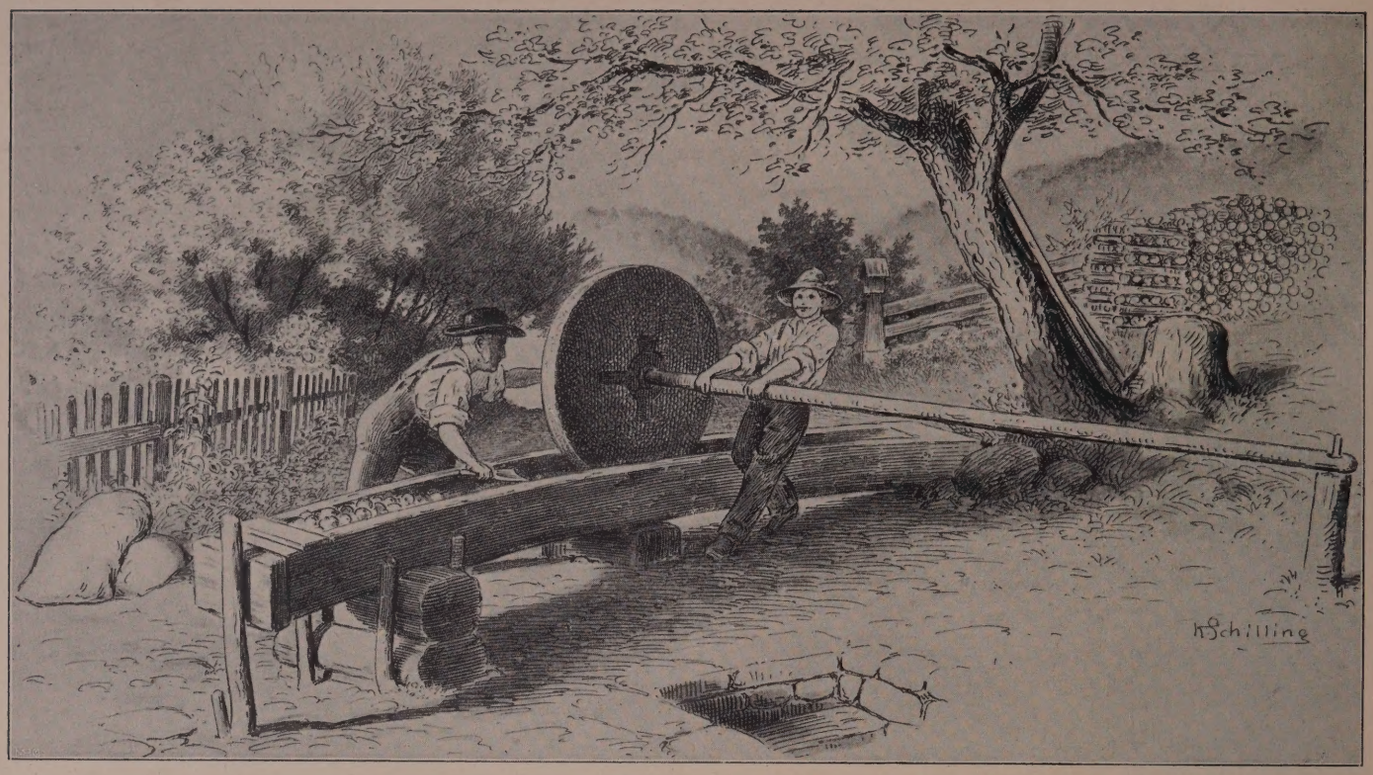


Abb. 71. Vorrichtung zum Zermalmen des Obstes.

Leute, die vorübergehen, insbesondere die im Schwarzwald weilenden Kurgäste, im Unklaren sind.

Wie aus der Abb. 71 ersichtlich ist, besteht es aus einem krummgewachsenen, brunnentrogartig ausgehöhlten Stamm, der durch untergelegte Holzklötze auf dem schrägen Gelände in horizontale Lage gebracht wurde. Ein alter, abgenützter Mühlstein steht hochgekantet darin, durch dessen Loch — in das ehedem die Spindel führte — eine Stange geschoben ist, von der ein Ende mittelst Stiftes auf einem eingerammten Pfahl befestigt, aber doch noch beweglich ist. Dadurch ist es möglich gemacht, den Mühlstein im Trog durch Schieben und Ziehen an der Stange hin- und herzurollen. Erforderlich ist dazu freilich, daß die Länge der Stange etwa dem Radius des Kreisbogens gleichkommt, den die Krümmung des Holztroges aufweist. Der ganze Apparat dient zum Zerkleinern und Zermalmen des in den Trog geschütteten Obstes, der Äpfel und Birnen, von denen Obstwein — „Most" genannt — hergestellt werden soll.

Wir sehen einen Bauer mit seinem Buben eifrig damit beschäftigt, den Mühlstein in Bewegung, ins Rollen zu bringen. In der rechten Hand hat der Bauer eine kleine Holzschaufel, mit der er während des Schiebens immer das Obst in den Bereich des Steines bringt. Ist das Obst genügend zerkleinert, dann wird der erzielte Brei ausgeschöpft und sofort oder wohl auch erst nach ein- oder zweitägigem Stehen in die Trotte gebracht, in der er ausgepreßt wird. Der dadurch gewonnene Saft oder Most rinnt aus der in Abb. 72 sichtbaren Röhre in den untergestellten Kübel.

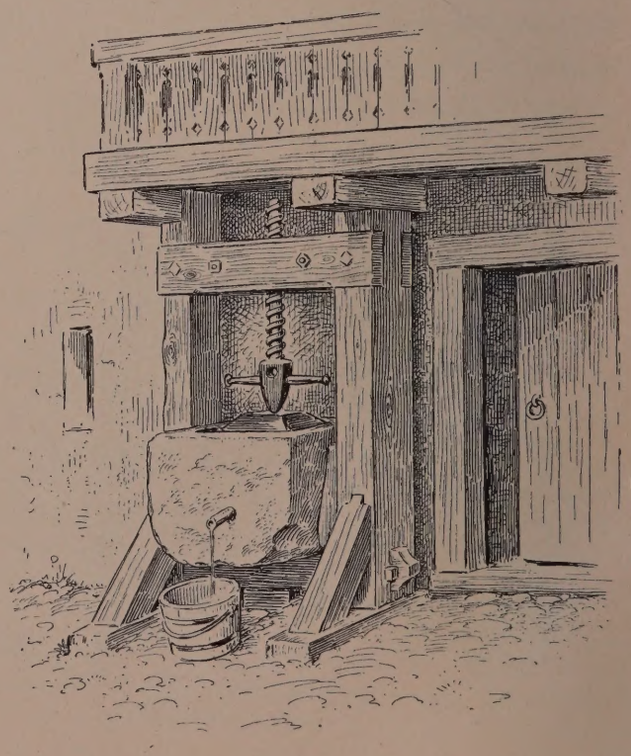


Abb. 72. Die Trotte.

Trotten gibt es im Schwarzwald noch mancherlei Arten. In der hier abgebildeten besteht der Behälter, in dem der Saft ausgepreßt wird, aus einem Steintrog. Es gibt aber noch solche von Holz, sogar Trotten ganz aus Holz, auch mit hölzerner Spindel oder Schraube, die oft mannsdick ist. Diese Trotten sind gewöhnlich am Speicher, zuweilen auch an der Hauswand angebaut.

Zur Mostbereitung finden besonders geeignete Sorten von Äpfeln und Birnen Verwendung. Zur besseren Haltbarkeit, und um ihm einen besseren Geschmack zu geben, werden verschiedene Sorten verwendet, z. B. Süßäpfel mit säuerlichen gemischt. Bei Birnenmost wird ebenso verfahren. Doch darf nur ausgereiftes Obst verwendet werden, um ein befriedigendes Getränk zu erzielen. Der gewonnene Most wird in größeren Behältern der Gärung überlassen, die bei ihm erst nach längerer Zeit eintritt, im Gegensatz zum Traubenmost.

Der Vorzug dieses Apfelmostes besteht darin, daß er auch in größeren Mengen genossen, nicht so leicht berauscht als Wein und nicht in dem Maße sättigt wie Bier. Er dient deshalb als Hausgetränk und wird auch mit hinausgenommen aufs Feld. In obstreichen Jahren wird von dem gewonnenen Most auch viel verkauft.

Abb. 73. Brennvorrichtung für Kirsch- und Zwetschgenwasser.

Außer diesem Apfelmost wird auf dem Schwarzwald aber noch ein anderes Getränk hergestellt, das nicht so harmloser Natur ist wie dieser. Damit ist das Kirsch- und Zwetschgenwasser gemeint, das von den Schwarzwäldern auch einfach „Brenz" genannt wird.

Zur Herstellung dieses Kirschwassers dienen nicht etwa die großfrüchtigen Kirschsorten, sondern die sogenannten Brennkirschen, die an Größe die wilden Vogelkirschen nur wenig übertreffen, zum Verkauf aber doch zu klein sind. Deren Bäume kommen noch in bedeutender Höhe des Schwarzwaldes vor. Zum Brennen werden die Kirschen samt Kernen zerstoßen und zerquetscht, worauf man das Ganze bei mäßiger Wärme gären läßt und dann die vergorene Flüssigkeit mittelst Apparaten destilliert und zwar mehrmals. Daß die Kerne mit zerstampft werden, geschieht deshalb, weil gerade sie dem Kirschwasser den angenehmen bittermandelartigen Geschmack verleihen.

Die im Gebrauch befindlichen Vorrichtungen sind zum Teil noch uralter Art. Bei der abgebildeten hängt im Herdraum ein kupfernes Ungetüm, der Kessel, von dem nur der abnehmbare Aufsatz sichtbar ist, der einem Ritterhelm mit geschlossenem Visier gleicht. Aus diesem führen schräg abwärts zwei Röhren, die ein Wasserfaß – den Kühlbottich – durchqueren und ziemlich weit unten wieder zum Vorschein kommen. Aus ihnen tropft der destillierte Kirschengeist in die untergestellte Flasche.

Soll der Apparat in Tätigkeit gesetzt, d. h. ein frischer „Brand" bewerkstelligt werden, dann wird der Helm abgeschraubt, der im Kessel befindliche Rückstand, die Schlempe, ausgeschöpft und der Bodensatz mittelst Bürste und Spülung beseitigt. Sodann wird der Brennkessel mit vergorenen Kirschen wieder gefüllt, das Feuer geschürt, worauf die Kirschen bald zu kochen beginnen. Das ist der kritischste Augenblick eines jeden Brandes. Der Hut wird wieder aufgeschraubt und das Feuer so gedämpft,

daß die Maische im Sieden bleibt. Nach kurzer Zeit beginnt im Kessel geheimnisvolles Surren, Brodeln und Gurgeln; die Dämpfe entwickeln sich, streben nach oben und die sich bildenden Tropfen durchgleiten die Röhren. Die anfangs sich zeigenden sind allerdings trübe und dürfen durchaus nicht in schon vorhandenes Kirschwasser träufeln; sie würden es trüben. Deshalb heißt es aufgepaßt und warten, bis die ersten klaren Tropfen kommen. Erst dann ist der Bauer sicher, daß der Brand gelungen; er hat jetzt nichts weiter zu tun, als das Feuer gleichmäßig zu erhalten.

Es ist hieraus ersichtlich, daß das Brennen des Kirschwassers gar nicht so einfach ist, nicht zu vergleichen mit der Herstellung des Apfelmostes. Hier müssen die spitzfindigsten Vorrichtungen ineinandergreifen, soll klares, feuriges, starkes und doch zartduftendes Kirschwasser tröpfeln. Es sei bemerkt, daß 100 l Kirschen etwa 10 l Kirschwasser von 50 Proz. Alkohol ergeben. Das dürfte auch bei dem Zwetschgenwasser zutreffen, dessen Herstellung auf dieselbe Art geschieht.

Durch die bestehenden Brennereigesetze sind auch im Schwarzwald viele dieser kleinen Brennereibetriebe aufgegeben worden; immerhin trifft man sie noch in vielen größeren Höfen an. Das Schwarzwälder Kirschwasser ist eben bekannt und berühmt wegen seines angenehmen Geschmackes. Je älter, desto würziger und feuriger ist es. Darum muß es längere Zeit aufbewahrt werden, und in jedem Speicher, jenem geschilderten Vorratshaus, dürfen wir einige Flaschen und Kuttern dieses feurigen Getränkes vermuten. Gelegentlich wird es an Wirte verkauft, aber stets für den Hausbedarf etwas zurückbehalten; denn auch die Schwarzwälder sind Liebhaber davon und versäumen es nie, Bekannten und Verwandten von demselben vorzusetzen. Auch jede andre Person, deren Weg in eine Bauernstube führt, hat es als eine ihr zugedachte Ehrung aufzufassen, wenn ihr vom Bauer ein Glas Kirschwasser angeboten wird. Der übliche Brauch ist dabei der, daß der Bauer, nachdem er das Glas gefüllt hat, von diesem zuerst auf des Gastes Gesundheit trinkt, worauf er es ihm reicht. Hat dieser getrunken, dann füllt es der Bauer wieder, und wenn die Bäuerin anwesend ist, trinkt auch sie dem Gaste zu und reicht es ihm zum Trunk. Doch wie schon bemerkt, so harmlos ist das Kirschwasser nicht. Etwas Vorsicht ist schon angebracht, sowohl vor dem Kirschwasser als auch vor den Schwarzwäldern, denn letztere haben den Schalk im Nacken.

Ganz in der Nähe des Speichers, unter einem Nußbaum halb verborgen, steht malerisch ein niedriges, rußiges Häuschen: der Backofen. Er hat die uralte Form und besteht aus einem lehmbestrichenen Steingewölbe, über das sich ein mit Ziegeln gedecktes Holzgerüst ausbreitet, das noch den Platz vor der Einschuböffnung etwas in Schutz nimmt.

Dieser Backofen wird dadurch geheizt, daß im Backraum eine Ladung Reisig und Wellenholz verbrannt wird, deren Reste nach erfolgter Überhitzung des Gewölbes mit nassem Kehrbesen und ebensolchem Lappen entfernt werden, wodurch gleichzeitig frische Luft — sogenannte Schwaden — im Backraum erzeugt wird. Die Hitze wird vom Mauerwerk, besonders von der Sohle, gleich einem Akkumulator aufgenommen und dann während des Backprozesses durch Ausstrahlung an das Backwerk abgegeben. Die zu backenden Laibe werden mittelst Holzschiebers einzeln in den Backraum eingeschoben und so darin angeordnet, daß die zuerst eingeschobenen auch zuerst wieder herausgeholt werden können. Alle Brote bleiben also gleich lang im Ofen und werden infolgedessen gleichmäßig durchgebacken. Die erzeugte Hitze reicht allerdings nur für einen Einschub, aber der Bauer verlangt auch nicht mehr. In solchem Backofen haben ja 30 bis 40 Brote Platz und die genügen dem Haushalt für 3 bis 4 Wochen.

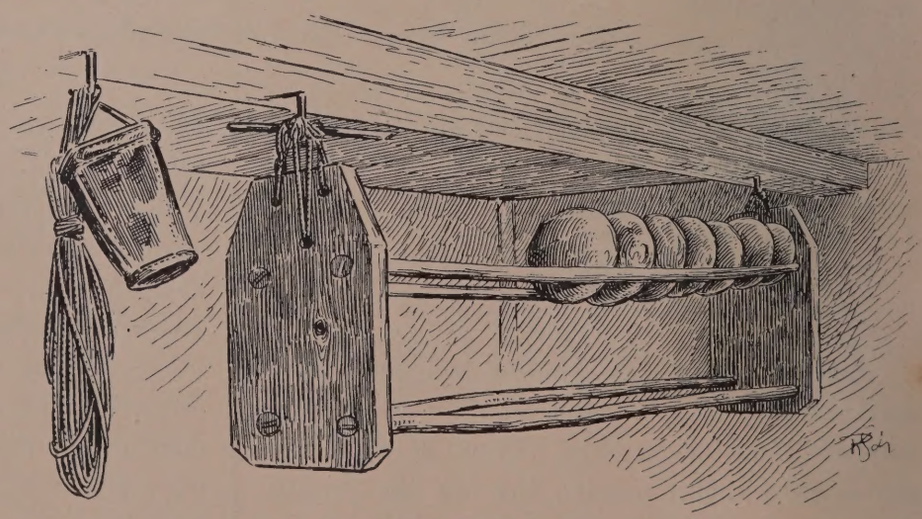


Abb. 77. Die Brot-Hürde.

Das Brotbacken in einem Bauernhause stellt immer ein kleines Familienfest dar. Am Vorabend wird die Mulde herbeigeschafft und auf die Ofenbank gestellt, der Kachelofen gehörig eingeheizt, gleich ob's Sommer ist oder Winter. Hierauf langt der Bauer nach dem großen Schlüssel und geht hinüber zum Speicher und holt das nötige Mehl, das er in der eigenen, kleinen, strohgedeckten Mühle gemahlen hat. Etwas Teig wird in der Mulde angerührt und „g'heflet" und nach abermaligem Auflegen des Feuers geht's ins Bett. In aller Frühe des anderen Tages wird es um den kleinen Backofen im Garten lebhaft; er wird tüchtig geheizt, dann nach einiger Zeit in der geschilderten Weise von der Asche befreit, bis auf eine Ecke, in welcher man etwas Glut zurückläßt. Auf diese werden wenige Holzstücke gelegt, die dann in Brand geraten und dem Bauer beim Einschieben der Brote das Innere des Gewölbes erleuchten. Man nennt es das „Blasfüer".

Abb. 75. Der Backofen.

Zuerst werden die Brote eingeschoben, dann kommen wohl noch einige Schnitzkuchen, flache, tellergroße Kuchen aus Brotteig mit Apfelschnitzen vermengt. Diese sind für die Kinder bestimmt, die dieselben noch warm zum Kaffee erhalten. Darum umlagern die Kinder auch in aller Frühe den Backofen; sie können es fast nicht erwarten, bis ihre Schnitzkuchen fertig zum Vorschein kommen. Ja, an diesen Backtagen geht es lebhaft zu um dieses kleine Gebäude. In idyllischer Weise spielt sich der ganze Vorgang im Freien ab, und bietet liebliche Bilder, an denen selbst der unbeteiligt Vorübergehende seine Freude hat und zum Zuschauer wird. Der würzige Geruch des frisch gebackenen Brotes, der ihm entgegenweht, ist so verlockend, daß auch in ihm der Wunsch auftaucht, das Brot zu versuchen. Es ist zwar nur schlichtes, derbes Landbrot, aber nicht umsonst heißt es von ihm, daß es Kraft gibt und der Jugend rote Backen.

Sind die Brote herausgeholt und auf Bretter gelegt, wie es in Abb. 75 zu sehen ist, dann werden sie nach dem Abkühlen vom Bauer brettweise auf die Achsel genommen und in den Keller oder in den Speicher geschafft. Dort stellt er sie auf eigens dazu vorhandene Gestelle (Brothürden), die mittelst Stricken an den durchlaufenden Deckenbalken befestigt sind. Wohlverwahrt und gesichert sind sie in denselben gegen das Anknappern der Mäuse und sonstiger ungeladener Gäste.

Einen anderen Bau, der gewöhnlich am Gartenzaun steht, wollen wir jetzt besichtigen. Es ist das Bienenhaus. In ihm stehen die Körbe und Kasten in Reih' und Glied und leuchten uns bunt entgegen, strahlen und jauchzen in allen erdenklichen Farben: rot, blau, grün, gelb, in allen Abstufungen und Mischungen. Den Bienen ist dadurch das Auffinden ihres Stockes erleichtert. Ein Strohdach in Pultform, das nach hinten abfällt, schützt die Bienenbehälter und verhütet auch, daß das Wasser auf der Vorderseite abtropft und den Bienen Schaden zufügen kann.

An jedem Hof und an jedem Haus trifft man die Bienen an, die dort gezüchtet werden. Nur vertritt die Stelle des Häuschens oft eine dazu hergerichtete, einfache Kiste, die auf eingerammten Pfählen steht. Vorstehende Leisten bilden Schutzvorrichtungen und erleichtern den Anflug, und ein darübergewölbtes Blech bildet das Dach.

Ein solches selbstgezimmertes Häuschen ist auch in der Abb. 76 dargestellt.

Ohne Bienen kann man sich die Schwarzwälder überhaupt nicht denken. Ein inniges Verhältnis besteht zwischen ihnen und den Bienen. Der Bauer als Immenvater hütet sie und sorgt für sie wie für seine Angehörigen; die Immele gehören einfach zu seiner Familie. Ihm ist es ein Vergnügen nach des Tages Last und Mühen oder am Sonntag Morgen ein halbes Stündchen das Leben und Treiben seiner lieben Immen zu beobachten. Still vergnügt raucht er seine Pfeife und schaut sich das Kommen und Gehen, das unermüdliche, emsige Schaffen an. Die Bienen bieten des Lehrreichen und Wunderbaren so vieles wie kein anderes Wesen und sind in ihrer peinlichen Ordnungsliebe und Gesetzmäßigkeit wohl im Stande, den Bauer in tieferes Nachdenken zu bringen. Er kennt auch seine Völker und ist genau unterrichtet und paßt wohl auf, wann sie schwärmen wollen.

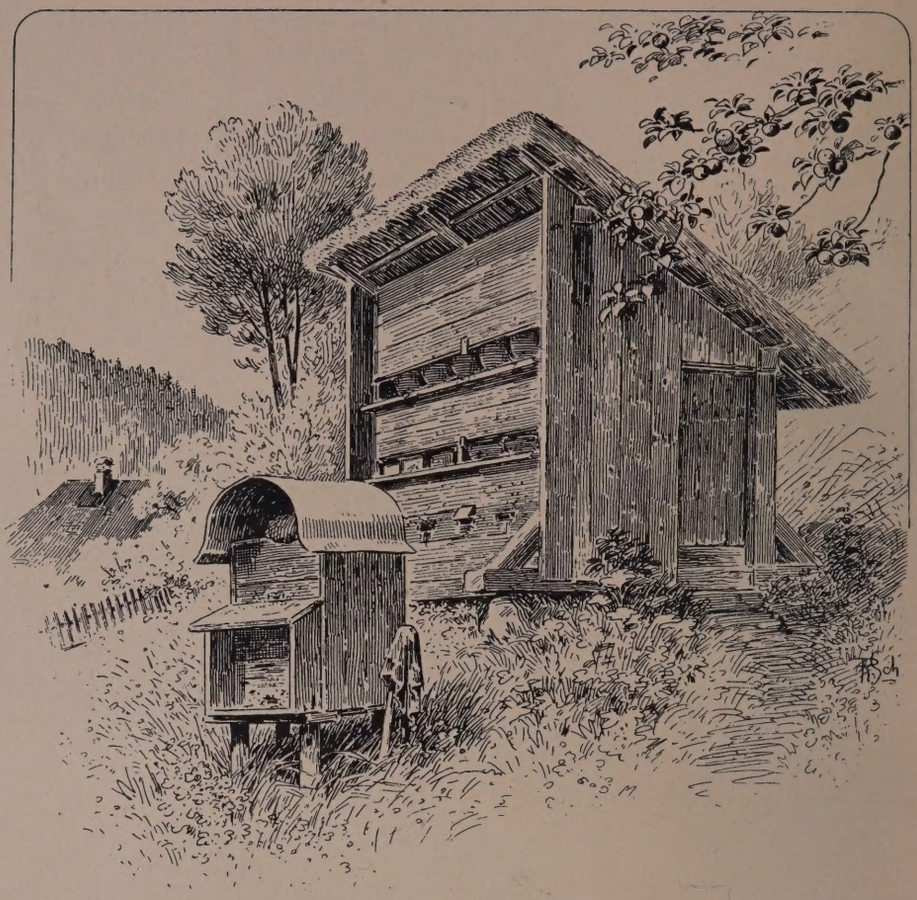


Abb. 76. Bienenhäuser.

Der Bauer züchtet sie aber nicht allein des Vergnügens wegen, sondern auch aus materiellen Gründen. Sie bringen ihm einen Überfluß an Honig und Wachs, an Schwärmen und Völkern, die eine willkommene Steigerung seiner Einkommen bedeuten. Die Bedingungen zur Bienenzucht sind im Schwarzwald ja auch äußerst günstig. Man denke nur an die vielen blumigen Wiesen und Matten, an die Berghalden und Wälder.

Wer kennt noch nicht den Wälderhonig und jenes Behagen, wenn auf dem Frühstückstisch eine Schale mit Honig gefüllt steht? Aber er ist nicht allein ein Genußmittel, sondern ein unersetzliches Nahrungs- und Stärkungsmittel, dessen Wert nicht hoch genug anzuschlagen ist, und das umsomehr, als er seinem Nährstoffgehalt entsprechend sich bedeutend billiger erweist als Fleisch. Die Zunahme der Bienenzucht kann man deshalb nur begrüßen.

Die nächsten Abbildungen führen uns etwas weiter vom Hofe weg, zur Mahlmühle, die ja zu jedem größeren Hof gehört. Der alte Schwarzwälder zieht es vor, sein Getreide, das er zum Backen seines Hausbrotes braucht, auch selbst zu mahlen.

Wohl verschwindet im Schwarzwald auch da und dort eine Mühle, aber die Zeit liegt noch sehr fern, in der sie alle verschwunden sein werden. Bei der Abgelegenheit der Höfe können die Großbetriebe der Ebene, die sogenannten „Mehlfabriken" den weltverlorenen Wäldermühlen wenig anhaben. Die Schwarzwälder halten von den Erzeugnissen der Großmühlen nicht viel, trauen den Müllern überhaupt nicht recht; sie wissen warum. Sie bleiben bei ihren alten Mühlen, die sie von ihren Vorfahren überkommen haben und die ihre Dienste noch genau so verrichten wie vor langen Zeiten. Alt sind sie allerdings, wohl Hunderte von Jahren, daher fast ausschließlich von Holz gebaut. In ihnen merkt man noch nichts vom „eisernen Jahrhundert". Aber wer im Glauben ist, daß sie infolgedessen besonders primitive Einrichtungen aufweisen, der täuscht sich sehr. Nicht einmal schwerfällig kann man sie nennen. Sie sind wohl stark gebaut, entbehren aber dabei des

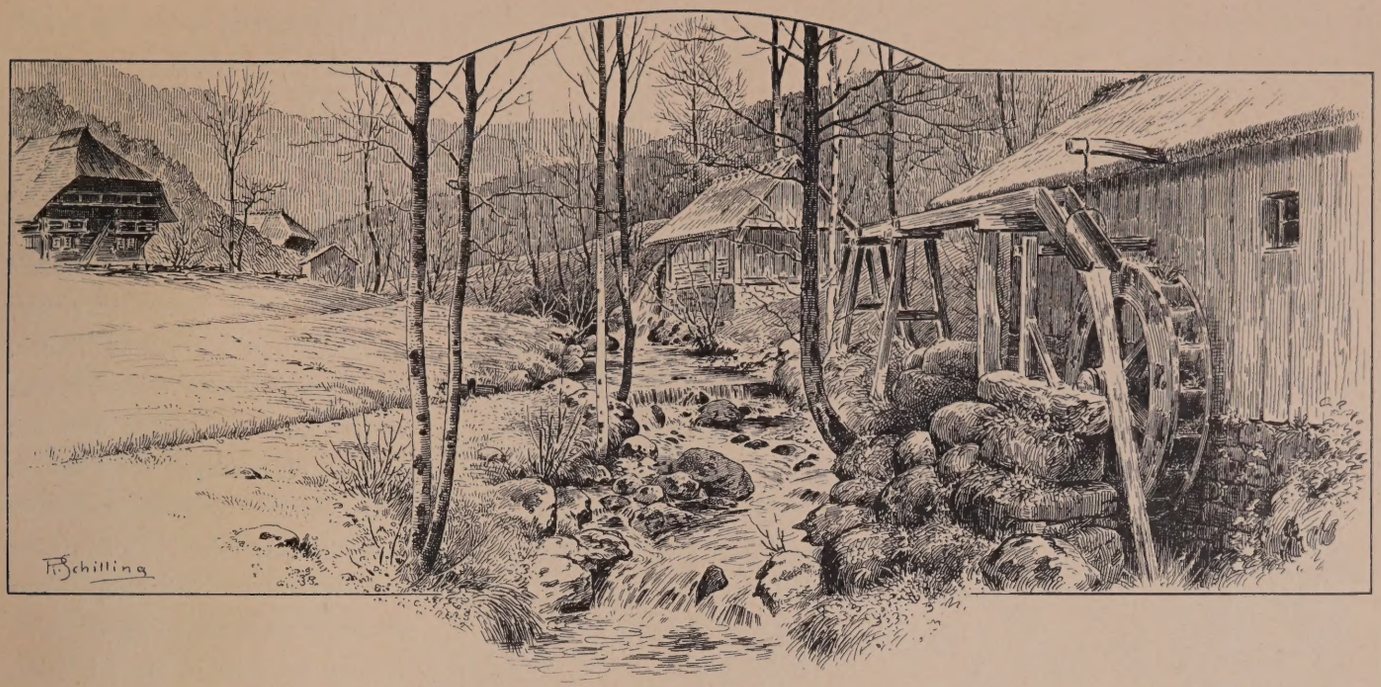


Abb. 77. Die „Mühlen am rauschenden Bach".

Gefälligen nicht; oft sind sie sogar künstlerisch bis in die Einzelheiten durchgeführt. Sie sind wahre Denkmäler der Volkskunst vergangener Zeiten und der Besichtigung wohl wert.

Wandern wir deshalb hinab über die Wiesen zu den „klappernden Mühlen am rauschenden Bach"! Reizvoll und höchst malerisch liegen sie halb verborgen unterm Grün der Bäume und Sträucher, die den Bach umsäumen. An ihnen hat man immer seine Freude, sei es nun Winter, die ganze Landschaft mit Schnee bedeckt und das sprudelnde Wasser durch eine Eisschicht in Bann geschlagen sodaß lange Bärte vom Zulaufskanal oder Mühlrad herabhängen, oder Frühling, wenn die Weidenkätzchen prangen, alles zu sprossen beginnt und die Wiesen wieder grünen. Aber besonders schön ist es in ihrer Nähe im Sommer, wo man sich in dem kühlfeuchten Baumschatten gar wohl fühlt, wenn es die Sonne gut meint.

Und schön sehen sie aus, die kleinen Mühlen. Grün überzogen sind ihre Strohdächer und grau, rotbraun, bis zum tiefsten Dunkelbraun getönt ist das Holzwerk ihrer Wände und der auf hohen Bockgerüsten liegenden Wasserrinnen, sowie ihrer großen Wasserräder, deren Achsen auf künstlich aufeinander gehäuften Felsblöcken ruhen. Allerhand Pflanzen, Kräuter und Sträucher setzen sich daran fest. Moospolster bedecken das Rad und das Gestein, überwuchern den Boden und füllen jede Fuge. Sie bedecken die Baumwurzeln und Stämme, sogar die Blöcke im schäumenden Bach, überziehen alles mit einem dunkelgrünen Teppich, den die von oben durchs Blätterdach dringenden Sonnenstrahlen hier und da samtartig aufleuchten lassen und Lichtreflexe hervorbringen, die in allen Farben schillern.

Vom Äußern der Mühle erwecken die großen Wasserräder besonders unsere Aufmerksamkeit und lenken die Blicke unwillkürlich auf sich. Sie gewähren ja auch wundervolle Anblicke, ob sie durch den über sie geleiteten Wasserstrahl gedreht werden oder stille stehen und das Wasser neben ihnen in die Tiefe stürzt, auf den Steinen nach allen Richtungen zerstäubend. Und ebenso malerisch sind diejenigen Räder, die durch das unten hindurchfließende Wasser in Drehung gebracht werden.

Wir sehen daraus, daß zwei Arten von Wasserrädern im Schwarzwald festzustellen sind: Oberschlächtige und unterschlächtige. Oberschlächtig nennt man diejenigen, bei denen das Wasser aus den hoch zu ihnen geleiteten Holzrinnen mit starkem Gefäll auf sie herabstürzt, und zwar so, daß der Wasserstrahl die Kästen und Schaufeln trifft und füllt, die an der Peripherie des Rades angebracht sind. Durch die Schwere des in die Kasten gelangenden Wassers, dann aber auch durch den Druck des Falles, der bekanntlich mit der Höhe des Gefälles wächst, wird die Umdrehung des Rades und damit die Inbetriebsetzung des Mahlwerkes bewirkt.

Unterschlächtige Räder dagegen empfangen den nötigen Druck durch das in Rinnen unter ihnen hindurch geleitete Wasser. Diese Räder haben nur flache Schaufeln,

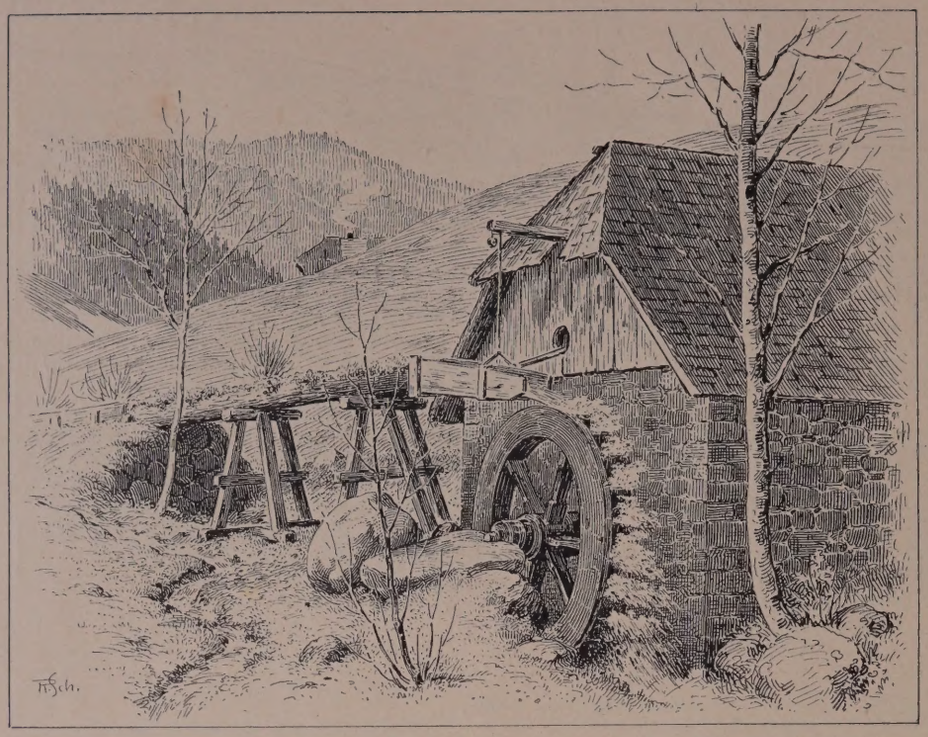


Abb. 78. Oberschlächtiges Wasserrad.

aber von der Höhe und Breite, daß sie die Wasserrinnen vollständig ausfüllen und kein Wasser seitlich durchfließen kann, aber auch nicht darüber hinweg. Wie die Abb. 79 zeigt, führen diese Rinnen im Bogen unter den Rädern durch, wodurch erzielt wird, daß das darin fließende Wasser gleichzeitig auf mehrere Schaufeln den Druck ausübt.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß unterschlächtige Räder nur dort angetroffen werden, wo die vorhandene Wassermenge genügt, den nötigen Druck auszuüben, sodaß er nicht erst künstlich durch Gefäll erzielt werden muß. Man findet sie deshalb auch nur in den unteren Talstrecken, wo die Bäche durch Zufluß von allen Seiten so gefüllt sind, daß sie ständig genügend Wasser führen. Anders ist es mit den oberschlächtigen Rädern, welche man in den oberen, steilen Tälern findet, wo sich die Bäche zwar mit viel Getöse bemerkbar machen, doch nur mehr Wasser vortäuschen, als sie tatsächlich aufweisen. Hier in diesen oberen Tälern begünstigt das steile Gefäll der Bäche auch die nötig werdende Anlage, um das Wasser von oben über die Räder schießen zu lassen. Dazu bedarf es gar keiner langen Kanäle.

Doch soll noch daran erinnert werden, daß auch an den obersten Höfen der Täler, dort wo diese beginnen, schon Mühlen zu finden sind, trotzdem dort auch erst die Bäche sich bilden, nur schmal und dünn dahinschlängeln, sodaß man den Schritt nicht zu vergrößern braucht, um darüber zu gelangen. Diese Art von Bächen sind natürlich nicht im Stande, diese Mühlen in Tätigkeit zu setzen. Der Bauer muß hier schon auf andere Mittel sinnen. Er legt oberhalb seiner Mühle einen Stauweiher an, in dem das wenige Quellwasser oder das in Regenperioden gewonnene Wasser aufgespeichert wird, das dann für eine bestimmte Zeit reicht, seine Mühle in Tätigkeit zu setzen. Durch einfaches Hochziehen eines Brettes, Schützen oder Stellfalle genannt, entladet der Bauer diesen Kraftspeicher, worauf das Wasser durch den Holzkanal über das Mühlrad schießt. Und durch Herablassen sperrt er auch wieder den Abfluß, wenn

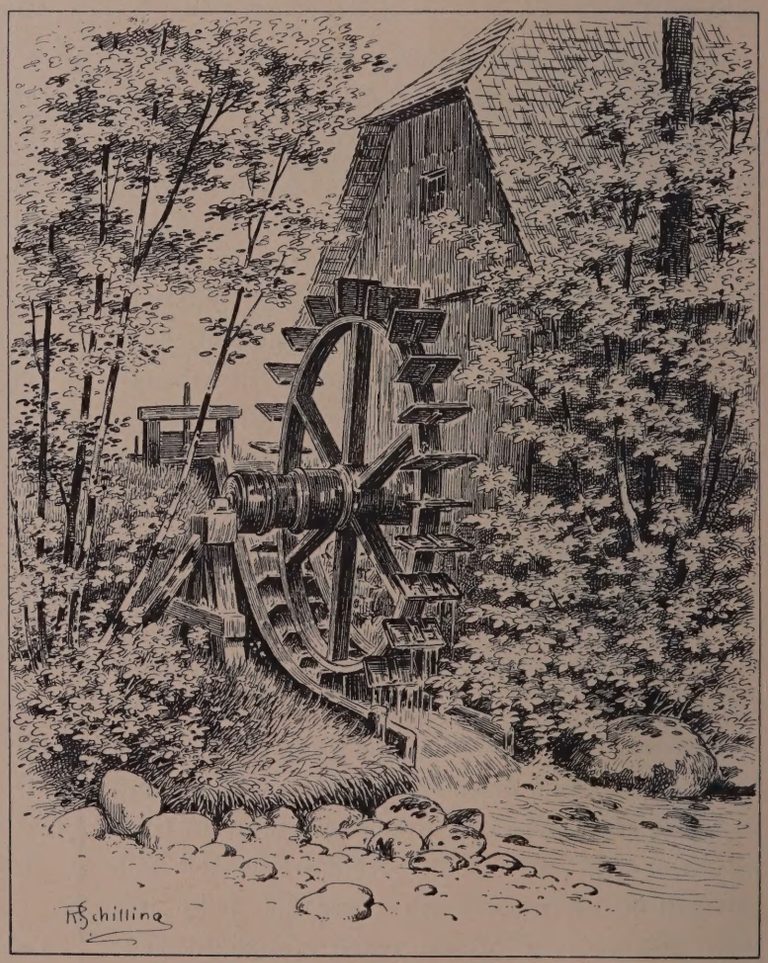


Abb. 79. Unterschlächtiges Wasserrad.

das Werk stille stehen soll; denn sparsam muß er mit dem Wasser umgehen. Zuweilen, wenn es nicht regnen will, benützt er das angesammelte Wasser auch zum Wässern seiner Wiesen.

Doch sehen wir uns auch das Innere einer solchen Mühle an. Bequem ist dies uns ja gemacht, denn die Abb. 80 stellt deren Einrichtung dar und wir laufen so keine Gefahr, mit der Mehlschicht Bekanntschaft machen zu müssen, die das Innere dieser Mühlen bedeckt.

Hinten gewahren wir das schwere Holzgerüst, unter dem die gemeinschaftliche Achse des Wasserrades und des Kammrades sowie ein Teil des letzteren noch etwas sichtbar sind. Auf dem Holzgerüst steht die Bütte, in der sich die Mahlsteine befinden, über ihr ein Holztrichter (Gosse), in den das zu mahlende Getreide geschüttet wird. Zu ihm führt eine Treppe hinauf. Vor dem Holzgerüst steht der geschlossene Kasten, in dem das Mahlgut gebeutelt, d. h. das Mehl abgesondert wird und auf den Kastenboden herabfällt, während die übrig bleibenden Hülsenreste, die „Kleie", durch die mit einem Kopf gezierte Öffnung in den außen angebrachten Behälter fallen.

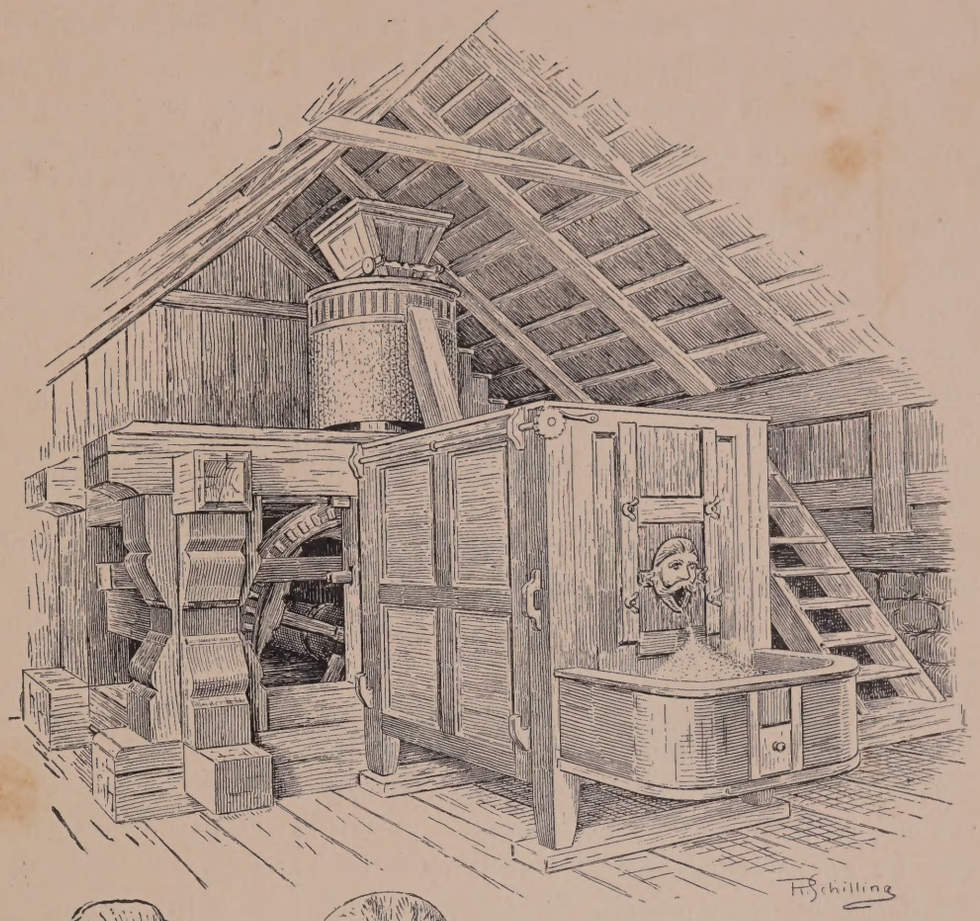


Abb. 80. Das Innere einer Mühle.

Links drei Kleiekotzer in verschiedener Ausführung.

Die Abb. 80 zeigt, wie schön und gediegen die Ausführung des Mühlenwerkes und die Behandlung jedes einzelnen Bestandteiles ist. Sogar die schweren Balken des Holzgerüstes, das die Last der Mühlsteine zu tragen hat, zeigen Schnitzarbeit und lassen dasselbe dadurch gefälliger, weniger plump erscheinen. Als ein Meisterstück des Zimmermanns erweist sich stets das Kammrad, dessen Einzelheiten in Abb. 81 etwas deutlicher zu sehen sind. Geschmackvoll ist die Verbindung der Speichen mit dem Radkranz, wodurch das Radinnere wie eine Rosette aussieht. Aus dem Radreifen ragen beiderseits die Holzzähne gleich den Zinken eines Kammes heraus, daher auch der Name „Kammrad". Aber auch die Behandlung der anderen Bestandteile, z. B. des Holztrichters und des Beutelkastens ist gediegen und von peinlicher Sorgfalt. Und vorn an der Öffnung, aus der die Kleie fällt, hat sich der Zimmermann noch besonders verkünstelt, indem er sie mit einem geschnitzten Kopf geschmückt hat, durch den das Ganze eigenartig gekrönt wird.

Sie stellen stets einen originellen Schmuck dar, diese Köpfe mit dem wohlfrisierten Haar und Bart. Ihre meist gute Schnitzarbeit läßt auf künstlerische Fähigkeiten des Verfertigers schließen. Auch mit natürlichen Gesichtsfarben sind sie oft bemalt. Zuweilen freilich auch weniger gut gelungen gleichen sie in Form und Farbe mehr ägyptischen Mumien. Stets sind sie mit weitaufgesperrtem Mund dargestellt, aus dem die Kleie rieselt. Sie erinnern

in dieser krampfhaften Stellung allerdings sehr an den erlösenden Erguß eines Alkoholkaters. Und die Schwarzwälder, die für alles treffende Bezeichnungen haben nennen diese Köpfe auch einfach „Kleiekotzer".

Leider werden diese Kleiekotzer infolge ihrer Originalität von Sammlern viel begehrt, und schon manche Mühle wurde dieses Schmuckes beraubt. Man sollte aber doch bedenken, daß auch die Bauern sich ihrer freuen, besonders wenn sie merken, daß dieselben Bewunderung erregen. Nur hier in den Mühlen sind diese Köpfe am Platze; ihre Veräußerung ist sehr zu bedauern, denn die glückliche Wirkung des Mühlen-Innern geht mit ihnen verloren. —

Beachtung verdient auch das Triebwerk, überhaupt die ganze Mechanik dieser Mühlen. Um sie zu studieren, daran hindert freilich zum Teil deren verdeckte Lage. Aber dem ist in Abb. 81 abgeholfen, indem alles beseitigt wurde, was der Übersicht hindernd im Wege ist. Die Abbildung stellt einen Schnitt durch die Mühle dar; alle hindernden Balken sind weggelassen und auch die Umfassungsmauer durchbrochen. Dadurch wird die gemeinschaftliche Achse des Wasserrades und des Kammrades ganz sichtbar. Sie besteht meistens aus Eichenholz, mißt nicht selten einen halben Meter im Durchmesser und ist zur Sicherheit mit Eisenbändern umgürtet. Rechts am Kammrad befindet sich eine senkrechte Stange, auch Spindel oder Mühleisen genannt, die unten auf einem Querbalken in einer Pfanne läuft und durch ihren Zahnkranz, der in die Zähne des Kammrades eingreift, in drehende Bewegung versetzt wird. Sie führt oben durch den unteren Mahlstein und ist mit dem oberen mittelst eines büchsenartigen Eisenstückes (Haue) fest verbunden, wodurch der obere Mühlstein in Bewegung gesetzt wird. In rasendem Tempo, mit etwa 100—120 Umdrehungen in der Minute, dreht sich dieser um seine eigene senkrechte Achse. Er wird deshalb auch „Läufer" genannt, während der untere, der fest eingebettet ist und sich nicht rührt „Bodenstein" genannt wird. Auf der Holzverschalung oder „Bütte", welche die Mühlsteine umfaßt, steht der Holztrichter, die „Gosse", die keinen Boden hat. An dessen Stelle hängt eine Schale, die mittelst Schnüre beliebig eingestellt werden kann, um so unten den Abfluß der in den Trichter geschütteten Getreidekörner zu regulieren. Damit aber dieser Abfluß ohne Unterbrechung vor sich geht, wird diese Schale in rüttelnde Bewegung gesetzt; man nennt sie deshalb auch den „Rüttelschuh". Die aus dem Trichter rieselnden Getreidekörner werden in einem Schlauch in die Öffnung geleitet, welche beiderseits der Haue vorhanden ist. Sie gelangen so zwischen die Steine, werden durch Fugen, die in die Flächen eingehauen sind, verteilt und gelangen hierauf zur äußeren, eigentlichen Mahlfläche, wo sie durch die Rauhigkeit der Steine, die unzähligen kleinen Poren und deren Schnittflächen zerschnitten und zerrieben werden. Das dann aus der Mahlfuge zwischen den Steinen herausgeschleuderte Mahlgut fällt in den Raum zwischen den Steinen und der Bütte, verläßt diesen durch eine seitliche Öffnung und gelangt hiermit in eine weitere Behandlung, zur Beutelung. In einem mittelst einer Feder gespannten Schlauch aus durchlässigem Stoff (Beuteltuch) muß es den geschlossenen Raum durchgleiten. Das Mehl fällt dabei durch das Gewebe hindurch. Damit dies aber auch gründlich geschieht, wird der Beutelschlauch tüchtig geschüttelt. Wir sehen links außen an der Wand des Kastens eine senkrechte Spindel, die dadurch in zitternde Bewegung versetzt wird, daß einer ihrer Fortsätze auf einem weiteren kleinen Zahnkranz des Mühleisens läuft und Schläge bekommt, die durch den anderen Fortsatz der Spindel auf den Beutelschlauch übertragen werden. Wie es dann in diesem geschlossenen Kasten zugeht, das ist wohl am besten mit einem Schneegestöber zu vergleichen. Im ganzen Raum wirbeln die herausgeschleuderten Mehlpartikelchen herum und fallen dann langsam auf den Boden. Die übrigbleibenden größeren Reste des Mahlgutes (die Kleie) dagegen müssen den ganzen Schlauch durchwandern und gelangen dann durch den Kleiekotzer in den äußeren Behälter.

Wenn diese kleinen Mahlmühlen auch längst durch Neuerungen der Technik übertrumpft wurden, so muß man doch anerkennen, daß sie sinnreich und verblüffend einfach konstruiert sind. —

All diejenigen, die ihre Wanderung an solchen Mühlen vorbeiführte, haben wohl gelegentlich das Glockenzeichen gehört, das in gewissen Zeiträumen hier ertönt. Viele wissen auch, daß dies dem Bauer gilt, der bald wieder Getreide aufzuschütten hat, soll das Werk nicht leerlaufen und in Brand geraten. Wenige wissen aber, wie dieses Glockenzeichen hervorgerufen wird. Auch das ist aus der Abb. 81 ersichtlich.

Wir sehen in dem Trichter, in den das Getreide geschüttet ist, ein in Scharnieren bewegliches Brett in wagrechter Stellung. Von dessen Rand führt ein Draht zum einen Ende des beweglichen Bügels, der oben an der Wand des Trichters befestigt ist. Von dessen anderem Ende führt ein zweiter Draht nach unten, dicht

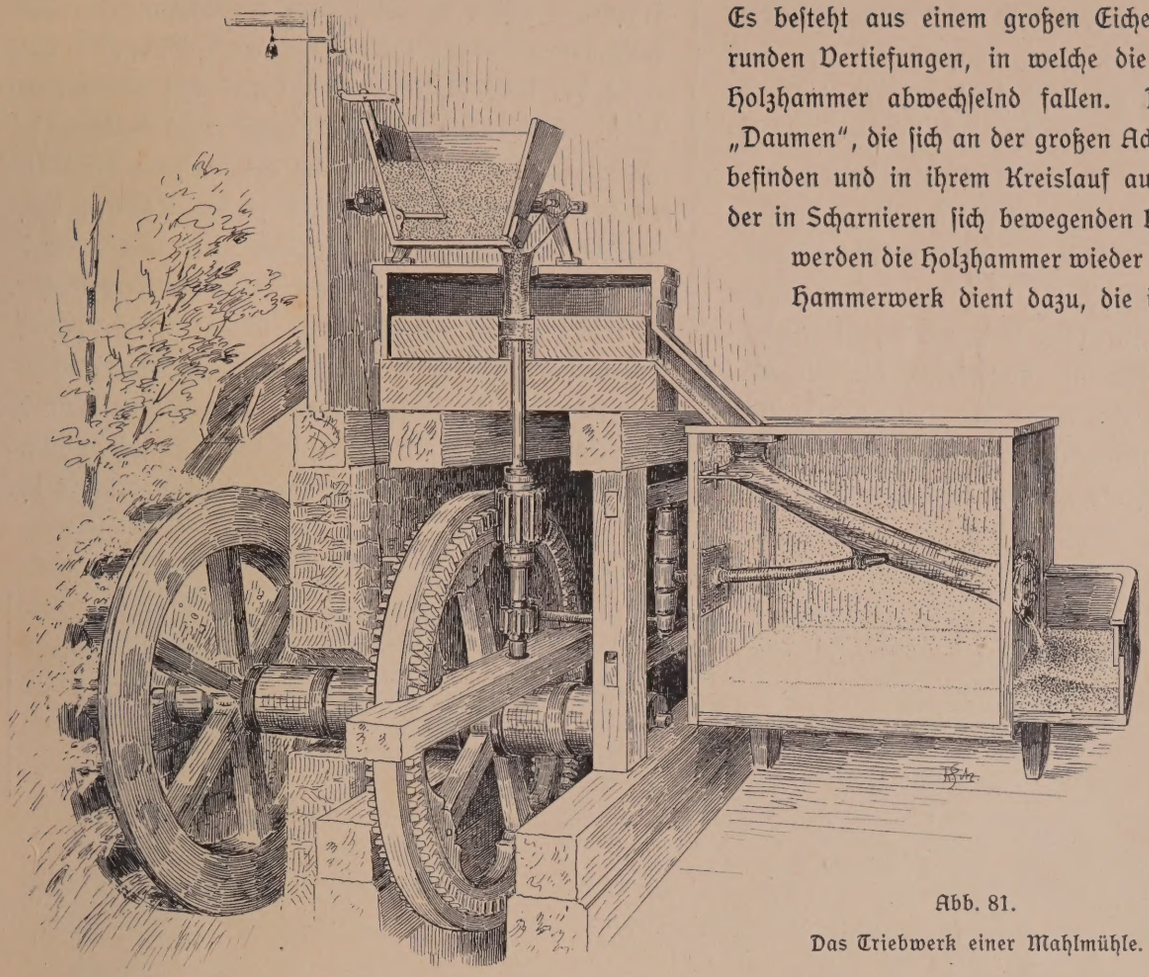


Abb. 81.
Das Triebwerk einer Mahlmühle.

am Kammrad vorbei, ein weiterer Draht nach oben und dann durch die Wand zur Glocke, die im Freien über dem Wasserrad hängt. Bei jeder Umdrehung des Kammrades streift ein an diesem befindlicher Zapfen den Draht. Ist noch so viel Getreide im Trichter, wie es die Abbildung zeigt, dann bleibt diese Bewegung auf den unteren Draht beschränkt, da das Brett noch fest im Getreide eingezwängt ist. Anders ist es, wenn das Getreide zusammengeschrumpft ist; dann bekommt das Brett langsam „Luft" und wird jedesmal etwas hochgezogen, der Bügel wird beweglich, und die Erschütterung des unteren Drahtes geht ungehinder über auf den oberen und bringt die Glocke in Bewegung. Diese läßt dann bei jeder Umdrehung des Kammrades ihr Warnungszeichen ertönen. Rennen braucht aber deshalb der Bauer nicht, denn es vergeht noch eine geraume Zeit, ehe der Trichter ganz leer wird. –

Findig, wie die Schwarzwälder Bauern nun einmal sind, haben sie sich die billige Wasserkraft, die ihre Mühlen treibt, noch in verschiedener Weise nutzbar gemacht. In Abb. 82 ist z. B. ein Hammerwerk dargestellt, das in manchen dieser Mühlen eingebaut ist. Es besteht aus einem großen Eichenholzklotz mit zwei runden Vertiefungen, in welche die darüber sichtbaren Holzhammer abwechselnd fallen. Durch Zapfen oder „Daumen", die sich an der großen Achse des Wasserrades befinden und in ihrem Kreislauf auf die Schwanzenden der in Scharnieren sich bewegenden Hammerstiele stoßen, werden die Holzhammer wieder hochgedrückt. Dieses Hammerwerk dient dazu, die im Haushalt nötige Suppengerste zu gewinnen, d. h. die Gerste von den Hülsen zu befreien. Eine Vorrichtung ermöglicht es ferner den Bauern, das Mühlenwerk auszuschalten und die durchs Wasserrad erzielte Kraft zur Inbetriebsetzung einer Futterschneidemaschine auszunützen. Riemen oder Seile führen deshalb von der Mühle hinauf zum Hof und durch eine Lucke ins Dachinnere.

Diese besprochenen kleinen Mühlen sind in manchen Tälern sehr zahlreich. Fast jeder Bauer mit größerem Besitz hat seine eigene; doch kommt es auch häufig vor, daß mehrere Bauern Eigentumsrechte an eine solche Mühle haben. Nach der Höhe ihres Anteils werden dann die Benützungsrechte festgesetzt.

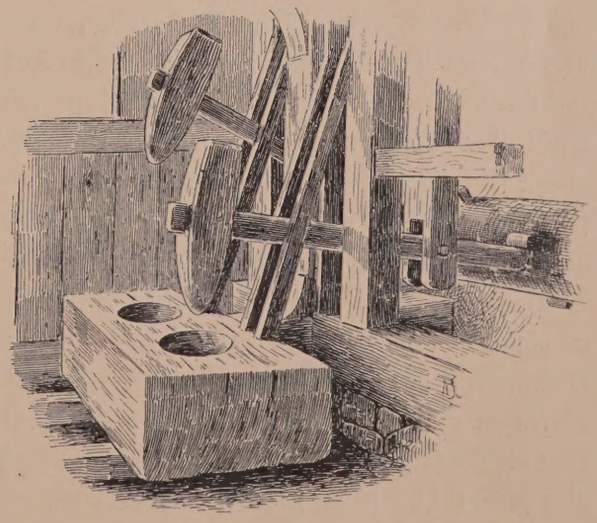


Abb. 82. Vorrichtung zum Reinigen der Gerste.

Bei den Sägemühlen, von denen wir nunmehr eine besichtigen wollen, ist es noch häufiger der Fall, daß sie mehreren Bauern gemeinschaftlich gehören, die dann dort die Stämme zu Brettern schneiden. Auch Gemeindesägen gibt es, die auf Gemeindekosten errichtet wurden und von den kleineren Bauern gegen geringe Zahlung benützt werden dürfen. Nach Mitteilungen alter Schwarzwälder zahlten sie früher für den Schnitt einen Batzen an die Gemeindekasse. (Ein Batzen gleich 11 Pfg.)

Es sind alte, sehr alte Sägewerke, die mit Ausnahme eines Zahnrades ganz aus Holz gebaut sind. Jahrhunderte hindurch haben sie ihren Dienst getan und verrichten ihn heute noch, wenn auch mit Gepolter und Getöse. Doch ihre Tage sind gezählt, eines nach dem anderen zerfällt, verschwindet, und nicht lange wird es dauern, dann sind sie von solchen der modernen Technik ersetzt oder durch die großen Sägewerke entbehrlich gemacht. In Abb. 83 ist deshalb ein solch altes Sägewerk festgehalten und es soll nun versucht werden, ihre Bauart und ihr Triebwerk verständlich zu machen.

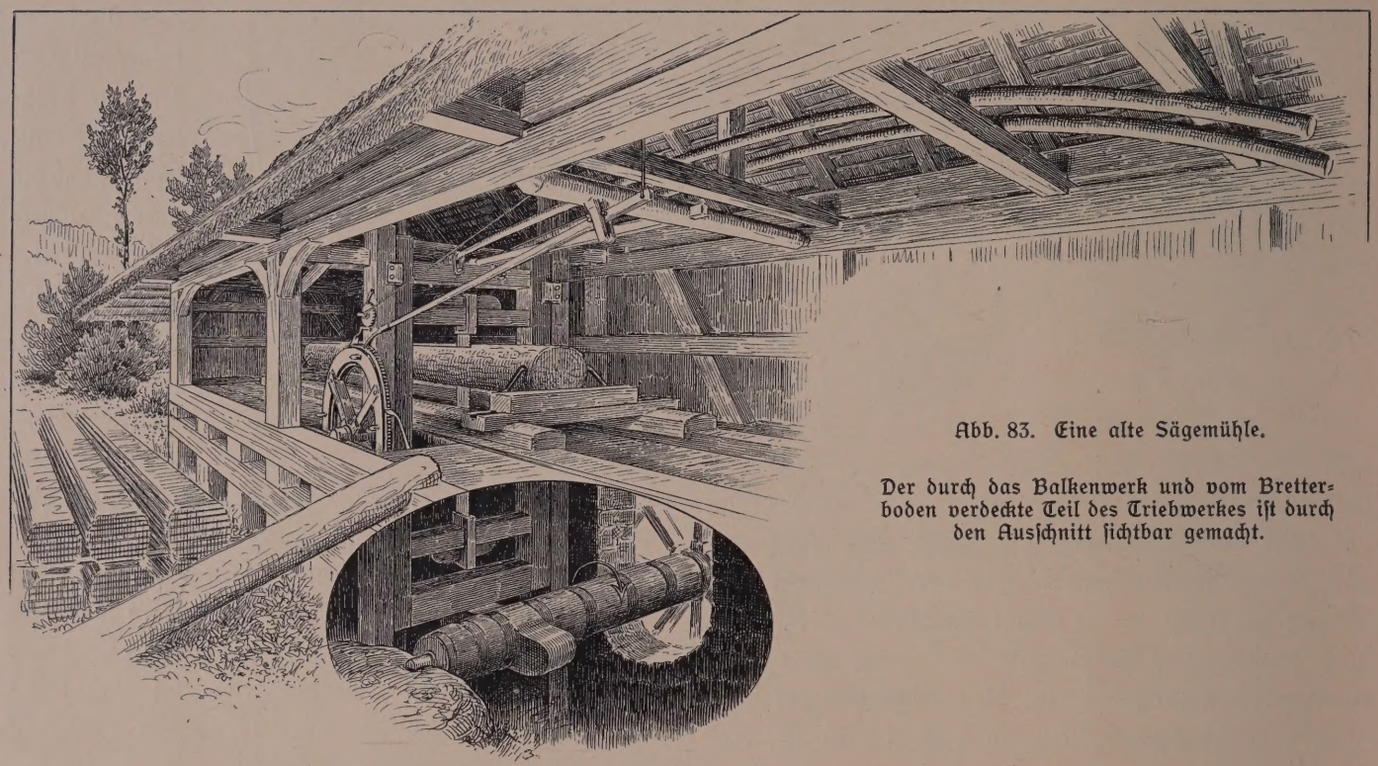


Abb. 83. Eine alte Sägemühle.

Der durch das Balkenwerk und vom Bretterboden verdeckte Teil des Triebwerkes ist durch den Ausschnitt sichtbar gemacht.

Um die Abbildung übersichtlich zu gestalten, war es nötig, den unteren Teil des Sägewerkes, der vom Balkenwerk und Bretterboden verdeckt ist, mit dem oberen zu vereinigen. In dem dunklen Ausschnitt sieht man die Fortsetzung des Rahmens, in dem das Sägeblatt eingespannt ist. Man sieht dort aber auch, wie die zum Sägen nötige Auf- und Abwärtsbewegung des Rahmens erzielt wird. Durch die Öffnung der Umfassungsmauern führt die Achse des Wasserrades quer durch den dunkeln Raum und lagert auf einem Felsblock. Diese Achse oder Welle zeigt zwei kolbenartige Auswüchse, die abwechselnd bei der Drehung der Welle — in der Richtung des Pfeiles — den Rahmen hochdrücken müssen. Er ist ihnen im Wege und da er in festem Gefüge läuft, kann er nur nach oben ausweichen. Sobald ihn aber ein Kolben in seinem Kreislauf hochgedrückt hat und dann wieder verläßt, fällt der Rahmen mit seiner Schwere wieder herab. Etwas Spielraum ist dem Rahmen in seinen Fugen, in denen er sich auf- und abwärts bewegt, doch gegeben; die Kolben drücken ihn in der Hauptsache wohl nach oben, aber auch etwas gegen den sichtbaren Giebel. Diese kleine Verschiebung ist aber nötig, um den zu sägenden Stamm nachschieben zu können. Das Sägeblatt übt seine Tätigkeit nur während des Herabfallens aus. Das Hinaufdrücken des Rahmens und das Nachschieben des Stammes wiederholt sich zu gleicher Zeit nach jedem Fall.

Wie dieses Nachschieben des Stammes geschieht, ist aus der Zeichnung zu ersehen. Oben in den Längsbalken des Daches läuft quer eine Welle, in der eine Stange befestigt ist, die mit einem Ende an den auf- und abgehenden Rahmen gebunden ist. Dadurch kommt die Welle in Achtelsdrehung vor- und rückwärts, wirkt mittelst Zapfen und Stange stoßweise auf das unten

befindliche Zahnrad, das dadurch den zu sägenden Stamm ruckweise nachschiebt. Nach der Dicke und Härte des Stammes richtet sich auch die Größe des jeweiligen Nachschubes, die mittelst einer Schnur geregelt werden kann.

Noch auf eine andere Vorrichtung dieser Sägewerke sei aufmerksam gemacht. Um das Auf- und Niedergehen des Rahmens zu erleichtern, sind oben im Dachraum zwischen die Querbalken zwei Baumstämme gespannt, die mit ihren schwächeren, biegsamen Enden am Rahmen befestigt sind. Eine ähnliche Vorrichtung, die in der Abbildung nicht zur Darstellung gelangen konnte, besteht ebenfalls aus zwei, aber in die Querbalken des Unterbaues eingeklemmten Stämmen. Diese müssen so gedacht werden, daß ihre dickeren Enden etwa 2 Meter aus ihrer Befestigung frei herausragen und sich gerade unter dem Rahmen befinden, sodaß dieser auf sie fallen muß. Diese biegen sich wohl unter der Last des Rahmens nach unten, schnellen denselben aber durch ihre Elastizität gleich wieder etwas nach oben und im selben Augenblick kommt auch ein Kolben der Welle und drückt ihn vollends hoch. Sowohl die obere Spannvorrichtung, als auch das untere „Schnellruder" verhüten ein Stillestehen des Rahmens und erleichtern die Arbeit der Kolben.

Wie bei den Mahlmühlen, so auch hier bei den Sägemühlen müssen wir staunen, wie sinnreich sie gebaut sind und mit welch einfachen Mitteln die Bauhandwerker ihre Aufgabe lösten. Etwas schwerfällig und mit viel Lärm arbeiten die alten Sägemühlen freilich, und können mit den modernen Sägewerken auch nicht wetteifern, aber dafür ist ihr Betrieb auch viel weniger kostspielig. Wenn der Bauer einen Stamm eingerichtet und das Sägewerk eingestellt hat, dann kann er seinen anderen Arbeiten nachgehen; die Säge arbeitet allein weiter, bis der Schnitt zu Ende geführt ist. Selbsttätig schaltet sich das Werk aus und steht still, bis der Bauer wieder Zeit hat zur Säge zurückzukehren. Durch Drehen des Zahnrades kann er den Stamm zurück gleiten lassen und verschiebt ihn dann seitlich um so viel, als die Bretter dick werden sollen.

Da wir nun einmal am Bache sind, wollen wir bei dieser Gelegenheit doch auch etwas ansehen, was nicht zum Bauernhofe gehört, aber in ständiger Fühlung mit diesem steht, ja, was für den Bauer unentbehrlich ist und ohne das er nicht auskommt: Die Dorfschmiede. Wir haben das Gedröhn ihres großen Hammers schon gehört und wollen sie noch aufsuchen. Auch sie birgt gewöhnlich noch viel Altes, manch sehenswerte Einrichtung, mittelst der die Wasserkraft dienstbar gemacht ist.

Wir wandern am Bach entlang, der, von Baumgruppen umsäumt, das Tal so schön gestaltet, sehen gelegentlich in seinem Wasser die Forellen über goldigen Grund in ihre dunklen Schlupfwinkel schießen und gelangen so zur Schmiede, die von dieser Seite — vom Bache gesehen — einen höchst malerischen Anblick bietet. Ein schönes Beispiel dafür ist doch sicherlich die in Abb. 85 wiedergegebene Schmiede von Siegelau, die von blumigen Matten, von Bäumen und Sträuchern umgeben, idyllisch daliegt. Mutet sie nicht an, wie ein Stück aus alten Zeiten, wie ein stiller, weltvergessener Erdenwinkel, der von Neuerungen, vom Hasten und Jagen unserer Zeit verschont geblieben ist?

Vorherrschend ist auch hier im Bild das große, schöne Wasserrad, dessen Achsenlager wiederum Felsblöcke bilden, die zugleich den Ablaufskanal begrenzen und von Kräutern überwuchert sind. Dahinter befindet sich das Gerüst des Stauwehres, durch welches das Wasser angesammelt wird, das nach Hochziehen eines Schützen das große Rad in Drehung und damit den Hammer in der Schmiede in Tätigkeit setzen muß. In das gestaute Wasser pflegt der Schmied aber auch die mit glühenden Reifen versehenen Räder zu versenken, damit die Reifen ausglühen und sich inniger und fester um die Räder legen. Oben am Haus führt eine Galerie entlang, auf der Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist und hinten in der Ecke ragt als Vorbau der Backofen heraus. Von der Galerie schräg abdachend sind Blechplatten schützend über dem Wasserrad angebracht und ruhen mit ihrer unteren Kante auf einem selbstgebauten Stangengerüst an dem der Schmied ein Nistkästchen für die Vögel befestigt hat. Daraus kann man schließen, daß er ein Naturfreund ist, wie außerdem alles darauf deutet, daß die Bewohner glücklich in der Befriedigung ihrer einfachen Bedürfnisse leben.

Und so einfach und urzuständlich wie ihr Äußeres, erscheint auch das Innere der Schmiede. Wenn wir uns aber etwas an den Lärm gewöhnt haben und dann die Einrichtung näher betrachten, müssen wir staunen, wie wohl durchdacht und ausgeklügelt hier die Wasserkraft ausgenützt wird.

Da sehen wir in der Mitte (vergl. Abb. 84) den großen Eisenhammer in Tätigkeit, wie er das funkensprühende Eisen bearbeitet. Durch Zapfen oder „Daumen", die in gewissen Abständen aus dem (rechts sichtbaren) schweren, massiven Rad herausragen und auf den

Stil des Hammers wirken, wird dieser hochgedrückt und fällt dann mit seiner ganzen Schwere auf das glühende Eisen. Schlag auf Schlag fällt er rasch hintereinander auf das Eisen und bringt es binnen Kurzem in die gewünschte Form. Der Schmied kann mittelst des Holzschwengels, den er mit seiner linken Hand hält, den Schützen draußen herabfallen lassen, wodurch er das Wasserrad und somit auch den Hammer zum Stillstand bringt, und umgekehrt kann er ihn ebenso schnell wieder antreiben. In der rechten Ecke, auf derselben Achse, ist noch ein größeres Kammrad, durch das der Schleifstein angetrieben wird; ebenso kann durch Übertragung eine Bohrmaschine in Tätigkeit gesetzt werden, die in ausgestoßen wird. Sie fährt fauchend ins Feuer des Herdes, beschleunigt das Glühendwerden der Eisen, wodurch sie den zur Bearbeitung geeigneten Zustand erlangen.

Noch so vieles andere ist in der Schmiede der Betrachtung wert, z. B. ihre Ambose, Schraubstöcke, ihre Zangen und Hämmer. Oben an der Decke hängen die auf Vorrat gearbeiteten Hufeisen. Das Feuer läßt alles hin und wieder in magischem Schein aufleuchten. Ja, schön sind diese Dorfschmieden, trotz ihrer rußigen Schwärze und trotz ihres betäubenden Lärms. Noch lange hören wir ihren Hammerschlag, während wir uns wieder dem Bauernhof zuwenden.

Abb. 84. Inneres einer Dorfschmiede.

der Abbildung freilich nicht mit zur Darstellung kommen konnte. Eigenartig ist ferner das Triebwerk, das sich oben an der Decke bis zum Blasbalg hinzieht und mit diesem in Verbindung steht. Durch die obere Öffnung in der Wand (rechts im Bild) führt eine, mit einem besonderen kleinen Wasserrad in Verbindung stehende Stange zu der an der Decke über den Fenstern befindliche Welle und bringt sie in Achtelsdrehung vor- und rückwärts. Durch Zapfen und eine Stange wird diese Bewegung auf die zweite (im Bild links sichtbare) Welle übertragen. Und diese bringt, wiederum durch einen Zapfen und eine Stange, den Blasebalg in Tätigkeit. Dessen unterer Backen bewegt sich auf und nieder, wobei die durch Saugklappen eingeströmte Luft zusammengepreßt und infolgedessen durch die vorhandene Öffnung

Dessen nennenswerte Nebengebäude haben wir kennen gelernt; wir wollen jetzt deren Umgebung besichtigen und auf das achten, was da vor sich geht. Lange suchen brauchen wir nicht, denn eben kommt der Bauer mit seinem Jochgespann vom Berge herab, auf den er Dung gefahren hat. Auch dieses Jochgespann ist eine Eigenart des Schwarzwaldes, so recht nach Landesart und Sitte. Wie ein zusammengehöriges Ganze kommt es daher, das Ochsengespann mit Karren. Die Ochsen sind durch das Joch mit der Deichsel des Karren fest verbunden, und haben ihn dadurch in der Gewalt. Eine Bremsvorrichtung ist ganz entbehrlich und dadurch auch die Führung des Fuhrwerks vereinfacht. Nebenher schreitet der Bauer, gemächlich die Pfeife rauchend und nur von Zeit zu Zeit die Zugtiere durch Zurufe lenkend und ermunternd.

Abb. 85.

Hinter der Dorfschmiede.

Motiv in Siegelau
(Elztal).

Man hat in diesen Jochen eine Art Tierquälerei erblicken wollen, auch versucht, sie durch Geschirre zu ersetzen. Sogar Preise wurden ausgesetzt für diejenigen, die diese einführen würden, aber mit schlechtem Erfolg. Die Schwarzwälder Bauern haben mit dem Versuch genug gehabt und eingesehen, daß diese Geschirre ganz ungeeignet für ihre Berge sind. Es gibt für sie nichts praktischeres als die alten Joche, durch welche die Sicherheit des Fuhrwerks erhöht wird. Und wer etwa annehmen sollte, daß die Bauern ihren Zugtieren, den Ochsen oder Kühen, zu viel zumuten oder sie gar quälen, der sehe nur einmal zu, wie sie mit diesen umgehen. Sie wissen schon, was sie den Tieren zumuten dürfen. langsam den Berg hinauf. Da die Last nur auf einer Achse ruht, ist die Reibung vermindert und der Karren leichter fortzubewegen als ein zweiachsiger Wagen.

Der mit den Verhältnissen Vertraute wird in den Jochen etwas selbstverständliches, unersetzliches, unabwendbares erblicken, anders der Bewohner der Ebene oder der vom Norden Kommende. Aber diesem wird noch so manches andere nicht einleuchten wollen, so z. B. wie die Frauen ihre Lastkörbe auf den Köpfen tragen. Hat er sich aber daran gewöhnt und beobachtet er genauer, dann wird er finden, daß diese Frauen aufrechter und kräftiger erscheinen, als diejenigen seiner Heimat, die ihre Körbe auf dem Rücken tragen, dabei aber

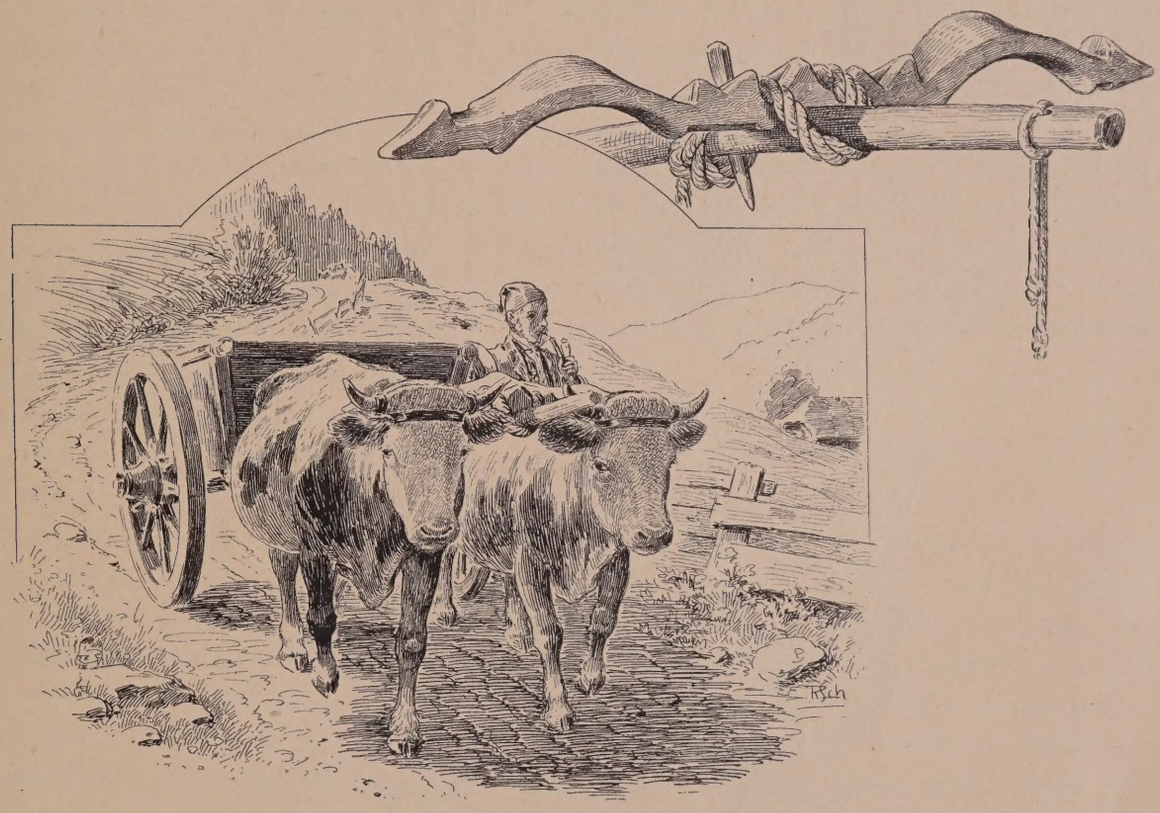


Abb. 86. Ein Jochgespann.

Willig lassen sich diese auch das Joch auflegen, das durch Umwickeln eines Riemens um Stirn und Hörner befestigt wird. Und gerade so einfach ist die Befestigung des Joches an der Deichsel. Mittelst eines Bast- oder Weidengeflechtes wird es über die Deichsel geschoben und mit einem in dieselbe getriebenen Holzpflock gegen das Abrutschen gesichert. Und geht es beladen aufwärts, dann spannt der Bauer ein weiteres Paar Zugtiere vor, indem er deren kurze Deichsel an dem Strick befestigt, der in dem Loch der in Abb. 85 (oben) dargestellten Deichsel zu sehen ist. Und unter „oha, hü und hott“ geht es an Haltung verlieren, gebückt daherkommen und mit der Zeit zusammenschrumpfen. Der hier gebrachte Vergleich mag nicht gerade schicklich erscheinen, er ist aber trefflich geeignet, die Haltlosigkeit gewisser Vorurteile darzutun.

Lernten wir in den Jochen samt zweirädrigen Karren Transportmittel kennen, die sich unter den gegebenen Verhältnissen, dem steilen Gelände, als praktisch erwiesen haben, so erblicken wir in den Schlitten, die an der

Einfahrt lehnen oder in deren Nähe liegen, ein weiteres Gerät, das ebenfalls diesen Bedingungen entspricht. In der Abb. 86 finden wir einen Handschlitten und einen größeren, dem Zugtiere vorgespannt werden, dargestellt. Diese darf man sich aber nicht im Winter, sondern hauptsächlich im Sommer und Herbst im Gebrauch denken. Sie dienen zum Herabholen der auf den Bergen wachsenden Frucht und des Futters, wozu sie geeigneter sind als Wagen. Die Verwendung der letzteren wäre auf den steilen Wegen, die von den Berghängen herabführen, zu gefahrvoll.

Der größere abgebildete Schlitten stellt durch die an ihm befestigten Räder ein seltsames Gerät dar. Es diene aber zur Erklärung, daß diese Räder nur dazu angebracht sind, den schweren Schlitten leichter auf die Höhen hinauf zu bringen; sie werden abgenommen, wenn der Schlitten beladen zu Tal geführt wird. Der Handschlitten dagegen wird vom Bauer oder vom Knecht auf die Schulter genommen und hinauf getragen. Im Münstertal, das sehr steile Berghalden aufweist, ist ein Mittelding, halb Schlitten, halb Wagen – Schnecke genannt – im Gebrauch. Zwei Räder sind am hinteren Ende dauernd befestigt, ebenfalls zu dem Zwecke, diese „Schnecke" leichter bergauf zu bringen. Beladen bergab kann der Bauer durch Heben oder Schleifenlassen des vorderen Schlittenteils den Lauf regeln und in die gewünschte Schnelligkeit bringen.

Die Handschlitten in der abgebildeten Art werden vom Bauer selbst angefertigt. Er macht ja möglichst alles selbst, um Geld zu sparen, und an Zeit dazu fehlt es ihm auch nicht; an Regentagen hat er Gelegenheit genug. Zu den Längshölzern, den Läufern, die vorn eine Krümmung haben, benützt er eine so gewachsene Buche, die er auf der Sägmühle der Länge nach durchschneidet. Ebenso verwendet er zu den oberen, den eigentlichen Tragbalken krumm gewachsene Hölzer. Läufer und Tragbalken durchbohrt er und führt die Verbindungshölzer ein, desgleichen stellt er die Tragfläche durch eingeführte Latten her. Hölzerne Nägel benützt er überall zur Befestigung. Selbstverständlich sind die Läufer nach einiger Zeit abgenützt; dann macht er es wie der Schuhmacher mit den durchgelaufenen Stiefeln. Er besohlt sie, indem er auf den Schlittenläufern Eichenholzleisten mit fingerdicken Holznägeln befestigt. Nach kurzem Fahren ist dieses Eichenholz spiegelglatt, und der Schlitten gleitet dann sogar besser dahin.

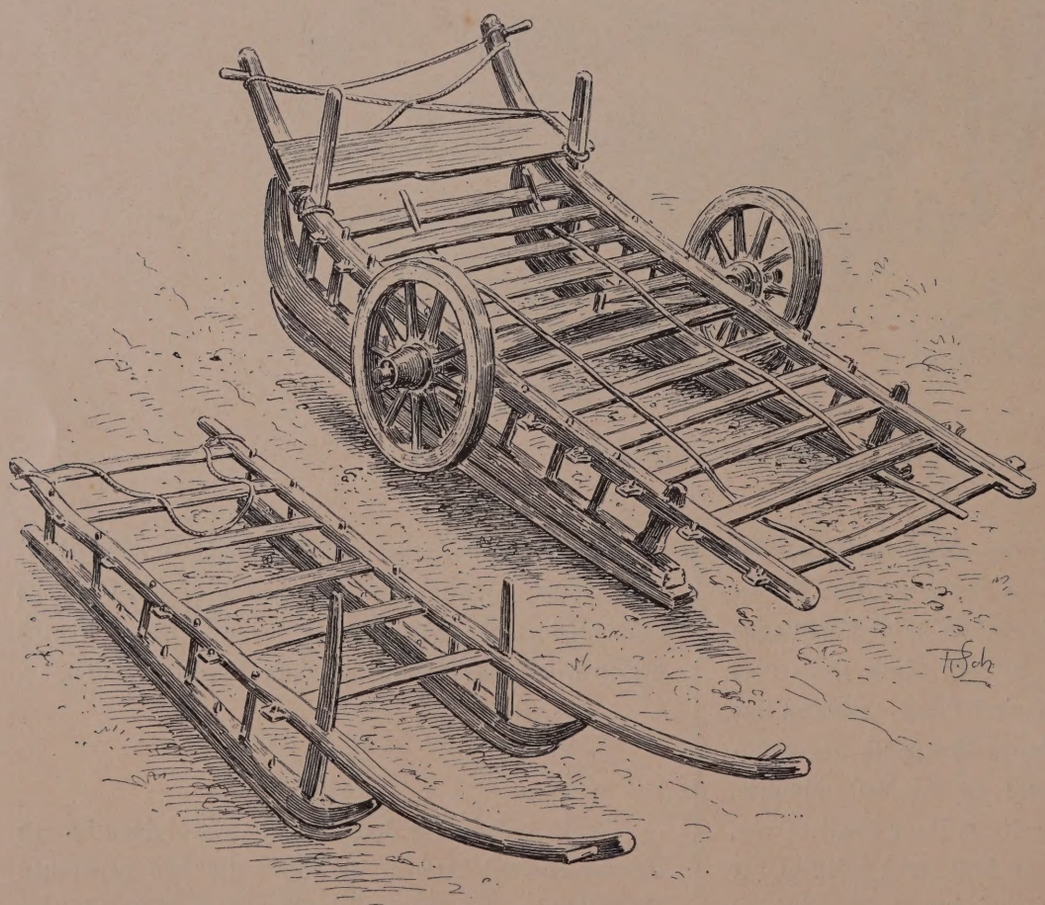


Abb. 87. Futter- und Ernteschlitten.

Solche Handschlitten werden auch zum Herabholen des Holzes benützt und zwar sowohl im Sommer als auch besonders im Winter, wann es dem Bauer an Arbeit fehlt. Den Schlitten auf der Schulter stampfen die Arbeiter oder Knechte dann hinauf zum Wald; der Schlitten wird beladen und nun gehts hinunter, erst langsam, aber sobald das Gefäll beginnt, gleitet der Schlitten schneller. Die Hände an den Hörnern, den Rücken an das Holz gelehnt und die Füße über den Schnee hingleitend, saußen sie hinab. Leichter Druck mit den Knieen hält den Schlitten in der vorgeschriebenen Bahn. Wohlweislich, damit es nicht zu schnell geht, befestigt man aber

vor der Abfahrt hinten am Schlitten einige Holzscheite und läßt sie nachschleifen. Sie sorgen für die nötige Sicherheit.

Das Herabführen der Holzscheite geschieht an den steilen Hängen des Schwarzwaldes auch auf andere Art. Es werden lange Holzrinnen, ähnlich denen, in welchen das Wasser zu den Mühlen rinnt, an den Waldabhängen hinaufgebaut. Oben werden die Scheiter hineingeworfen, welche dann hinabsausen und unten in weitem Bogen herausfliegen und sich dort anhäufen. Anziehend, aber auch aufregend ist es ferner, wenn man sieht, wie die großen Waldriesen, die Stämme, und zwar einige zusammengekettet, von Pferden die engen Waldschluchten herabgeschleift werden, oder wie man sie an glatten, steilen Hängen in muldenartigen Vertiefungen hinabschießen läßt. All dies läßt uns das Leben der Waldbauern abwechslungsreich, aber auch mit manchen Gefahren verknüpft erscheinen.

Noch ein anderes Gerät, das sich ebenfalls durch absonderliche Form auszeichnet, aber in unserer Zeit nicht mehr so viel im Gebrauch ist wie früher, sei noch erwähnt: die „Krätze". Mit diesem Namen bezeichnet man eigenartige Holzgestelle, die zum Tragen von Lasten aller Art, wie Holz, Heu, Frucht, Nahrungsmittel usw. dienen. Aus der Abb. 88, die verschiedene Formen dieser Krätzen veranschaulicht, geht hervor, daß sie auf Schulter und Rücken getragen wurden.

Nicht alle der abgebildeten Formen dienten den Bauern selbst zum Gebrauch, sondern einige den Händlern, die früher von einem Schwarzwaldhof zum andern zogen und dort ihre Waren anboten, oder sie dienten dazu, die im Schwarzwald hergestellten Waren ins Land zu tragen. So dürften mit den zwei Krätzen a und b die eingangs erwähnten Glasträger ihre in den Glashütten hergestellten Glaswaren weit hinaus Land getragen haben, ferner werden wohl auch die ersten im Schwarzwald hergestellten Uhren mit denselben verhausiert worden sein. Mit diesen Waren, die bei der mit b bezeichneten Krätze fest verschnürt sich über dem Kopf des Trägers auftürmten, zogen diese Pioniere der ersten Schwarzwaldindustrie hochbepackt und beladen ihres Weges. Die Krätzenformen c und d dagegen dürften von den Bauern selbst benutzt worden sein und zwar zum Tragen von Holz oder Futter. Auf Letzteres deuten die Spitzen der Gestelle hin. Nur die mit e und f bezeichneten sieht man heute noch im Gebrauch. Erstere

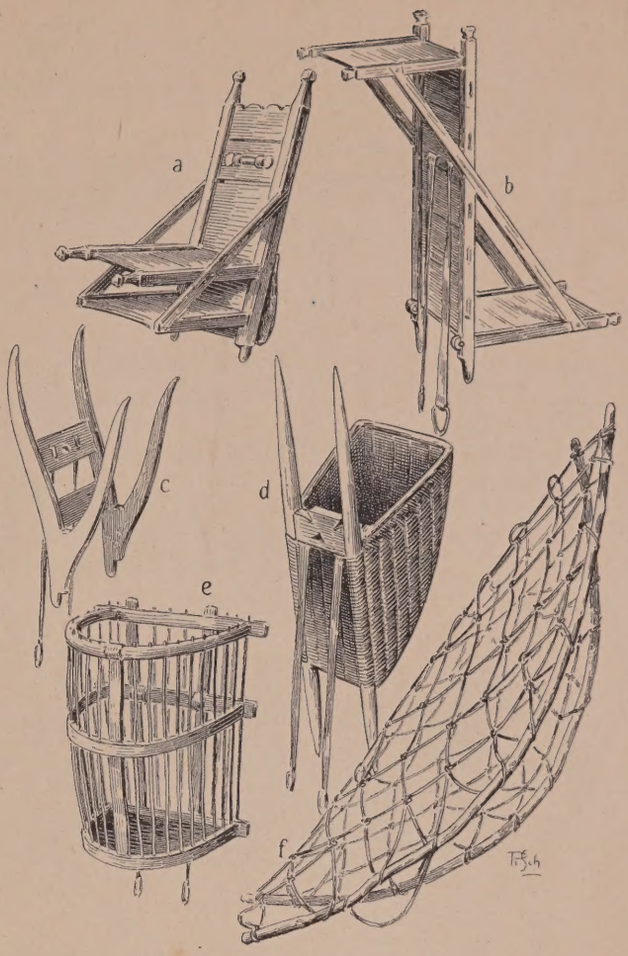


Abb. 88. Verschiedene Trag-Krätzen.

dient als Brotkrätze, d. h. zum Austragen des Brotes an solche Bauern oder Taglöhner, die nicht selbst backen. Die letztere ist ganz anders beschaffen und daher nicht durch ihre Form, sondern nur dem Namen nach mit den übrigen verwandt. Den gleichen Namen hat sie wahrscheinlich deshalb bekommen, weil mit ihr die Last ebenfalls auf Schulter und Rücken getragen wird. Sie sieht aus wie ein weitmaschiges Fischnetz, das auf zwei Holzbügeln befestigt ist.

Auf allen Höfen des Schwarzwaldes sieht man diese Krätze im Gebrauch. Sie hängt gewöhnlich außen am Stallteil, dort wo die Geschirre der Zugtiere aufgehängt sind und dient zur Beibringung des Futters, das in der nächsten Umgebung der Höfe wächst. Zu diesem Zweck wird sie auf dem Rasen ausgebreitet und das Futter darauf geworfen, worauf der Bauer, so gut es geht, die Bügel zusammenklappt und die so umklammerte Last auf der Schulter zum Hofe trägt. Besonders dort findet diese Krätze Anwendung, wo das steile Gelände die Benützung der andern Geräte, wie Wagen und Schlitten, ausschließt.

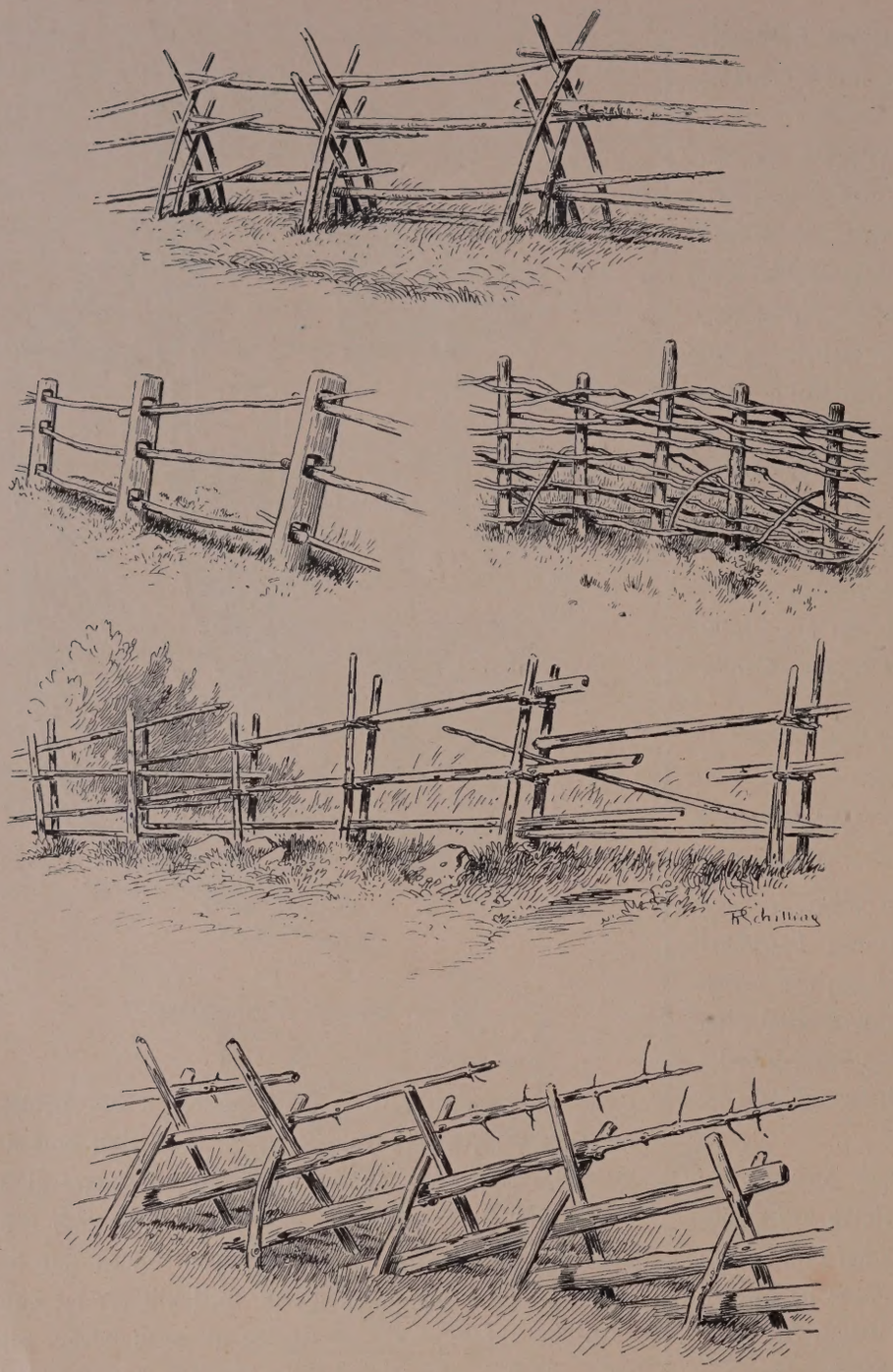


Abb. 89. Die gebräuchlichsten Herstellungsarten der Feld- und Wegzäune.

Ja die steilen Hänge machen es dem Schwarzwälder eben nicht leicht; sein Leben ist voller Mühe und Arbeit. Oft genug muß er im Frühjahr das abgeschwemmte Erdreich wieder nach oben tragen. Und nicht weniger mühsam ist die Bearbeitung der steilen Äcker. Und ist die Ernte da, dann muß er auch von manchen Stellen die Frucht hinab zur Scheuer tragen.

Wir Städter lernen wohl auf unseren Wanderungen die Annehmlichkeiten und Freuden des Landlebens kennen, wenn wir z. B. durch die Felder schlendern oder in deren Nähe träumend liegen und uns dem wundersamen Zauber der wogenden goldigen Getreidefelder hingeben, der leisen Melodie des Windes lauschen, der durch die Ähren gleitet. Aber von den Mühen, Hoffnungen und Enttäuschungen des Schwarzwälders kennen wir doch herzlich wenig. Und gerade seine Arbeit verdient besondere Beachtung, denn sie bietet uns ja so viel Schönes, Anziehendes und Belehrendes im Wechsel der Jahreszeiten.

Welch prächtige Bilder sieht man da, wenn der Bauer im Frühjahr mit dampfenden Zugtieren den Acker umpflügt, und hinter ihm die Krähen in den Furchen die Larven aufpicken, oder wenn er als Sämann dahinschreitet! Und dann wieder zur Erntezeit, wenn er schon am frühen Morgen, kaum daß die Sonne erwacht und die Vögel ihre Triller anstimmen, mit seinen Knechten die Sense schwingt während die Mägde die Garben binden, wenn die Wagen beladen werden und dann schwankend zum Hofe fahren. Da wird seine Arbeit zum reich bewegten bunten Bild, das uns kaum vollendeter das Zusammenwirken von Natur- und Menschentätigkeit zeigt.

Aber sorgenvolle Monate liegen für den Bauer zwischen Saat und Ernte. Wie bangt er in dieser Zeit, daß nicht ein launisches Gewitter, ein Hagelsturm, kurz die Urkräfte der Natur rücksichtslos und grausam in kurzer Zeit seine Hoffnung auf gute Ernte zu nichte machen!

Beachtenswert sind auch die Zäune, mit denen der Bauer seine Äcker umfriedigt und schützt, damit sie nicht von den Kühen, Ziegen usw. betreten werden können, die täglich hinaufziehen zur hochgelegenen Weidefläche. Holprig und gewunden führt deren Weg durch die Äcker hinauf zur Höhe, umsäumt von Zäunen, die sich in ihren Formen der Landschaft harmonisch eingliedern,

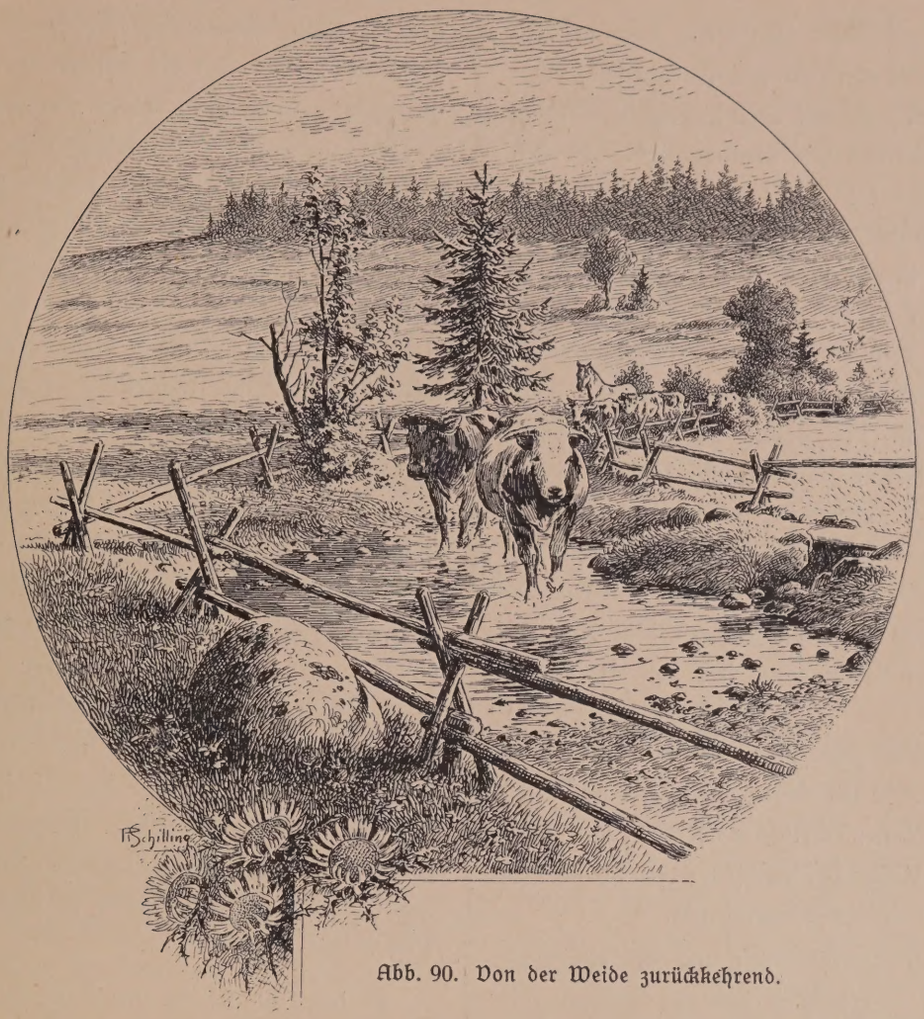


Abb. 90. Von der Weide zurückkehrend.

ihr ein ganz eigenes Gepräge geben. Aus Stangen, Knütteln und Latten, ja sogar aus dürren Baumkronen samt Ästen stellt der Bauer diese Zäune her, in einfacher, aber höchst origineller Art, so wie er es von seinen Vorfahren gelernt hat.

In der Abb. 89 sind die gebräuchlichsten Herstellungsarten so klar ersichtlich, daß sich eine Beschreibung derselben erübrigt. Auch sie stellen eine Art Volkskunst dar.

Ein wesentlicher Vorteil dieser Zäune besteht darin, daß sie leicht wieder entfernt werden können, sobald sie nicht mehr nötig sind, und daß sie im Frühjahr, wenn sie unter der Schneelast des Winters zusammengefallen sein sollten, vom Bauer ohne Kosten wieder aufgerichtet werden können. Sie sind so praktisch, daß sie so leicht nicht durch andere, sogenannte moderne, aus Drahtgeflechten oder Stacheldraht ersetzt werden können. Wohl sieht man auch hier und da vereinzelt solche, aber es ist nicht zu befürchten, daß diese eine weitere Verbreitung finden. Zur Verschönerung der Landschaft tragen sie sicherlich nicht bei. Den alten Holzzäunen aber ist ein ganz besonderer Charakter eigen, der vortrefflich zur Landschaft paßt, mögen sie dazu dienen, Wege, Äcker, Weidefeld oder Sümpfe zu umgrenzen; stets bringen sie malerische Bilder hervor.

Wir können uns davon überzeugen, indem wir einen solchen Weg durch die Felder zur Weidefläche hinauf einschlagen. Etwas beschwerlich sind sie allerdings, denn sie beginnen sehr bald steil zu werden und Steine haben sie im Überfluß. Ohne genagelte Stiefel dürfen wir's nicht wagen; gleicht doch der Weg oft mehr dem verlassenen Lauf eines Bergbaches. In Regenperioden strömt ja das Wasser den Weg herab und gräbt tiefe Rinnen aus. Doch auch auf diesen steinigen Wegen lernt man Schönheiten kennen, welche für gehabte Mühe reichlich entschädigen. Bäume und Sträucher, in den obersten Strecken namentlich am Wege stehende verkrüppelte Tannen und Buchen, bilden nebst Zaun höchst malerische Gruppen. Und welch lebhaftes farbenprächtiges Bild gibt es, wenn gar eine Rinderherde entgegenkommt, unter Glockenklang an uns vorüberzieht, hinab dem Hofe zu. Sobald wir die oberste Grenze der Äcker erreicht haben, sehen wir, daß die Zäune auseinanderführen und beiderseits nach oben die Äcker oder Wiesen umhegen und sie schützen. Sie umgrenzen auch manch-

mal das zum Hofe gehörende Weidefeld, doch erfüllen diesen Zweck auch Wälle von zusammengetragenen „Findlingen", wie die Felsblöcke und Steine genannt werden, von denen die Berghalden wie übersaet sind. In den meisten Fällen endigen die Zäune bei den Äckern und freies Weidefeld umgibt dann den Wanderer. Diese Weideflächen haben ihre besonderen Schönheiten. Und wer fühlte sich nicht in ihrer feierlichen Stille, ihrer frischen Luft, zu der kein Staub, kein Lärm hinaufreicht, all den Sorgen des Alltags enthoben. Hier, wo gelbblühende Ginsterbüsche die Hänge goldig überziehen, oder das Heidekraut seine Farbenpracht entfaltet. Wo graue Felspartien sich auftürmen, ferner vereinzelte verkrüppelte Tannen und Buchen, Schlehen-, Wachholder-, Stechpalmen- und verwilderte Rosensträucher stehen, wo vereinzelte Birken sich in ihren Formen klar von der Fernsicht, ihre weißen Stämme sich hell vom ätherischen Blau abheben.

Sowohl der Erholungssuchende, als auch der schönheits- und naturliebende Wanderer wird sich nach diesen Höhen sehnen, auf denen weidende Herden von oker- und braungefleckten Kühen dahinziehen, deren melodisches Glockengetön allein die Ruhe unterbricht. —

Diesem Weidebetrieb wollen wir uns jetzt etwas zuwenden, denn auch er erforderte bauliche Anlagen, die da oben errichtet und der Landschaft stimmungsvoll angegliedert wurden.

Zunächst muß bemerkt werden, daß die Art des Weidebetriebes auf den Schwarzwaldhöhen eine sehr verschiedene ist. Sie richtet sich nach der Höhenlage und Größe der Weideflächen. In den Orten und Seitentälern der Dreisam z. B. werden die Kühe zweimal des Tages, früh am Morgen und Spätnachmittags hinaufgetrieben und kehren zur Mittagszeit und am Abend zum Hofe zurück; sie pflegen also über Mittag und des Nachts im Stall zu ruhen. Bauern mit größerem Besitz haben wohl auch oben auf dem Berge ihre eigenen „Berghüsle", in denen ihr Vieh den Sommer über untergebracht ist, wo sie der Obhut eines Taglöhners und dessen Angehörigen anvertraut sind, die dafür in diesen Berghäuschen freie Wohnung haben und auch einige ihnen überlassene Äcker bebauen dürfen. Ungefähr gleich ist der Betrieb der „Sommerweide" auf den großen Weideflächen des Feldberges und des Belchen, die den angrenzenden Gemeinden gehören und von denen jede eine größere Viehhütte besitzt, in denen jeweils 100 bis 200 Stück Platz finden. Von den rings um die Kuppe des Feldbergs gelegenen seien hier genannt: die Lenzkircher, Menzenschwander, Todtnauer, St. Wilhelmer, die Baldenweger und die Zastlerhütte. In diesen sind insgesamt etwa 1500 Stück Jungvieh untergebracht. Jeder Bauer oder Ortsansässige hat das Recht, gegen geringe Vergütung einige Stücke der Gemeindehütte zuzuführen, wo diese mit denen der anderen von zwei Hirten, einem älteren und einem jüngeren (von der Gemeinde besoldet) getrieben und gehütet werden. Von Mitte Mai bis September bleiben sie dort oben, was zu ihrer Kräftigung und Abhärtung wesentlich beiträgt. Ehe es wieder zu Tal geht, wird dort oben an den Viehhütten ein Markt abgehalten, was nicht verkauft wurde den heimatlichen Ställen zugetrieben. Im Elztal, hauptsächlich in dessen oberem Bezirk, haben die Bauern auf den Höhen ihre besonderen kleinen Viehhütten, die Raum und Schutz für etwa 10—20 Stück Jungvieh und einige Ziegen und Schafe gewähren. In diesen bleiben sie nachts, ferner über Mittag während der ärgsten Hitze. Sie sind einem Hirtenbuben anvertraut, der mit ihnen morgens 6—10 Uhr und nachmittags von 4—7 Uhr auf die Weidefläche zieht. Während der Mittagszeit geht dieser hinab in den Hof zum Essen und dann zur Schule, wo den Hirtenbuben in dieser Zeit der Unterricht erteilt wird.

In der Abb. 91 ist eine solche Viehhütte dargestellt, wie an den Berghängen des oberen Elztales gar viele zu erblicken sind. Mit Stroh gedeckt, halb in den Boden eingebaut, umgeben von Bäumen und Sträuchern, sehen diese gar malerisch aus. Und wie lebhaft wird es um sie herum, wenn der Hirtenbub das Vieh herausläßt und mit ihnen über die Weidefläche dahinzieht, durch Ginstergestrüpp, Gebüsch und über Geröll. Nach allen Seiten schwärmt das Vieh aus und der Bub muß springen und schreien um es zusammenzuhalten; er fühlt sich als eine gar wichtige Person. Hat sich aber das Vieh etwas beruhigt, dann zündet er sein Feuer an, in dem er wohl auch Erdäpfel bratet, lagert sich gleich seinen Kühen im Ginster oder wetteifert im Jodeln und Jauchzen mit seinen Kameraden auf den benachbarten Höhen. Aber wie oft wird er auch von Wetterlaunen überrascht und muß Regenschauer über sich ergehen lassen. Wohl sind im Elztal Strohmäntel üblich, mit denen der Hirtenbub angetan wie eine Getreidegarbe aussieht, aber angenehm ist es trotzdem nicht im Sturm und Nebel auf dem Posten auszuharren. Dem Vieh schmeckt es aber dabei am besten und er muß bei ihnen bleiben; er muß aufpassen, daß sich kein Rind verläuft, denn gar oft deutet ihm nur die Glocke an, in welcher Richtung er ein solches zu suchen hat.

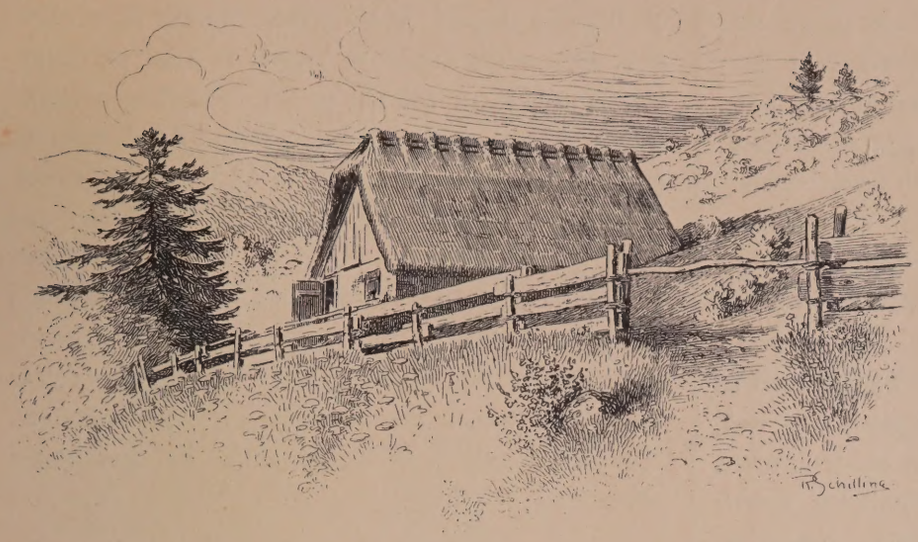


Abb. 91. Eine Viehhütte von den Höhen des Elztales.

Also auch die Glocken der weidenden Viehherden, deren Wohlklang schon manchen Wanderer erfreute, haben ihren Zweck. Sie erleichtern den Hirtenbuben ihren Dienst. Sie kennen den Ton jeder einzelnen Glocke und wissen deshalb wie schon bemerkt, in welcher Richtung sie eine verlaufene Kuh zu suchen haben. Aber auch das Vieh gewöhnt sich an das Geklingel. Man kann beobachten, wie eine beim Weiden abgekommene Kuh aufmerksam nach dem Klang horcht, dem Ton nachgeht und die geschlossene Herde aufsucht.

Es ist erklärlich, daß sich die Hirtenbuben in Gedanken viel mit dem Geläut ihrer Herden beschäftigen, daß sie ständig danach trachten es zu verschönern und zu ergänzen, sei es durch Kauf oder Tausch. Ein schönes Geläut ist der Stolz eines jeden Hirtenbuben. Aus diesen, ihren Bestrebungen mag wohl die Entstehung der Schellenmärkte zurückzuführen sein, die seit langem alljährlich am Pfingstsonntag auf verschiedenen Höhenpunkten des Schwarzwaldes, zum Beispiel auf dem Fohrenbühl zwischen Hornberg und Lauterbach, am Bäreneck in der Nähe des Hühnersedels und am Biereck zwischen Elzach und Hofstetten stattfinden. Auf diesen Tag freuen sie sich, ist es doch ihr einziger freier Sonntag. Ihren Dienst versieht dann eine Magd oder ein Angehöriges des Bauern. Zu dem Handel brauchen die Hirtenbuben freilich auch etwas Geld, und sie sorgen beizeiten dafür, daß sie vom Bauern etwas bekommen. Sie pflegen zu singen:

„Gitzä, Gitzä heera,
Am Sunndig isch dr Pfingstdag,
Wemmär där Bur kei Pfingstgeld git,
Schlagi dä Geißä d' Bein a."

Und sie erreichen auch ihren Zweck. Der Bauer gibt ihnen, weniger aus Furcht vor dieser schrecklichen Drohung, sondern weil er ihnen das Vergnügen wohl gönnt, er ist ja auch einmal Hirtenbub gewesen.

Am Pfingstsonntag, direkt nach dem Mittagessen streben die Buben mit ihren Glocken einem der genannten Orte zu. Wandernde Krämer haben da ihre Stände aufgeschlagen, an denen sie namentlich Schellen oder Glocken aus zusammengenietetem Schmiedeblech, sowie Peitschen feilbieten. Auch Tücher und Lebkuchen für die Mädchen sind zu haben. Bald wimmelt es von Buben, Knechten und Mägden. Auch Bauern und Bäuerinnen finden sich ein, denn es ist ein richtiges Volksfest, bei dem zuweilen auch getanzt wird. Das Innere der Wirtshäuser ist nicht im Stande, die durstige Menge zu fassen, Schänken sind auch außen errichtet. Auf der Straße aber und der gegenüberliegenden Wiese stehen die Hirten und probieren die Schellen, prüfen zwei und drei Glocken auf ihren Wohlklang oder versuchen ein größeres harmonisches Geläute zusammenzubringen. Leicht ist das nicht, wenn man bedenkt, daß viele Buben es zu gleicher Zeit tun. Da gibt's ein gar vielstimmiges Konzert von Kuhschellen, ein klingeln und läuten von tiefen und hohen Tönen, in allen Lagen. Kurz, es ist ein Ohrenschmaus, bei dem man das eigene Wort nicht versteht! Wer jemals einen solchen Markt angesehen oder richtiger bemerkt, angehört hat, dem bleibt er in ewiger Erinnerung.

Haben die Buben das Kunststück fertiggebracht, ihr Geläut nach Wunsch vervollständigt, den Kauf abgeschlossen oder vertauscht, dann müssen ihre Kameraden urteilen und das Konzert beginnt von Neuem. Dabei vergeht die Zeit sehr schnell. Nachdem sie noch von den Süßigkeiten gekauft, zerstreuen sie sich wieder sobald es zu dämmern beginnt nach allen Richtungen: über die Höhen, in die Wälder und in die Täler. Still und ruhig wird es wieder da oben an diesen einsamen Wirtshäusern. Das klingeln und tönen der Glocken verliert sich immer mehr in der Ferne und hört sich an wie schluchzen und klagen über die kurze Dauer der frohen Stunden. —

Auch wir kehren in Gedanken wieder zurück auf die Weidefläche. Noch ein kleines Bauwerk fällt uns auf, wenn wir über sie dahinwandern: die Viehtränken. Überall sind diese zu finden, wo Vertiefungen auf Wasser schließen lassen. Und an diesem ist auf den Schwarzwaldhöhen kein Mangel; hier und da sieht man feuchte Stellen oder unter moosbedeckten Steinblöcken das kristallklare Wasser hervorquellen. Mittelst eingeführten Holzrinnen wird es in Tröge geleitet, die aus ausgehöhlten Stämmen bestehen und auf unterlegten Steinen ruhen. Dadurch ist das Wasser vor Verunreinigung, dem Kot der Tiere geschützt. Zu ihnen kommen die weidenden Herden von Zeit zu Zeit, um den Durst zu stillen, wobei es jedesmal malerische Bilder giebt. Aber auch sonst bilden diese kleinen einfachen Brunnenanlagen stimmungsvolle Belebungen der Landschaft. Bescheiden und unauffällig lagern sie inmitten des Ginstergestrüppes da, aber dennoch einen Bestandteil der Landschaft bildend, den man nicht missen mag.

Diesen grauverwitterten, mit Moos bedeckten Brunnentrögen, die in ihrer nur leicht bewegten Wasserfläche die Wolken spiegeln, ist ein gewisser Zauber eigen. Wie schön ist's in ihrer Nähe zu lagern, in Ruhe die Natur, die Landschaft zu betrachten: den geschilderten eigenartigen Pflanzenwuchs der Weideflächen, die bewaldeten dunkelblauen Höhenzüge, die sich in ihren wechselnden Formen hintereinander auftürmen, sich überschneiden und in der Ferne verblassen. Wenn die untergehende Sonne die herrliche Gebirgswelt nochmals zur vollen Geltung bringt, im Tal die Dämmerung ihre Schleier ausbreitet und von den Häusern die Rauchsäulen aufsteigen oder wenn das Abendläuten der Kirchenglocken herauftönt. Wer dächte dann nicht an das alte und doch immer schöne Lied:

O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön,
Wie locken das Herz deine schwarzdunkeln Höh'n,
Zum fröhlichen Wandern in Hochsommerszeit,
Zum Rasten in freundlicher Einsamkeit,
Im traulichen Mühlengrund bei Quellengetön,
O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!

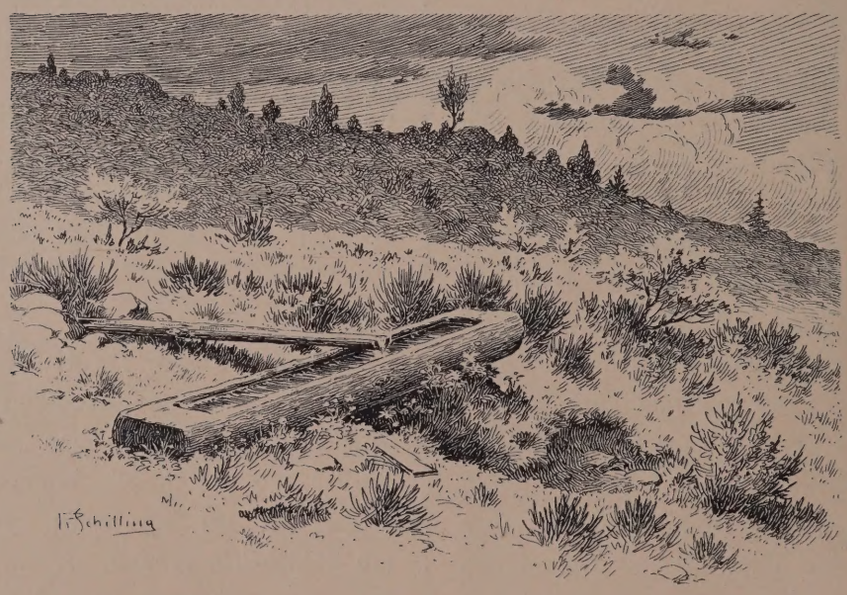


Abb. 92. Viehtränke auf des Schwarzwaldes Höhen.

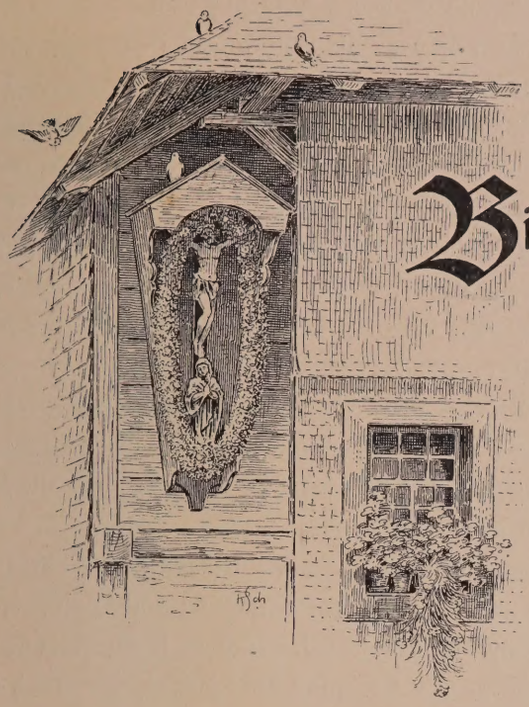


Abb. 93. Kreuz an einem Hause in Faulenfürst.

Abteilung V.

Bildstöckchen, Kreuze u. Kapellchen, alte Dorfkirchen.

Die Schwarzwälder kann man wohl als ein tief religiöses Volk bezeichnen. Ein inniges Gefühl verbindet sie mit Gott, und ihre Verehrung und ihr Glaube haben etwas naives, fast kindliches und ihre Stellung zu ihm etwas von dem Persönlichen der alttestamentlichen Menschen. Einsam, wie sie leben, fast ohne nachbarlichen Verkehr, werden sie still und in sich gekehrt; sie sind nachdenklich, und was um sie herum vorgeht, das fängt sich vergrößert im Spiegel ihrer Seele. Sie sehen draußen den Wechsel der Natur, sitzen den harten langen Winter, der jede Hoffnung auf Frühling zu rauben scheint, in ihren Stuben und wissen, daß die weiße Schneedecke bald dem Grünen und Blühen weichen muß, und sie bitten Gott, er möchte es bald geben. Sie führen im heißen Sommer schwankende Wagen reichen Kornes heim und erfreuen sich des Segens, den Gott ihnen gewährte. Aber es gibt auch weniger heitere Zeiten; Stürme rütteln am Dach und entwurzeln die alten ächzenden Tannen, Hagel zerschlägt die Frucht, und Reif tötet die sich öffnenden Blüten, Krankheiten schleichen in den Bienenstand, lassen das Vieh sterben, oder der Blitz fährt ins Dach und brennt den ganzen Hof nieder. Gott zeigt oft eine andere Hand, die ihn fürchten läßt, und darum bitten sie ihn unaufhörlich und inbrünstig, daß er das Unheil von ihnen abwende. Sie errichten zu seinem Lob und seiner Ehre Kreuze in den Fluren und wenn sie daran vorbeigehen, durchrieselt sie das Gefühl, als ob diese ausgespannten Arme segnend über die Fluren ausgebreitet wären. Auch bauen sie ihm in der Nähe ihrer Häuser vom reichen Ertrag der guten Jahre Kapellchen, um in ruhigen Stunden dorthin zu gehen und ihm, wie einem guten Vater, für Wohltaten zu danken. Aber es gibt noch andere Denksteine ihres frommen Gemütes; sie stellen ins Feld ein Bildstöckchen als Erinnerung an den plötzlichen Tod eines Angehörigen, das Gott aus unerforschlichen Gründen allzurasch zu sich genommen, und um dessen Seele Eingang in bessere Gefilde zu verschaffen, bitten sie jeden, der des Weges kommt, um ein kurzes Gebet. An den Außenwänden der Häuser, am Eckpfosten des Hofes, überall wohin frei der Blick fällt, soll er auf Gott ruhen; und wem von den vielen, die z. B. das Höllental von Station Himmelreich bis Hirschsprung hinaufzogen, wären nicht die vielen Kreuze an den Häusern von Falkensteig aufgefallen? Und wer hätte nicht überall auf dem weiten Schwarzwald in Feld und Wald, auf Weg und Steg die zahlreichen Kreuze und Bildstöckchen betrachtet, die gläubige Bauern errichten ließen, um Gottes Schutz für Haus und Herd zu erflehen oder während des erholenden Aufblickens in den Pausen der Arbeit an Christi Leiden erinnert zu werden, wie es ausdrücklich die Inschriften besagen. Es ist dem Bauer eine Beruhigung den Heiland vor sich zu sehen, der gleichsam sein Gut und seine Felder schützend und bewachend im Auge behält, der Blitz und Unwetter abwendet und die Sonne seiner Gunst fruchtreifend über die Fluren strahlen läßt.

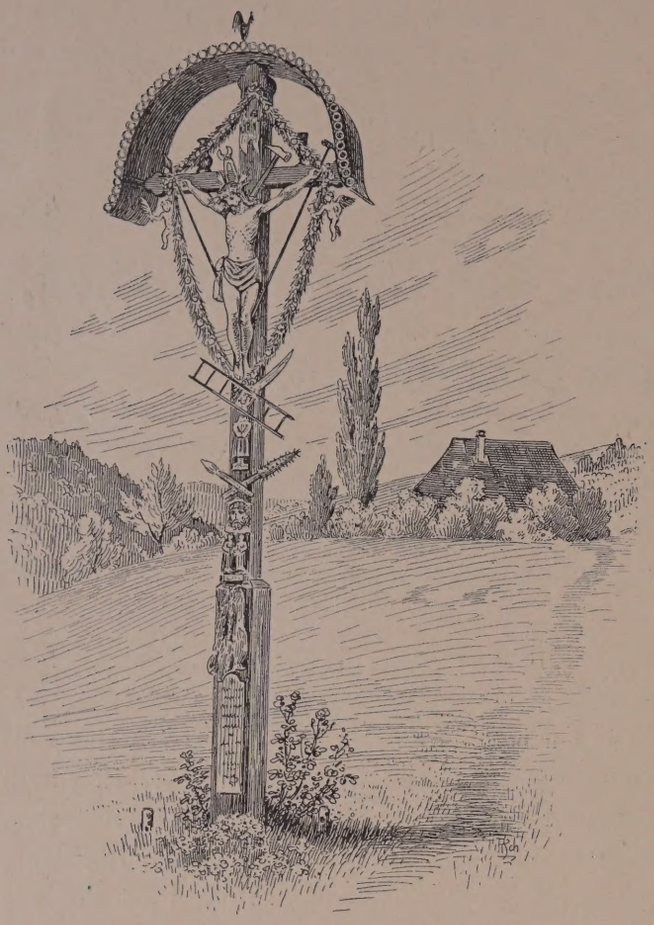


Abb. 94. Kreuz in Siegelau (Elzgebiet).

Dankbarkeit für gutes Gelingen eines Unternehmens, Hoffnung auf Erfüllung einer Bitte, durch Vermächtnisse gelobte Dankopfer, das alles veranlaßt und bewegt den Bauer, Gott lobende Figuren errichten zu lassen.

Überall sieht man diese durch ein Holzgehäuse oder nur durch ein Dach geschützten Kreuze mit den Werkzeugen der Leidensgeschichte Christi. Schon allein diese schützenden Brettergehäuse zeigen sehr verschiedene Ausführungen. Es scheint, daß jeder Dorfschreiner sie nach besonderer Form schnitt und anfertigte. Die Christusfigur ist meist in naiv einfacher Art, wie sie die Vorstellung des Dorfkünstlers gebar, ausgeführt. Daneben erinnern Zange, Hammer, Nägel und Leiter an den eigentlichen Kreuzigungsvorgang, Schwamm, Rohr, Krug und Lanze an das Tränken mit Essig und Galle und an das Öffnen der Seite Christi, der Blut und Wasser entfloß. Engel schweben herzu und schicken sich an, in goldenen Kelchen das kostbare Blut zu fassen. Am Schaft des Kreuzes wird auf die Leiden hingewiesen, die der Kreuzigung vorangingen; alles soll dargestellt sein, nichts darf fehlen, und auf möglichste Genauigkeit der Einzelheiten kommt es ihnen an. Fackeln, Knüttel, Geißel und Schwert erzählen von der Gefangennahme, dem Foltern und Geißeln. Und auf dem Schweißtuch, das Veronika auf dem Kreuzwege dem Heiland anbot, ist das blutige Bild des dornengekrönten Hauptes dargestellt. Auch der nahtlose Rock, um den die Soldaten am Fuße des Kreuzes würfelten, darf nicht fehlen; an alles will der Gläubige erinnert werden. Und in tragischen Gesten tiefsten Leides stehen Maria und Johannes, am schwersten vom Tode des Herrn getroffen, trauernd zu den Seiten des Kreuzes. Sie wollen den Beter mahnen, sich so das Leiden zu Herzen gehen zu lassen. Öfters werden die zwei Figuren auch ersetzt durch die einfache Inschrift: „O ihr alle, die ihr vorübergehet, habt acht und sehet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze!

So mahnen diese Kreuze den gemächlich des Weges Ziehenden zur andächtigen Betrachtung und zum Verweilen in inbrünstigem Gebet. Und in ihren kräftigen bunten Farben, dem Rotbraun des Schaftes, dem lichten

Abb. 95. Reichausgestattetes Kreuz in Niederwasser.

Blau des Daches, dem natürlichen Fleischton der Christusfigur und dem reichlichen Aufwand goldenen Zierrats, behängt mit frischen Kränzen und freundlichen Blumenspenden, predigen sie lebhaft und eindringlich vom Schrekken der Passion und stimmen den Vorübergehenden ernst und sinnend.

Abb. 94 stellt ein derartiges Kreuz dar. Es steht bei Siegelau im Elztal und zeigt eine besonders trefflich ausgearbeitete Christusfigur. Ein schützendes Blechdach schwingt sich im Bogen darüber und zu oberst thront der Hahn, wie um den Wanderer schon von weitem zu mahnen, Christum nicht zu verleugnen. Beseelt und voll Liebe hat sich der Meister in sein Werk versenkt, jedes einzelne Glied mit zäher Ausdauer und zärtlicher Hingabe geschnitzt. Es ist eines der bemerkenswertesten Kreuze, weshalb wir es auch als Typ in seinen Einzelheiten besprachen.

Ein ähnliches Kreuz, doch deutlicher, weitschweifiger in seiner Erzählung und seinen Klagen ist das in Abb. 95 dargestellte, das zu einem Haus in Niederwasser gehört. Alle die eingangs genannten Marterwerkzeuge sind hier in peinlichster Deutlichkeit: Schwert, Geißel, Hammer, Zange und die Essigkanne. Auf einem naiv seitwärts angebrachten Brett sieht man den römischen Hauptmann zu Roß, welcher mit seiner Lanze in Christi Seite sticht.

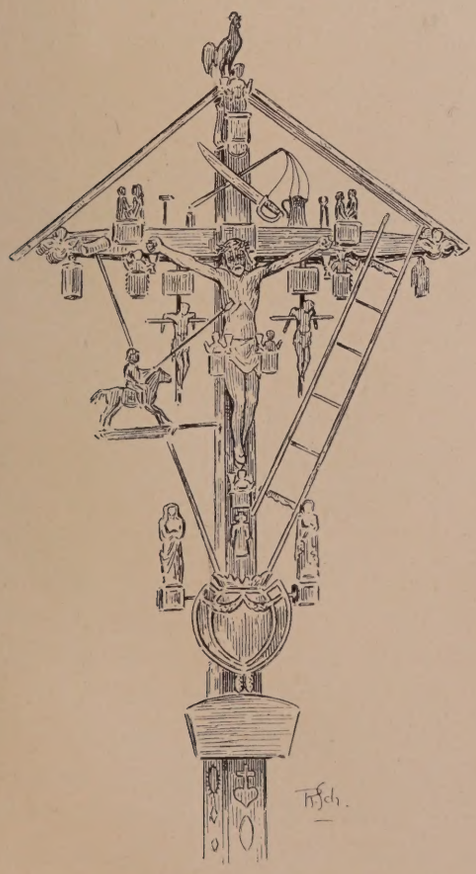


Abb. 96. Altes Kreuz am Ausgang des Joostales, ganz in der Nähe von Hölzlebruck.

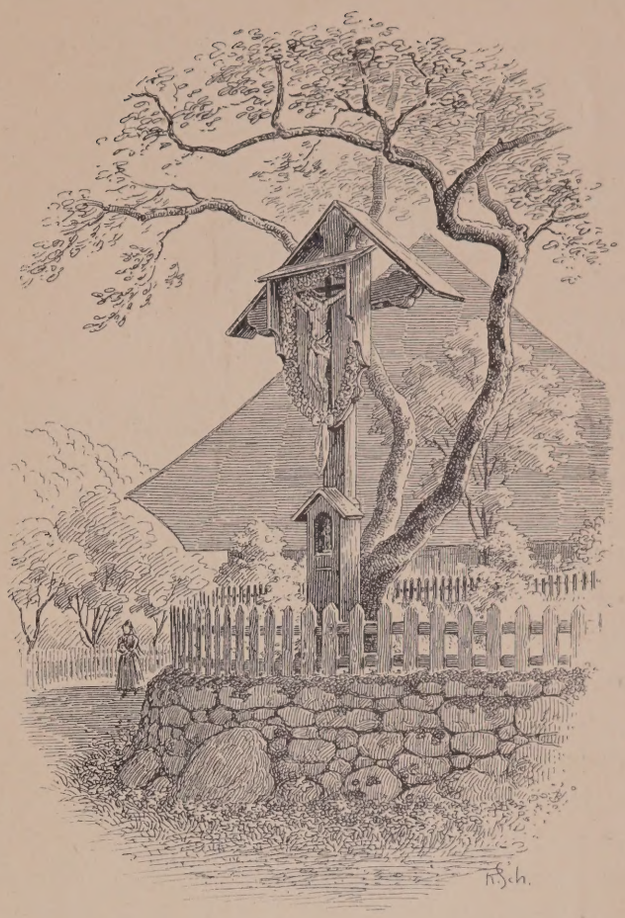


Abb. 97. Form der Kreuze in Oberried und im Zastlertal.

Ähnlich ist ein anderes Kreuz (Abb. 96) bei Hölzlebruck am Ausgang des Joostales. Es hat schon sehr stark gelitten, ist verwittert und dem Verfall nahe, im Bilde aber teilweise ergänzt worden. Es zeigt einen vielgliedrigen, fast gehäuften Aufbau, als könne es nicht genug des Leides erzählen. Auch der römische Hauptmann ist wieder angebracht, ebenso oben der Hahn und auf dem Querbalken des Kreuzes eine ganze Galerie der Episoden des Leidens mit der drastischen Ausführlichkeit der Giebelbilder in den Eingängen gotischer Dome. Besonders bemerkenswert erscheint die Darstellung der beiden Schächer, die mit den über die Querbalken ihrer Kreuze zurückgebogenen Armen links und rechts des Herrn hängen. Es dürfte wohl das einzige Kreuz des Schwarzwaldes sein, an dem die Schächer mit dargestellt sind. Jenes der Abb. 95 macht diesem Kreuz gegenüber doch noch einen günstigeren Eindruck. Über dem Haupte des Heilandes strahlt eine verklärende, verheißungsvolle Sonne, und fröhliche Engel umschweben ihn. Er scheint dort doch dem Ende der Folter und Qual und somit dem Paradies, dem Reiche des Vaters nahe zu sein; es wird licht um ihn, während hier nur Greuel und

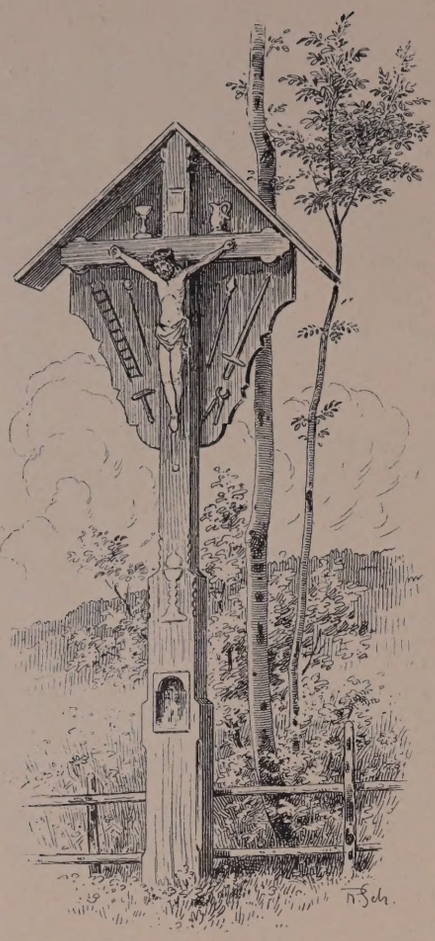


Abb. 98. Kreuzform in Buchenbach.

Schreckniſſe des Leidens und der Schmerzen ihn marternd umgeben und keine Note des Troſtes mildern und verſöhnen will. Alle Hoffnung ſcheint genommen, nur die Trauer und das Düſtere iſt da.

Ganz anders dagegen iſt der Typus der Kreuze, den Abb. 97 veranſchaulicht. Sie zeigt die Art, wie die Kreuze in Oberried, im Zaſtlertal und an den Wegen zum Feldberg üblich ſind. Dieſe ſind weſentlich einfacher, alles erklärende Beiwerk fehlt und es kommt ganz allein auf die Chriſtusfigur an. Ein aus zwei Brettern beſtehendes Dach ſchützt das Holzkreuz, während die Chriſtusfigur in einem eigenen Schutzgehäuſe hängt, wodurch eine reiche und eigenartig reizvolle Gliederung der Linien und Flächen entſteht. Ein Bildſtock, der faſt bis zur halben Höhe des Kreuzes reicht, erweckt den Eindruck eines altarähnlichen Sockels und unterbricht abwechſelnd die kahle Fläche des Holzſchaftes.

Die Kreuze Buchenbachs (Abb. 98) zeigen ein nach unten in geſchweiften Linien ſchmäler werdendes Brett, das einen geſchloſſenen Hintergrund bildet, der die Chriſtusfigur plaſtiſch abhebt und gleichſam wie auf einem Schilde trägt, auf dem die Marterwerkzeuge in Auswahl zur Darſtellung gelangen. Der rote oder blaue Grund erhöht die plaſtiſche Wirkung und lenkt den Blick nach dieſem eng umrahmten Bezirk. Ein Kelch mit Hoſtie zeichnet in die Kahlheit des Stammes eine ſinnige Symbolik. Der ganze Aufbau hat etwas Schlankes und Hoheitsvolles, und die getönte Rückenwand zieht das fromme Auge bannend hinauf.

Zuweilen findet man auch Schutzgehäuſe in beſonders bodenſtändigen Formen, wie z. B. in Abb. 99, in der man die Anwendung des abgewalmten Hausdaches erkennt. Das Kreuz hat dadurch etwas Heimiſches und Vertrautes bekommen; es iſt von einem ähnlichen Dach geſchützt wie der Hof und dadurch der geſamten Schwarzwälder Bauart angepaßt. Dieſe Form der Kreuze kommt leider nur vereinzelt vor. Das unten abgebildete ſtand in Unterſpitzenbach und iſt erſt in neuerer Zeit beſeitigt worden.

So wie in Abb. 100 ſehen die Kreuze im Wieſental, von Schönau bis Schopfheim, und auch in der Gegend von Wehr aus. Ihre Geſtalt iſt grundverſchieden von den bisher gezeigten. Der Sockel iſt breit und der Kreuzſtamm in architektoniſche Geſimſe geſchnitten. Wuchtig und breit laufen die Enden aus. Die Verzierungen, Würfelfrieſe uſw. gleichen denen der Galerien an den alten Häuſern jener Gegend. Gewichtig, feſt, ſicher, geradezu monumental ſtehen dieſe mächtigen Kreuze da,

Abb. 99. Schöne, aber ſeltene Kreuzform.

während der Heiland unverhältnismäßig klein wirkt und in seiner Einfachheit merkwürdig mit der mehr pompösen Kreuzform in Widerspruch steht.

Alle diese Kreuze stellen liebevolle Erzeugnisse der heimischen Handwerkskunst dar; sie sind inmitten der Bäume, duftenden Dolden und Blumenkelche wundervoll harmonisch in die Landschaft gestimmt. Es sind architektonische Stützpunkte am Wege und Denkmäler ehrlichen frommen Sinnes. Mag sie auch die Zeit langsam zerbröckeln und verwittern, mögen die Farben verblassen und klaffende Risse sie spalten, sie wirken noch in ihrem Verfall schön. Die leichte Wehmut alternder Hinfälligkeit macht sie eher noch verehrungswürdiger. Sie passen so gut zu der Farbenfreudigkeit der Landschaft und erweisen sich innig verwandt mit den Schwarzwaldhäusern und deren Bewohnern. Aber es ist hier auch wie bei den Häusern selbst, dieselbe Klage, daß sie der Zeit immer mehr zum Opfer fallen. Auch in seiner Verehrung Gottes und seinen Kreuzen wird der Schwarzwälder Bauer modernisirt, wenngleich ihm jedes Bedürfnis und jede Fühlung mit den neuen Formen abgeht. Steinkreuze mit fabrikmäßigen Kruzifixen, die in oberflächlicher Stundenarbeit in den Lohnhütten der Steinmetzen gemeißelt wurden, treten an die Stelle der alten Holzkreuze und stehen ohne jeden Anschluß fremd und unvermittelt in der Landschaft. Sie mögen wohl eine gewisse Dauerhaftigkeit haben, die ihnen den Vorzug verschafft hat, aber sie bilden keinen vollgiltigen Ersatz der Holzkreuze, die doch auch durch Imprägnierung und farbige Behandlung fast unverwüstlich gemacht werden konnten. Der farblose Stein berührt nicht und läßt den Beschauer kalt; ihm fehlt mehr das intime. Immer kommt durch ihn ein unzugänglicher Stadtchristus zu stande, der unnahbar und ohne Zusammenhang mit Haus und Feld dasteht. –

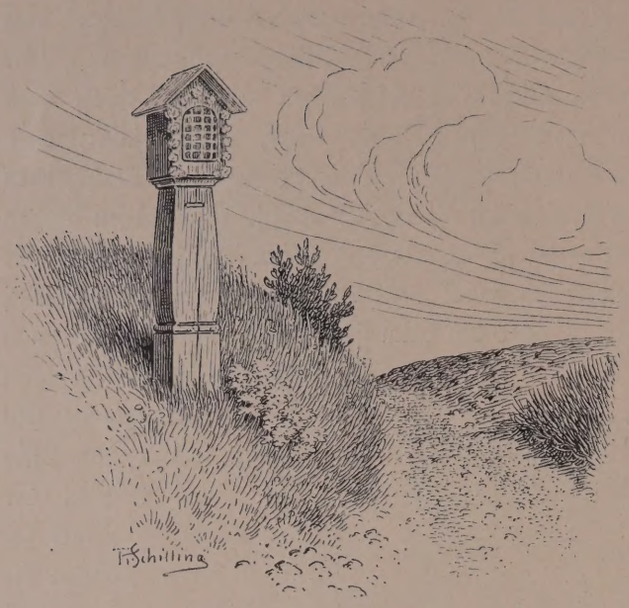
Abb. 100. Typische Form der Kreuze im unteren Wiesental.

Neben den Holzkreuzen werden dem Wanderer auch die zahlreich vorhandenen Bildstöckchen auffallen, jene kleinen geschnitzten Holzsäulchen mit einer Nische oben und einem kleinen Dach darüber, das sie einigermaßen vor Wetter und Fäulnis schützt. Es sind Wahrzeichen von Unglücksfällen, die den oder jenen an diesen Plätzen unerwartet schnell aus dem Leben gerissen haben. Es handelt sich dabei meist um einen Bauer, den der Blitz erschlug, oder der beim Holzfällen vom stürzenden Baum getroffen wurde oder beim Holzschleifen verunglückte. Ein andermal erzählt das Bildstöckchen vom Scheuen der Pferde, wobei der Bauer geschleift und vom Wagen erdrückt wurde oder von sonstigen Unglücksfällen, die ihn rasch in die Arme des Todes trieben; der Gefahren an den steilen Hängen des Schwarzwaldes sind es ja so viele.

Die schöne alte Volkssitte hat diesen Verunglückten auf solche Weise einen Gedenkstein gesetzt, ihnen zum Andenken, den Vorübergehenden zur Mahnung. Die Nische birgt auch gewöhnlich ein Bild, das in mehr oder minder unbeholfenen Weise das Unglück darstellt und darunter eine Bitte, des Verstorbenen mit einem Vaterunser zu gedenken. An Dorfstraßen, an Zäunen, in Feld und Wald, überall kann man diesen Bildstöckchen begegnen. Man betrachtet sie in der Stille mit einiger Beklommenheit, mit dem erschreckenden Gedanken an diese Schicksale.

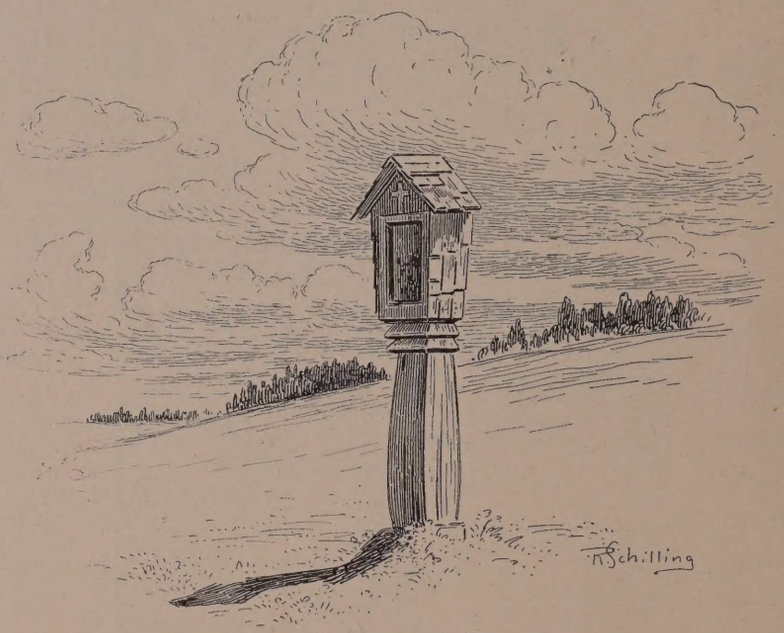
In den Abb. 101 bis 103 sind verschiedene derartige Bildstöckchen dargestellt. Sie zeigen, wie sie trotz ihrer Unscheinbarkeit doch zum Schmuck der Örtlichkeit beitragen. Auch sie haben, genau wie die Kreuze, entweder einen rotbraunen oder einen blauen Anstrich. Zu Zeiten der Prozessionen werden sie mit kleinen buntfarbigen Papierschleifen oder mit Kränzen geschmückt.

Diese Zeiten gehören zu den schönsten und wichtigsten im Leben der Waldbauern. Lange freut er sich darauf.



Am Vorabend werden Kränze geflochten, Papierblumen gedreht, gefärbte Bänder und Blüten in Guirlanden gesteckt, Tafeln vor das Haus gehängt und Kerzen auf den Fensterbrettern aufgestellt; auf den Wegen werden Blumenblätter und frisches Gras gestreut, ganz junge Birken eingerammt und neben den Evangeliumaltären aufgestellt. Die Aufregung läßt die Bauernfamilien kaum ein Auge schließen. Noch ehe der Tag anbricht ist Jung und Alt auf den Beinen, um die letzte Hand anzulegen, da und dort noch einen ergänzenden Schmuck anzufügen; draußen im Feld sind die Kreuze zu Altären umgebaut, geschmückt von all dem Flor der Wiesen und Wälder. In größeren Gemeinden werden Böllersalven abgefeuert, ein berauschender, feierlicher Augenblick. Im farbenfrohen Sonntagsstaat warten die Kinder ungeduldig, die Alten in geputzter Festtracht treten in die Kirche ein, die Orgel braußt, Chöre jubeln. Der Weihrauch durchwogt in duftenden Wolken den Raum, rote Ministranten ihrer wichtigen Stellung bewußt, klingeln wenn der Pfarrer mit der Monstranz sich zum Umgang bereithält und die Glocken tönen Hosanna über Berge und Täler. Mit Musik und unter Gebeten zieht der lange bunte Zug mit Fahnen und Tragkreuzen, Marien- und Heiligenfiguren, die goldglitzernd auf den Schultern der Leute dahinschwanken, über die grünen Teppiche der Wiesen und durch die Felder. Blaue, rote, grüne, gelbe Farben leuchten auf in einer berauschenden Symphonie. An den Altären wird gebetet, der Pfarrer erbittet den Wettersegen für das Land und zufrieden und im Hochgefühl des Festes ziehen sodann die Leute wieder singend nach Hause. Es sind Tage voller Poesie, die den Beteiligten im Gedächtnis bleiben. Und der Zuschauer wird sich, auch wenn er anderer Religion angehören sollte, eines erhebenden Gefühls nicht erwehren können.

Bei Vorführung der Bildstöckchen wollen wir auch die gemauerten nicht vergessen, von denen in Abb. 104 eines dargestellt ist. Solche kommen besonders im Elztal häufig vor, wo sie an den Dorfstraßen stehen. Ihrer Form nach sind sie ein Mittelding zwischen dem Bildstock und den nun zur Darstellung gelangenden Kapellchen.



Diese Kapellchen trifft man zumeist in unmittelbarer Nähe der größeren Höfe, namentlich der einsamen oder der zu oberst im Tal gelegenen. Manche

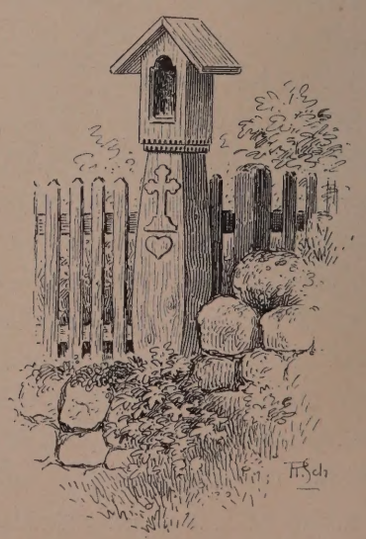


Abb. 101—103. Bildstöckchen verschiedener Form.

davon stehen wohl auch allein im Wald oder Feld, häufig an Punkten, wo sie weit über die Gegend ragen und in all die lieblichen Täler blicken. In solchen Fällen sind es fast durchweg Wallfahrtskirchlein, während die in der Nähe von Höfen gelegenen allein für die Besitzer und deren Angehörige bestimmt sind. Hier wenden sie sich in stiller Andacht zu Gott, wenn der dichte Schnee sie von der Dorfkirche abschneidet. Ihre Form ist aus der Abb. 105 ersichtlich; ihr Inneres enthält einen kleinen Altar, mit Malereien, Bildern und Blumen geschmückt.

Von den Handwerkern sind diese kleinen Kirchen stimmungsvoll der Umgebung angepaßt, wofür Abb. 105 ein treffender Beleg ist. Sie zeigt eine hervorragend schöne Kapelle in Urach, mit schönem Fachwerk am Giebel, der auch die Jahreszahl trägt. Als diese Zeichnung aufgenommen wurde, war die Kapelle von dem schönen schlanken Dachreiter gekrönt, wie ihn die Abbildung zeigt. Leider ist jener heute verschwunden. Man hat in jüngster Zeit die Kapelle erneuert und bis auf das Fachwerk auch ziemlich getreu kopiert, aber die schöne Bekrönung, die so schmuck da oben saß, hat man mit einem plumpen, niedrigen, viereckigen Dachreiter vertauscht.

Abb. 105.
Schöne Kapelle in Urach
bei Hammereisenbach.

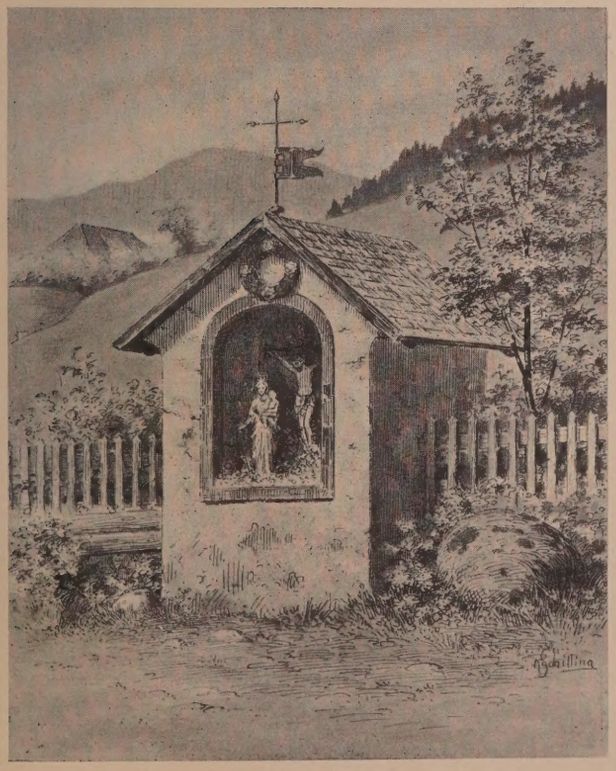
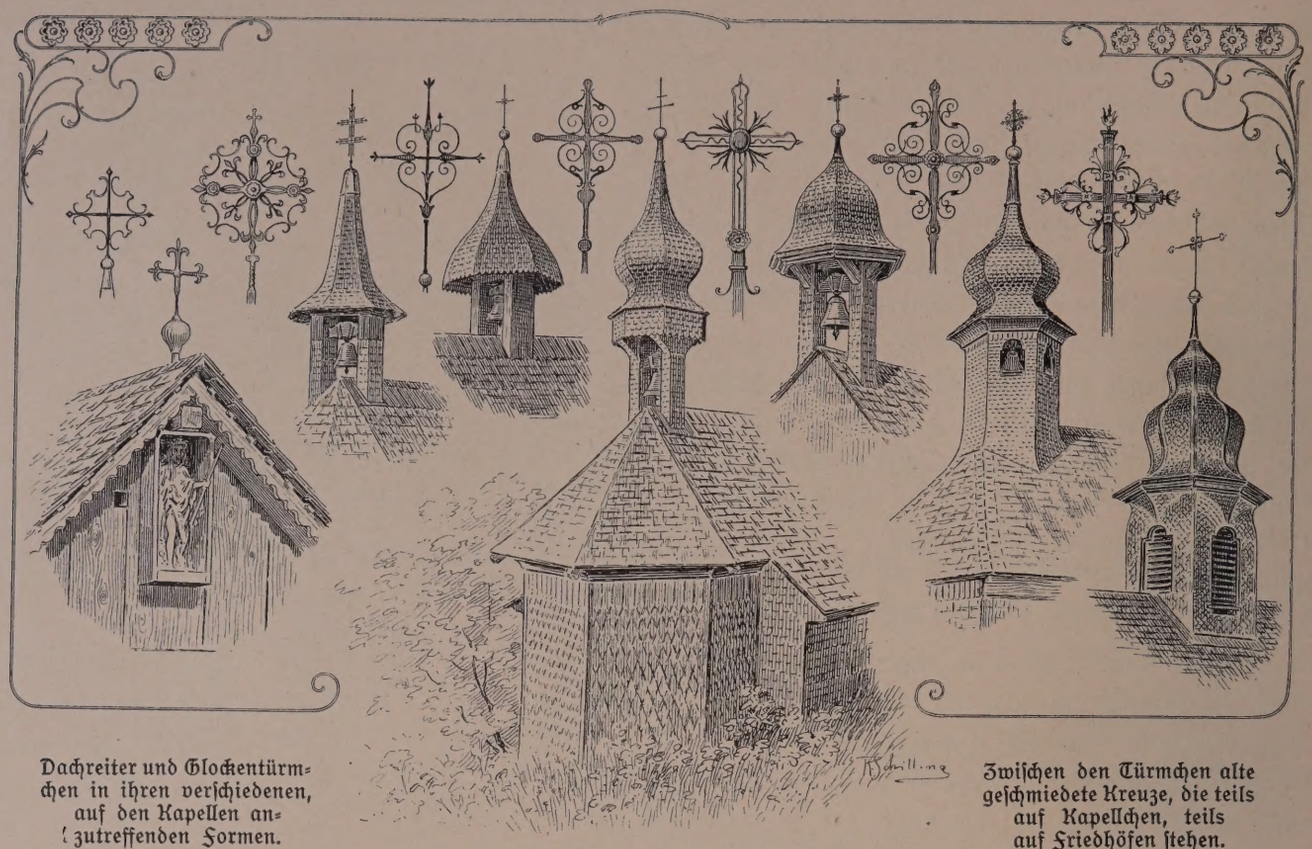


Abb. 104. Gemauertes Bildstöckchen des Elztales.

Ganz schlicht, einfach und anspruchslos ist das Kapellchen in Falkensteig, Abb. 111 gehalten. Aber wie glücklich schmiegt es sich doch der Landschaft an.

Besonders reizvoll wirkt auch die in Abb. 107 dargestellte Kapelle, bei welcher die mit Schindeln verkleideten Seitenwände am Giebel etwas vorstehen und so eine Nische bilden, in der eine Bank Platz gefunden hat. Gut ist in ihrer Wirkung die Christusfigur am Giebel, mit einem kleinen Blechdach als Schutz. Ein winzig kleiner, nur aus einigen Schindeln und einem kleinen Kreuz bestehender Dachreiter sitzt bescheiden oben drauf und wirkt als froher netter Schmuck, der nicht anspruchsloser und hübscher gedacht werden könnte.

Diese krönenden Dachreiter bilden in ihren verschiedenen Formen stets abwechslungsreiche Zierden der Kapellchen und sind deshalb wert, daß wir uns mit ihnen etwas eingehender beschäftigen. Ihre gebräuchlichsten Formen sind in Abb. 106 zur Darstellung gebracht, und zwar Dachreiter und Glockentürmchen in schlanker und spitzer Form, in Gestalt der Glockenblume und in



Dachreiter und Glockentürmchen in ihren verschiedenen, auf den Kapellen anzutreffenden Formen.

Zwischen den Türmchen alte geschmiedete Kreuze, die teils auf Kapellchen, teils auf Friedhöfen stehen.

Abb. 106.

sogenannter Zwiebelform. Ohne Ausnahme sind sie sorgfältig mit Schindeln verkleidet und verziert und stellen in ihrer Ausführung wahre Meisterwerke dar. Beim Betrachten dieser Bekrönungen wird man der Überzeugung, daß sich die Handwerker mit Liebe und Begeisterung der gestellten Aufgabe gewidmet haben, ferner aber auch, daß die von ihnen verwendeten Schindeln wie kein anderes Deckmaterial geeignet sind, solch vollendete Arbeiten herzustellen. Aus der Abbildung geht ja hervor, wie schön sich die Schindeln den Formen anpassen und anschmiegen, sodaß diese klar und voll zur Geltung kommen.

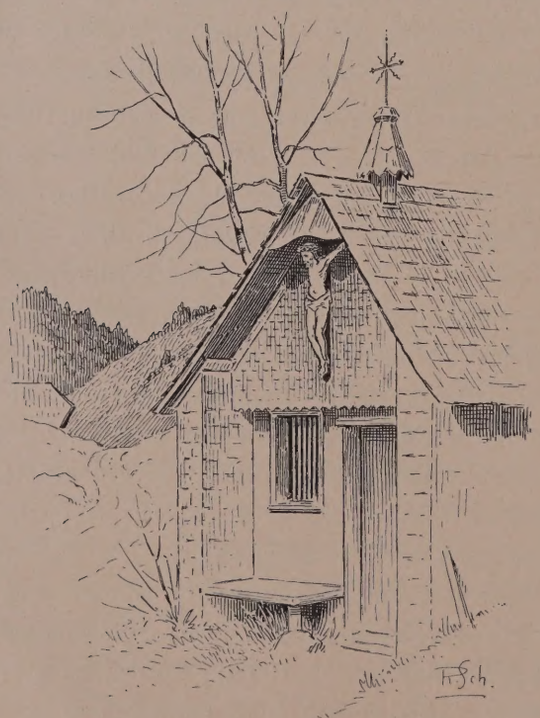


Abb. 107. Kapellchen der Neustädter Gegend.

Nicht selten sind auch die Außenwände der Kapellchen mit Schindeln verkleidet und geziert, wie dies am mittleren Beispiel der Abb. 106 ersichtlich ist. In diesen Fällen wirken die Kapellchen durch ihre blaugraue Tönung besonders malerisch im Grün ihrer Umgebung. Einen zwar bescheidenen und unaufdringlichen, aber desto stimmungsvolleren Eindruck machen alle diese alten Kapellchen mit ihren Bekrönungen; sie dienen der Landschaft stets als Zierde.

Ja, ist das nicht auch der Fall bei den neueren? So werden wohl manche Leser fragen. Diesen möchte man raten, doch selbst mal im Schwarzwald Umschau zu halten! Bei aufmerksamem Wandern werden sich nur zu oft Kapellchen antreffen lassen, die in ihrer Anlage nichts weiter sind als Nachahmungen irgendwelcher städtischer Kirchen und die erstellt wurden ohne Rücksicht auf die ländliche Eigenart und infolgedessen das Landschaftbild entstellen.

Seinem Vorsatz getreu, in diesem Buche nur die alte ländliche Baukunst bildlich darzustellen, vermied es der Verfasser bisher, seine öfters geübte Kritik durch Abbildungen zu bekräftigen. Eine Ausnahme soll hier aber doch gemacht werden, um andeuten zu können, mit welchen Geschmacklosigkeiten der Schwarzwald beglückt werden durfte. Die Abb. 108 stellt eine kleine Kapelle oder ein gemauertes Bildstöckchen dar, das in einem Seitental der Elz zu finden ist. Ein roter Backsteinbau ist's, den der Maurer oben gewölbeartig abschloß und mit einem Cementflatschen bedeckte. Derart wird der Bau auf lange, lange Zeit der Witterung trotzen, aber dem zu Anfang des 20. Jahrhunderts bestehenden ländlichen Bauwesen kein rühmend Zeugnis ablegen. Einigermaßen erträglich daran ist die Schmiedearbeit, doch sind die sich kreuzenden Eisenstäbe der Türe so eng beisammen, daß sie nur winzige Löcher freilassen, die einen verstohlenen Blick ins Innere gewähren und nur wenig Licht eindringen lassen. Das Christusbild hängt wie in einer Folterkammer, mit schwerer Geldschranktür verschlossen. Das Ganze gleicht mehr dem Eingang eines Eiskellers. Schade um das Geld, das der Bauer dafür ausgegeben hat!

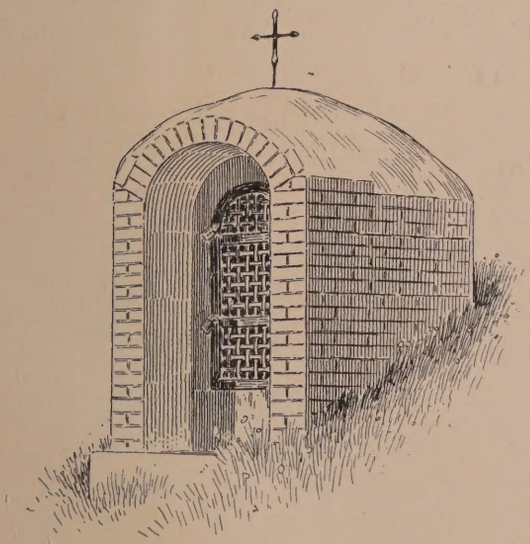


Abb. 108. Das eben besprochene Erzeugnis aus unseren Tagen.

In diesem Sinne aufklärend zu wirken, zu wachen und zu prüfen, daß die Orte nicht mit solchen Geschmacklosigkeiten verunziert werden, das wäre eine dankenswerte Aufgabe, der sich die Herren Pfarrer widmen möchten. —

Die in Abb. 106 zwischen den Dachreitern und Türmchen noch dargestellten geschmiedeten Kreuze stehen nicht alle auf Kapellen. Einzelne davon stellen Grabkreuze dar,

Abb. 109.

wie sie sich noch hie und da in den Gottesäckern befinden. Sie sind das Überbleibsel einer alten schönen Handwerkskunst, und man könnte glauben diese wäre selbst zu Grabe gegangen, wenn man die heute so beliebten pomphaften Marmor- und Granitdenkmäler sieht, die der Friedhöfe Ruhe stören und noch hier, wo kein Bestehen mehr gilt, wo Unterschiede verschwinden sollten, protzenhaft von Wohlhabenheit reden wollen.

Die außerdem noch abgebildete Oswaldkapelle in Höllsteig und die Dorfkirchen von Hinterzarten und Urach sind Beispiele, wie trefflich solche Bauten der übrigen Architektur verwandschaftlich eingegliedert sein können und wie schlicht, zurückhaltend und stimmungsvoll sie dastehen. Bemerkenswert wäre noch, daß die Türme immer neben der Kirche stehen, aber mit ihr verbunden sind. Die beliebte und vorwiegende Form besteht in einem viereckigen Unterbau, der ins Achteck übergeht und als Krone ein Zwiebeldach trägt. Die Hinterzartener Kuppel sitzt ohne merkliche Einschnürung unmittelbar auf dem Achteck, was dem Turm ein etwas gedrungenes Aussehen verleiht, während die Uracher Kuppel durch ihre

Abb. 110. Schöne alte Dorfkirchen.

Einschnürung den ganzen Turm schlanker erscheinen läßt. Der Friedhof in Urach ist von zwei Türmchen flankiert, in welchen Gruppen aus dem Leiden Christi zur Darstellung gebracht sind. –

Wie schon im ersten Kapitel erwähnt wurde, befinden sich außer dem Wirtshaus auch die Niederlassungen der Gewerbetreibenden in nächster Nähe der Dorfkirchen. Dies gibt den Schwarzwälderbauern willkommene Gelegenheit mit dem Kirchgang noch allerlei Geschäfte und Handlungen zu verknüpfen, zu denen sie infolge ihres meist weiten und beschwerlichen Weges die Woche über wenig Zeit haben. Die weite Entfernung der Höfe ist ferner der Erledigung der Orts- und Landesgeschäfte hinderlich. Deshalb benützt auch die Behörde die vollzählige Anwesenheit der Ortsangehörigen am Sonntag und veranstaltet die Gemeindeversammlung unmittelbar nach Beendigung des Gottesdienstes auf dem Platz vor dem Wirtshaus, was durch eine an diesem ausgesteckte Fahne angezeigt wird. Der Gemeindediener, zuweilen auch der „Bürgermeister" selbst, macht dann die Verordnungen, Steuermahnungen usw. bekannt. Hernach machen die Bauern ihre Bestellungen bei den Gewerbetreibenden und ihre Käufe ferner bei den die Kirche umlagernden Verkaufsbuden, wie solche vor den zwei dargestellten Kirchen zu sehen sind. Eine Stärkung im Wirtshaus wird selbstverständlich auch nicht versäumt.

Hier im Kernpunkt des Dorfes entwickelt sich also nach dem Sonntagsgottesdienst, besonders aber an Fest- und Wallfahrtstagen ein buntes Leben und Treiben. Die eigenartigen Verhältnisse bringen es so mit sich, und der Schwarzwälder liebt auch eine Verbindung von religiösen und weltlichen Freuden. Wie ihn nach der Feldarbeit und nach fröhlicher Wanderung Kreuz, Bildstock und Kapellchen zu stiller Andacht und Betrachtung göttlicher Geheimnisse rufen, so führen ihn beim Austritt aus der Kirche die Heiligenbilder, Bücher, Gebrauchsgegenstände, Leckerbissen und Schmucksachen, kurz all der bunte Kram der Buden und Stände wieder ins heitere weltliche Leben zurück. Religion und Leben ist eben eines für den Schwarzwälder, und nicht zuletzt verdankt er dieser Einheit der Lebensauffassung auch die ruhige Einheitlichkeit seiner Kultur.

Abb. 111. Kapellchen in Falkensteig im Höllental.

Abteilung VI.

Von den Doppelhöfen und den Taglöhnerhäuschen.

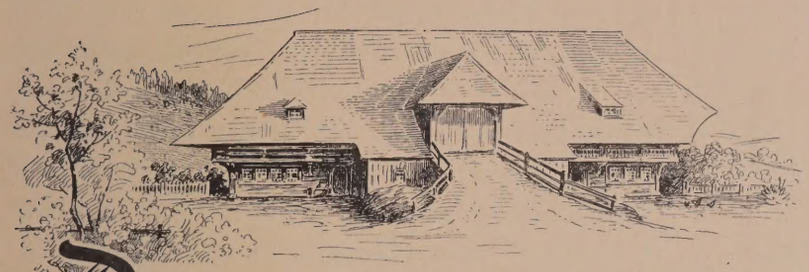


Abb. 112.

Die merkwürdigsten Bauten des Schwarzwaldes stellen unstreitig die Doppelhöfe dar, die in manchen Tälern, z. B. im Elztal, im Kinzigtal, aber auch im hohen Schwarzwald in großer Zahl vorhanden sind.

Deren Bau und innere Anordnung, welche es ermöglicht, daß zwei, manchmal sogar mehrere Familien unter einem gemeinsamen Dache hausen können, sind sehr verschieden. So gibt es Höfe, die von zwei Familien gemeinschaftlich bewirtschaftet werden und in denen sich die Trennung nur auf die Wohnräume beschränkt, dann wieder solche, die durch Wände vollständig geteilt sind, teils quer, teils der Länge nach. All diese Bauten bergen in ihrem Innern viel Eigenart; sie erscheinen dem fremden Besucher im Bau, in der inneren Einteilung und dem wirtschaftlichen Betrieb oft als ein Kuriosum. Gar manche Frage drängt sich ihm dabei auf, und es ist daher wohl angebracht, diese Doppelhöfe eingehender zu schildern.

Wir wollen uns zunächst denjenigen Doppelhöfen zuwenden, in denen die Trennungswände quer durch den Bau führen und jeder Teil, von der Mitte nach einem der Giebel hin, geschlossen einer Familie gehört. Von diesen Doppelhäusern kann man auch sicher annehmen, daß sie von Anfang an so waren und in ihnen immer eine getrennte Doppelwirtschaft bestanden hat. Sie mögen dadurch entstanden sein, daß sich zwei minderbemittelte Bauern oder Gütler behufs Verbilligung des Baues dahin einigten, denselben gemeinschaftlich aufführen zu lassen.

Ähnliche Beweggründe sind es ja auch, die solche Bauten in den Städten entstehen lassen. Nur ist bei diesen außer der finanziellen, auch die ästhetische Frage ausschlaggebend; denn es bestehen hier für gewisse Straßen Bauvorschriften, nach welchen kleinere, schmälere Gebäude nur in Gruppen aufgeführt werden dürfen, damit ein schöneres, geschlosseneres Straßenbild erzielt wird. Im Schwarzwald können nur finanzielle Gründe, d. h. eine Verbilligung des Baues maßgebend gewesen sein.

In der Abb. 112 ist ein derartiges Doppelhaus dargestellt, das an jedem Giebel eine Wohnung erkennen läßt, an die sich jeweils ein Hausgang anschließt, während die Stallungen sich in der Mitte befinden, wo sie beiderseits an die Trennungswand angrenzen. Diese Wand trennt den unteren Stock somit in zwei gleich große Hälften, aber die Trennung erstreckt sich nicht immer bis in den Dachstock. Viele solcher Doppelhäuser, wie auch das der Abb. 112, besitzen nur eine Einfahrt, die dann von beiden Parteien benutzt wird. Jede birgt von hier aus die Frucht und das Futter in dem über ihren Wohn- und Stallräumen befindlichen Dachraum. Diese Art setzt gegenseitiges Vertrauen voraus und läßt auf gute Beziehungen zu einander schließen. In manchen dieser Bauten ist aber die Trennungswand bis hinauf zum Dachfirst durchgeführt, und jede Partei hat dann auch eine besondere Einfahrt nötig. Oft führen beide direkt nebeneinander in den Dachstock, was freilich etwas sonderbar aussieht. Wenn dadurch auch eine vollständige Trennung zwischen „Mein und Dein" durchgeführt ist, darf man deshalb nicht immer auf ein weniger harmonisches Auskommen der Parteien schließen. Sobald es sich z. B. darum handelt, Hilfe zu schaffen oder sich gegenseitig in schwerer Arbeit zu unterstützen, geschieht dies bereitwillig und in reichlichem Maße.

Diese Art Doppelhäuser mit Querteilung sind besonders häufig in den Industriebezirken, z. B. in Bernau und Todtmoos. Dort ist jeder Bewohner nicht nur Landwirt, sondern auch Handwerker. Seine Stube ist gleichzeitig seine Werkstatt, die er möglichst hell haben will. Daraus mag es sich erklären, daß man dort vielfach von der sonstigen Bauregel abgewichen ist und die Gebäude quer zum Bodengefäll gestellt hat. Beide Hausgiebel stehen infolgedessen frei da, und das Licht kann ungehindert in deren Räume eindringen. –

Weit größeres Interesse erwecken aber diejenigen Doppelbauten des Schwarzwaldes, in denen die Trennungswand längs durchs Gebäude, gleichlaufend mit dem Dachfirst geführt ist.

Wie mögen diese entstanden sein? Waren es auch von jeher Doppelhöfe? Nicht immer gleich lautete die Auskunft auf diese an die Bewohner gestellten Fragen.

So soll bei einigen Doppelhöfen diese Trennung immer bestanden haben, soviel die Besitzer derselben wissen, was jedoch mit Vorsicht aufzunehmen ist. Möglich ist es ja immerhin. Häufiger dagegen lautete der Bescheid, daß es früher ein großer geschlossener Hof gewesen sei, der durch spätere Teilung in einen Doppelhof verwandelt wurde. Und verschieden waren auch die genannten Ursachen, die zur Teilung geführt haben sollen.

So soll es geschehen sein, daß der alternde Bauer seinen Hof und sein sonstiges Besitztum, da es groß genug war, um zwei Familien zu ernähren, an seine Kinder verteilte, oder daß kinderlose Leute sich veranlaßt sahen, einen Teil an Fremde zu verkaufen. Auch kam es vor, daß die Erben sich zur gemeinschaftlichen Fortführung des landwirtschaftlichen Betriebes entschlossen. In anderen Fällen waren es finanzielle Bedrängnisse, die zur Teilung führten, oder die Höfe wurden bei der „Vergandung" von zwei Familien gesteigert.

Daß diese Teilungen vorgenommen wurden, dazu mag vielleicht auch noch ein anderer Umstand mitgewirkt haben. Den Besitzern der Höfe vieler Schwarzwalddörfer stehen ja mancherlei Rechte zu, z. B. freie unentgeltliche Holzlieferung von Seiten der Gemeinde usw. Es sind dies Vergünstigungen, die nicht zu verachten sind und wohl einen Bauer auf den Gedanken bringen können, mehreren seiner Kinder zu diesen Vorrechten zu verhelfen. Doch auch kleinere, unbemitteltere Leute dürften durch gemeinsames Erwerben eines Hofes danach getrachtet haben, in den Genuß jener Vergünstigungen zu gelangen. Es muß allerdings bemerkt werden, daß diese Teilungen weit zurückdatieren, in jene Zeiten, in denen es noch keine Gesetze gab, daß die Höfe unteilbar seien und nichts davon veräußert werden dürfe, weder Äcker noch Wald. Auch in baupolizeilicher Hinsicht verstoßen ja diese Doppelhöfe gegen die heutigen Vorschriften. Wollten die Besitzer eines solchen Doppelhauses dieses neu aufführen lassen, dann würden sie die Genehmigung dazu nicht erlangen.

Doch wir wollen uns nicht den jetzigen, sondern den früheren Zeiten zuwenden. Kam damals in einer der geschilderten Arten die Teilung zustande, dann geschah dies nicht strickte derart, daß jeder Partei eine Hälfte des Gebäudes und der Grundstücke zugeteilt wurde, sondern so, daß sich die neuen Besitzer zu einem Genossenschaftsbetrieb vereinigten. Infolgedessen waren auch nur geringe bauliche Veränderungen erforderlich; es war nur nötig, in den Wohngiebel noch eine Stube und eine Kammer einzubauen. Lediglich auf die Wohnung beschränkte sich die Trennung, während der Betrieb der Vieh- und Feldwirtschaft gemeinschaftlich geführt wurde. Das ist die älteste Art der Trennung, welche früher allgemein üblich war; sie besteht heute nur noch in einigen Höfen des Kinzigtales.

Abb. 113 zeigt einen solchen Doppelhof, den Wohngiebel dem Beschauer zugerichtet. Über dem gemauerten Kellerunterbau sieht man an beiden Ecken eine Stube. Darüber im zweiten Stock befinden sich jeweils die dazu gehörigen Schlafkammern, vor denen außen kleine Galerien angebracht sind. In der Mitte des Giebels befindet sich die Küche, die durch beide Stockwerke reicht und eine Türe nach dem auf Holzpfosten ruhenden Gang zur Treppe hat, wo auch der Brunnen und das Milchhäuschen stehen. Über dieser Tür, zwischen den Kammern im zweiten Stock, sind schlitzartige Öffnungen zu sehen, durch die der Rauch des Küchenherdes ins Freie zieht. Im übrigen unterscheidet sich dieses Doppelhaus wenig von den früher beschriebenen Bauernhäusern. Oben am Dach sehen wir eine durchgehende Galerie, auf der zu beiden Seiten der Tür noch Frucht aufgespeichert liegt. Auch der Taubenschlag ist dort wieder untergebracht. Über das Ganze zieht sich die schützende Kappe des Strohdaches. Behäbig und stimmungsvoll steht das Haus in der Landschaft, mit dem Schweinestall auf der einen und dem teilweise unter Bäumen verborgenen Back- und Waschhaus auf der anderen Seite.

Über die innere Einteilung gibt der Plan in Abb. 114 nähere Auskunft. An jeder Ecke im vorderen Giebel liegt – wie schon oben erwähnt – eine Stube, innerhalb der jeweils eine Treppe zur Schlafkammer im zweiten

Abb. 113. Ein Doppelhof.

(Der Bürlebauernhof in Sulzbach bei Gutach i. K.)

Stock führt. Die Tische in den Fensterecken und die Öfen geben die Pole an, um die sich das Leben in der Stube abspielt. In der Mitte des Giebels sehen wir die gemeinschaftliche Küche, allerdings mit zwei Herden, außen vor der Küche den Aufbau mit Brunnen und Milchhäuschen.

Der das Haus von den Längsseiten durchquerende Hausgang dient als Zugang zu den Stuben und der Küche. Eine Treppe führt von hier hinauf in den zweiten Stock, ein abzweigender Gang aber zwischen den beiderseitigen Gesindekammern in den Stall, dessen Anordnung genau so ist, wie die im früher beschriebenen Hause des Dreisamtales. Nur die Schweine sind in einem besonderen, neben dem Haus stehenden Stall untergebracht.

Dieser Erklärung muß hinzugefügt werden, daß der hier erwähnte direkte Zugang zum Stall, also die Durchbrechung der Wand zwischen Wohnung und Stallung nur selten vorkommt; dem Verfasser ist nur der angeführte Hof mit dieser Anordnung bekannt.

Das Bemerkenswerteste in diesem hier dargestellten Doppelhof ist der bereits erwähnte gemeinschaftliche Betrieb der Land- und Viehwirtschaft. Beide Besitzer sind an jedem zum Hof gehörenden Acker-, Wiesen- und Waldgrundstück gleich beteiligt und ebenso an jedem Stück Vieh in den Ställen, die Hühner inbegriffen. Dementsprechend wird auch der Erlös aus den landwirtschaftlichen Produkten oder für ein verkauftes Stück Vieh, sei es eine Kuh, ein Kalb oder ein Schwein, des weiteren für Butter, Milch oder Eier, überhaupt jedweder erzielte Erlös geteilt. Ebenso wird natürlich jede den Hof und das Feld betreffende Ausgabe von beiden gemeinsam bestritten. Ein wesentlicher Vorteil dieses gemeinschaftlichen Betriebes ist die verminderte Abhängigkeit von fremden Dienstboten. Beide Besitzer mit ihren meist zahlreichen Angehörigen sind in der Lage, die Arbeiten im Haus und auf dem Felde selbst zu verrichten. Sie arbeiten mit vereinten Kräften und unterstützen sich gegenseitig, in der Arbeit sowohl wie in Not und Gefahr. Ist dies nicht ein schönes Zeichen gegenseitigen Vertrauens und wahrer Nächstenliebe, von verträglichem Charakter der Bewohner jener Doppelhöfe!

Wie schon bemerkt, gab es früher viele solcher Doppelhöfe mit gemeinschaftlichem Betrieb, aber ihre Zahl ist im Laufe der Zeit eine immer geringere geworden. Veräußerung des Anteils eines Besitzers oder dessen Tod, der Einzug seines Nachfolgers, der in keinem verwandschaftlichen Verhältnis zu dem andern Besitzer steht, sodann Einheiraten, zuweilen auch Unfriede führten in vielen dieser Doppelhöfe zur vollständigen Trennung. Fast scheint es, als wenn mit den Neuerungen der Zeiten auch Hader und Mißgunst im Schwarzwald eingezogen wären und sich in den Höfen eingenistet hätten.

Viele Höfe mit gemeinschaftlichem Betrieb sind umgebaut, d. h. eine vollständige Trennungswand längs durch das Haus gezogen worden. Meistens reicht diese vom Grund bis hinauf zum Dachfirst und teilt das

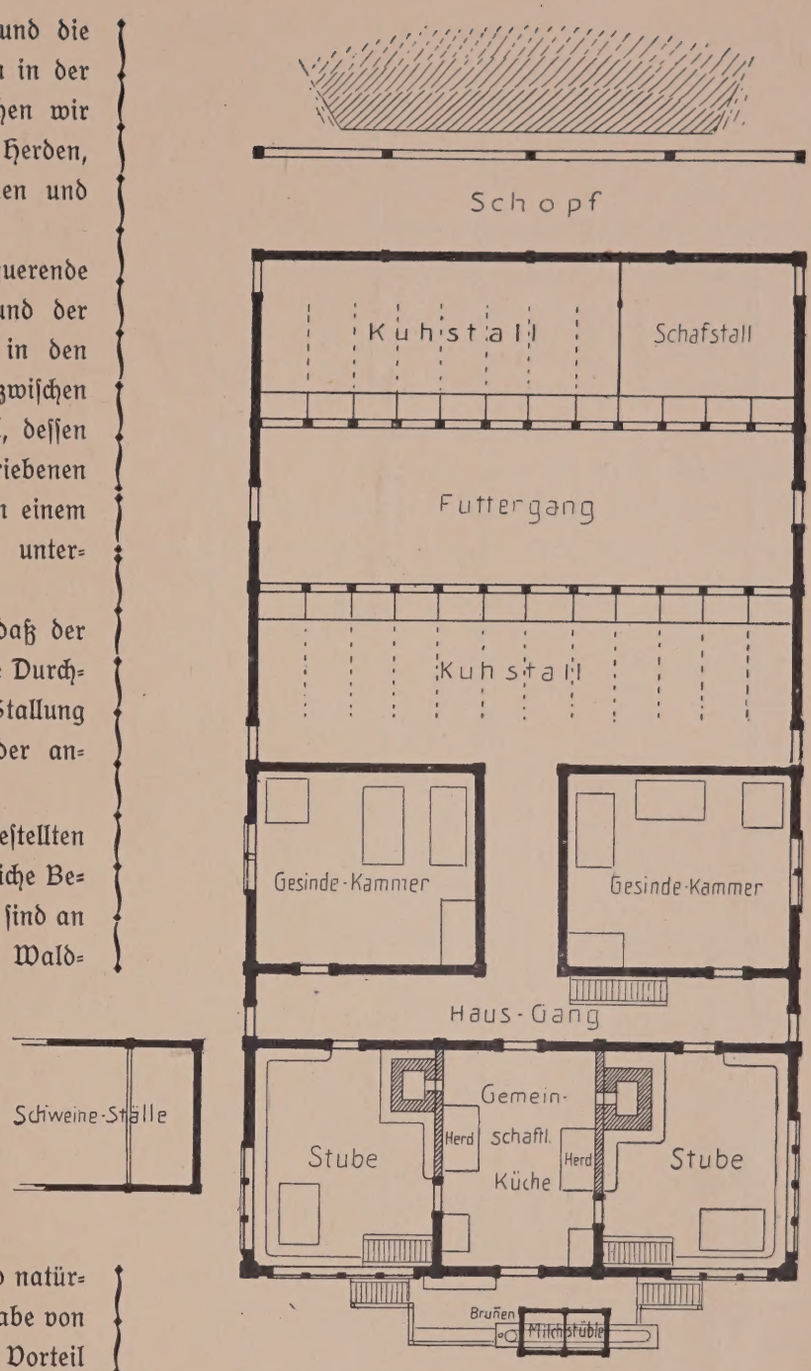


Abb. 114. Der Plan vom Bürlebauernhof in Sulzbach.
(Mit getrennten Wohnungen aber gemeinschaftlichem wirtschaftlichen Betrieb.)

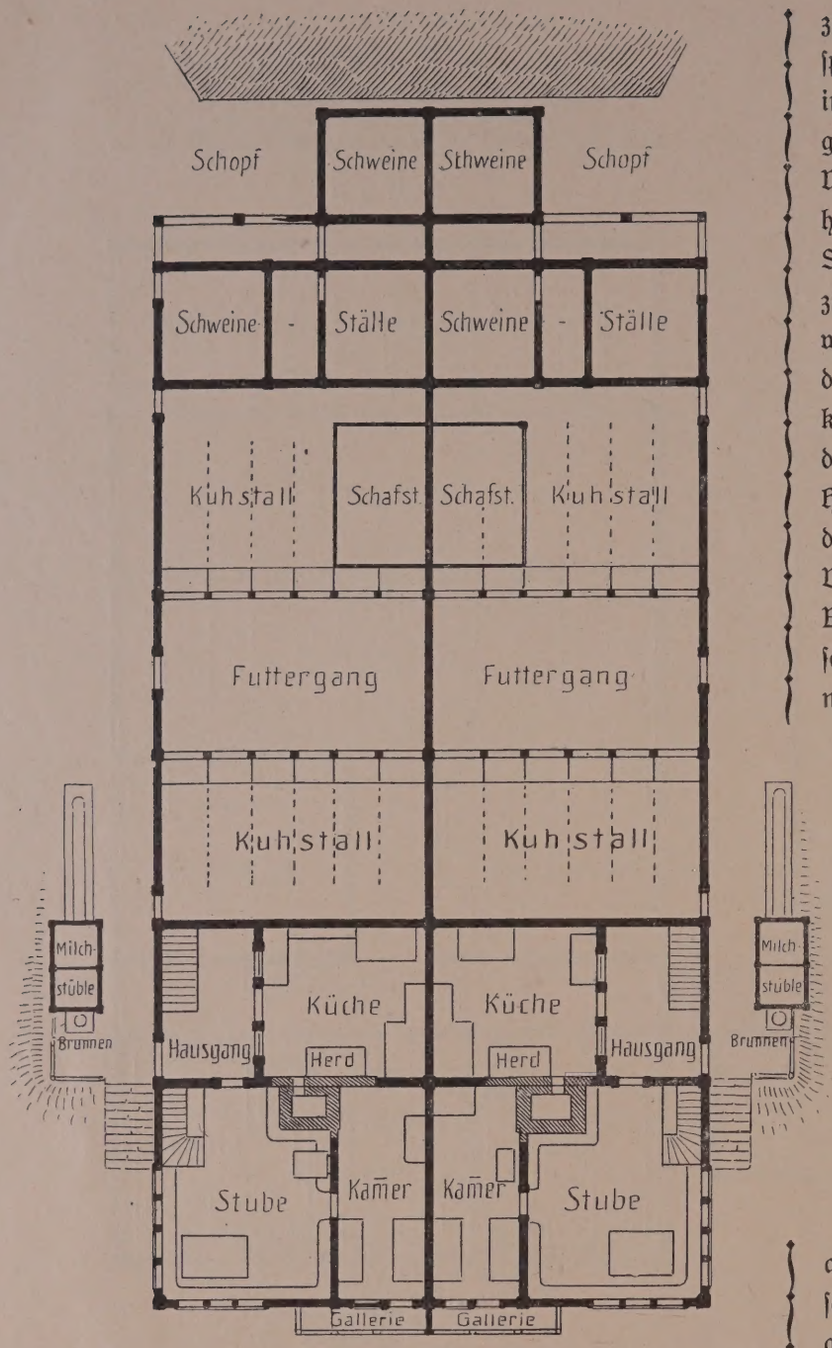


Abb. 115. Plan eines Doppelhofes mit vollständiger Teilung. (Die Trennungswand führt längs durch das ganze Haus.)

Haus in Längshälften. Nur in wenigen Fällen haben sich die Bewohner mit einer Trennung der unteren Stockwerke begnügt und den Dachstock im alten Zustand gelassen. Beide Besitzer benutzen dann die vorhandene Einfahrt, jeder hat aber seine Hälfte im Dachraum, in welcher er seine Frucht und das Futter unterbringt. Aber wie schon bemerkt, führt auch die Trennungswand in vielen Fällen durch den Dachstock, sodaß dann am hinteren Giebel zwei Einfahrten nebeneinander nötig werden.

Wie die Trennung durch den unteren Stock stattgefunden und welche Veränderung sie mit sich brachte, zeigt der Plan in Abb. 115. Wenn dieser Hof auch ursprünglich nicht die gleiche Einteilung hatte, wie derjenige in Abb. 114 — denn die Gesindekammern fehlen hier ganz — so ist doch zu ersehen, daß die Anordnung der Wohnräume an der Giebelfront die gleiche war. Auch hier befand sich ehemals in der Mitte zwischen den zwei Stuben die gemeinschaftliche Küche, aus der nach Einziehung der Trennungswand zwei Kammern gemacht wurden, während die nötig werdenden zwei Küchen in den Hausgang verlegt wurden. Diese sind allerdings kleiner geworden und auch dunkler; sie werden nur durch ein kleines Fenster und die Tür vom stark beengten Hausgang erhellt. Mit der Trennung wurde dann auch die Errichtung gesonderter Brunnen, Milchhäuschen und Viehtränken zu beiden Längsseiten des Gebäudes nötig. Beim Vergleich der Pläne ergeben sich wohl noch Unterschiede. So sind z. B. die Schweineställe beim ersteren neben dem Hause, während sie beim zweiten unter der Einfahrtsrampe Platz gefunden haben. Solche Unterschiede sind aber unwesentlich und lassen sich öfters feststellen. Daß mit der Trennung im Haus auch eine Teilung der zum Hofe gehörenden Liegenschaften erforderlich war, sei nebenher bemerkt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Entstehung vieler der heutigen kleineren Höfe auf die geschilderten Teilungen der früheren Zeiten zurückzuführen ist. Unzuträglichkeiten mögen in vielen Fällen zu gänzlicher Aufgabe der Doppelhöfe geführt und die Errichtung gesonderter Gebäude veranlaßt haben. Auch geschah es, daß Bauern mit größerem Besitz bei der Übergabe und Verteilung an ihre Söhne oder Schwiegersöhne sofort jedem derselben einen Hof erstellen ließen. Dabei soll es vorgekommen sein, daß der alte Hof abgerissen und dessen Holz wieder zum Bau zweier Höfe verwendet wurde, wozu dasselbe auch ausreichte. Daß diese Höfe kleiner und die zugeteilten Felder und Wiesen auch weniger wurden, ist erklärlich. Doch großen Sorgen waren deren Besitzer nicht ausgesetzt; es reichte wohl aus zur Ernährung ihrer Familien. —

Die Eigentümer dieser geschilderten Doppelhöfe zählen noch zu den Begüterten, mit denen wohl mancher gern tauschen würde. Wie überall, so gibt es im Schwarzwald auch weniger Bemittelte, ja sogar arme Bewohner, die wacker zu arbeiten haben, wollen sie ihr Auskommen finden. Damit sind die Handwerker und diejenigen Söhne der Hofbauern gemeint, die — vom Glück weniger begünstigt — durch das von staatswegen veränderte

Erbrecht ziemlich leer ausgehen und deren Los es ist, als Taglöhner ihr Dasein zu fristen. Manche sind zwar noch in der glücklichen Lage, ein kleines Häuschen mit einigen Äckern ihr Eigen zu nennen und werden dann „Gütler" oder auch „Burger" im Gegensatz zu den „Buren" genannt. Viele wohnen aber in solchen Häuschen nur als Mieter. Doch trotz ihrer Armut spielen diese Taglöhnersfamilien keine solch untergeordnete Rolle wie in den Städten; dafür sorgen die eigenartigen Verhältnisse des Schwarzwaldes.

Wie schon früher erwähnt, sind die Lebensgewohnheiten der einheimischen Bevölkerung eigener Art und mit Entsagungen verknüpft, die wohl manchen zur Übersiedelung in die Stadt bewogen haben, aber schwerlich einen Städter zu dauerndem Aufenthalt anlocken. Besonders Dienstboten sind schwer zu bekommen. Sie werden ersetzt durch diese Taglöhnersfamilien, die deshalb für den Schwarzwald unentbehrlich sind. Die Gemeinden oder die großen Hofbesitzer sind gewissermaßen gezwungen, sich in irgend einer Art dieser Taglöhnersfamilien anzunehmen, doch mindestens für Unterschlupf zu sorgen, womit sie sich gleichzeitig diese, in bestimmten Zeiten sehr nötigen Arbeitskräfte sichern und verpflichten.

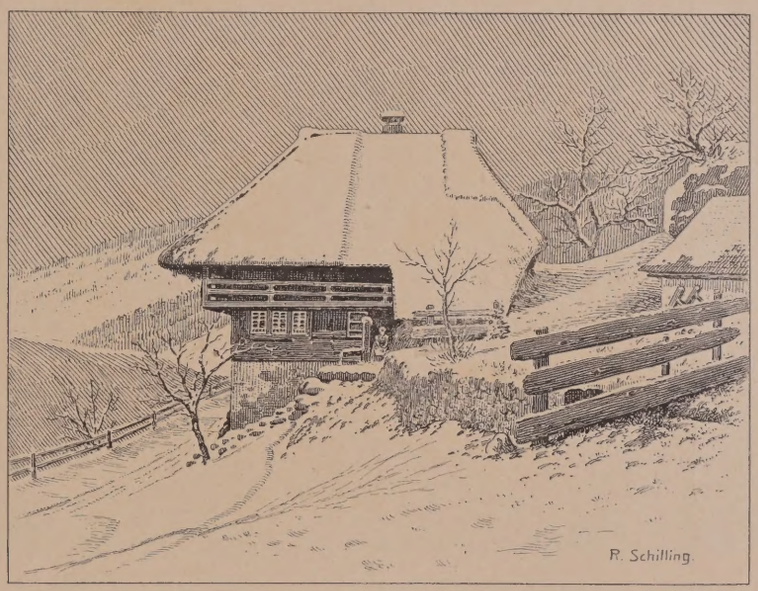


Abb. 116. Taglöhner-Häuschen in Nach bei Elzach.

Wenn man ein Schwarzwaldtal durchwandert, sieht man zwischen den Höfen oder auch höher an den Berghängen einsam gelegene, kleine schmucke Häuschen, die zum Teil den darinnenwohnenden Taglöhnern, meistens aber den benachbarten größeren Bauern gehören, die sie aus obenerwähntem Grund Taglöhnersfamilien überlassen haben. Das Mietsverhältnis besteht in verschiedener Art. So überläßt z. B. ein Hofbesitzer ein solches Häuschen mit einigen Äckern einer Taglöhnersfamilie auf Lebensdauer und stellt ihr sogar sein eigenes Gespann zur Bearbeitung der wenigen Äcker, die zum Häuschen gehören, zur Verfügung. Von dem Ertrag derselben müssen sie ihm ein Drittel abliefern. Die Hauptsache aber ist, daß ihm die Taglöhnersleute jederzeit helfen, sobald er ihrer Arbeitskräfte bedarf. — Eine andere Art besteht darin, daß eine Familie für das Wohnrecht in solchem Häuschen eine bestimmte Summe zahlt. In diesem Falle gehört aber der ganze Ertrag der dazugehörigen Äcker ihnen, jedoch ist dann wiederum die Hauptbedingung, daß sie in Zeiten dringender Arbeiten zu Diensten des Bauers stehen. Sie müssen ihm helfen, werden aber dafür bezahlt. Solche Mietsverhältnisse pflegen auch für zwei Menschenalter abgeschlossen zu werden. Der Taglöhner sichert damit seinen Nachkommen eine Heimat, andererseits der Bauer für sich Arbeitskräfte auf lange Zeit, die ihm stets zur Verfügung stehen. Er bedarf ihrer namentlich zu Zeiten der Heu-, Getreide- und Kartoffelernte, zum Dreschen des Getreides usw. Selbst die Kinder des Taglöhners müssen sich nützlich machen; sie haben des Bauern Vieh, die Kühe, Ziegen, Schafe und Schweine zu hüten. Aber auch manche Vergünstigungen stehen den Taglöhnersfamilien zu. Sie dürfen ihre Ziegen, eine oder zwei Kühe mit denen des Hofbauern weiden lassen, ferner dürres Holz in dessen Waldungen sammeln, desgleichen grünes Laub als Ziegenfutter. Auch dürfen sie dessen Mahl- und Sägemühle benützen.

Wir sehen daraus, daß für diese ärmere Bevölkerung in mancher Beziehung gesorgt ist und daß sie durchaus kein solch kümmerliches Leben führen muß, wie man oft anzunehmen pflegt.

Ehe wir einige dieser Taglöhner-Häuschen einer genaueren Betrachtung unterziehen, sei zuvor noch eine andere Art Unterkunft dieser Leute kurz erwähnt. In manchen Dörfern findet man vereinzelt größere Gebäude, die ganz das Aussehen von Höfen haben, die sich aber bei näherer Besichtigung als Wohnstätten von vier Familien erweisen. Innen zeigen sie nämlich eine kreuzweise Teilung, sind also sowohl der Länge nach, wie auch quer geteilt. In jeder der vier Ecken befindet sich

eine Stube, die dazugehörige Kammer an der Giebelseite, während der Stall, einige Kühe und Ziegen beherbergend, an der Längsseite untergebracht ist.

Es dürfte sich bei diesen Gebäuden um solche ehemaliger großer Höfe handeln, die aus irgend einem Grunde in den Besitz der Gemeinden gelangt sind und die die dazu gehörigen Grundstücke, meist Wald, ihrem Besitz angliederten, das Gebäude aber umbauten und ärmeren Ortsangehörigen als Wohnstätte überließen. Solche Gebäude fand der Verfasser z. B. in Brigach b. St. Georgen, in Nußbach und in Kirnbach.

Doch nun zu den kleinen Taglöhner-Häuschen selbst, deren verschiedene im Bilde vorgeführt sind. Schlicht und einfach ist ihre Anlage; nur auf das Praktische hin sind sie erbaut, ohne alles Überflüssige. Kleine bescheidene Häuschen sind es, die aber gerade durch ihre Zweckdienlichkeit und Wohnlichkeit schön wirken. Zu dieser Überzeugung wird jeder Beschauer kommen, der den beigegebenen Bildern seine Aufmerksamkeit schenkt.

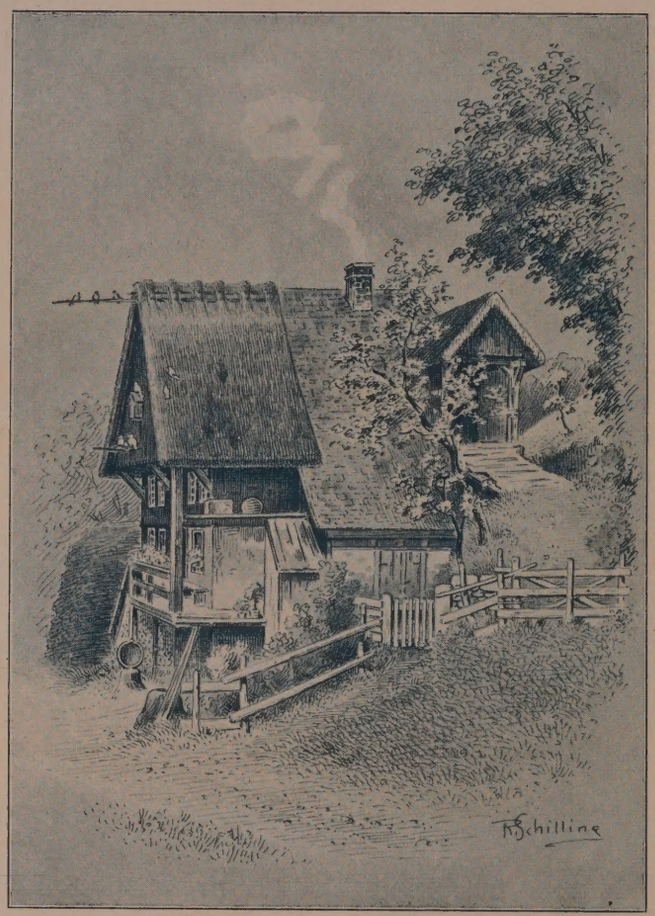


Abb. 117. Taglöhnerhäuschen in Unterprechtal.

Abb. 117 zeigt uns ein Häuschen, das am Berghang stehend, teils in diesen eingebaut, all das im Kleinen erkennen läßt, was wir an den großen Bauernhöfen kennen gelernt haben. Links am Giebel die Wohnung, in der Mitte die Stallung mit einem kleinen eingehegten Platz davor, in dem sich die Schweine tummeln können, und hinten am Berg eine Miniatureinfahrt, durch die das Erträgnis der wenigen Wiesen und Felder eingebracht wird. Umrahmt wird endlich das Haus von Lattenzäunen, Bäumen und Sträuchern.

Zur Wohnung führt außen eine Treppe empor, der sich die Galerie anschließt, den darunter befindlichen Arbeitsplatz schützend. Farbenprächtige Blumenstöcke schmücken die Fenster und eine Bank neben der Tür ladet zum Ausruhen ein. Seitlich über ihr stehen Bienenkörbe. Oben am Giebel aber, der ausnahmsweise steil bis zum Dachfirst gehalten ist, um mehr Platz im Dachstock zu gewinnen, befinden sich die Taubenschläge, vor denen auf den herausragenden Stangen einige ihrer Bewohnerinnen sitzen.

Idyllische Ruhe, Behaglichkeit und Zufriedenheit spricht aus der Behausung trotz der bescheidenen Verhältnisse zu uns.

Und wie schön wirkt wiederum das Taglöhnerhaus in Abb. 116, dessen Umrißlinien durch die Schneedecke so klar zur Geltung kommen und das besonders die Schönheit und Eigenart der einheimischen Bauart vor Augen führt.

Auf hohem, gemauertem Unterbau ruht der dunkle, rotbraue Holzbau mit den blinkenden Fenstern. Die Galerie, einfach gehalten und dennoch zierend, leitet zum Dach über, das weitüberhängend, in der hinteren Hälfte noch zum Schutze des darunter befindlichen Stallanbaues verlängert ist. Die steile Treppenanlage, der Brunnen vor der Tür, die Gartenmauer mit Zaun, alles erscheint als Fortsetzung des Hauses und dieses dadurch gleichsam als Bestandteil der Natur. Der Bau, in seiner Anlage voll malerischer Wirkung, läßt ein Sicheinschmiegen in die Landschaft nach allen Seiten erkennen.

Ein besonders reizvolles Häuschen begegnet uns in Abb. 118. Sehr einfach gehalten, zeigt es uns, daß beim Bauen hauptsächlich die Bedürfnisse der Bewohner berücksichtigt wurden. Aber wie ist diese Aufgabe gelöst? Welch schöner Eindruck ist doch trotz der einfachen Mittel erzielt worden! Alle Einzelheiten, trotzdem sie in erster Linie der Zweckmäßigkeit angepaßt sind, wirken als Schmuck. Nichts ist aufdringlich. Man sieht, aller Schmuck hat sich unwillkürlich von selbst aus der gediegenen

Bauweise ergeben. Um wieviel schöner wäre der Schwarzwald, wenn man das auch von den neuerstellten Bauten sagen könnte!

Das Häuschen ist auch insofern bemerkenswert, weil es am Giebel wieder den Vorbau zeigt, den wir an den Bauten des Dreisamtales besprochen haben. Veranlassung war auch hier der benötigte größere Platz für Küche und Kammer in der hinteren Hälfte. Dieser Vorbau hat hier wiederum die Ansetzung einer kleinen Galerie veranlaßt, die durch den an der Ecke angebrachten Verschlag und den vorragenden Dachstock, wie eine Laube wirkt. Unter ihr liegt das Brennholz geborgen. Gerade zu reizend wirkt die vordere Hausecke mit der Kellertüre, der Treppenanlage und dem gegenüberliegenden Garten mit dem selbstgezimmerten Lattenzaun. Rosenhecken in letzterem, Blumenstöcke auf der Galerie und dem oberen Giebelfenster sagen uns, daß die Bewohner bestrebt sind, ihr Heim wohlgefällig und vorteilhaft zu gestalten. Originell kann man es auch nennen, wie sie aus dem tiefliegenden Bach das Wasser mittelst Holzrinnen „heraufleiten", um die Wiesen zu wässern.

Daß die dargestellten kleinen Häuschen ausnahmslos so schön wirken, liegt daran, daß sie harmonisch der Umgebung angepaßt worden sind. Gleich den großen Bauernhöfen scheinen auch sie halb im Boden zu sitzen. Sie zeigen ebenfalls den gemauerten Unterbau, der die Horizontale für den Wohnstock herstellt, gleichzeitig aber den Keller in sich birgt. Die außerhalb des Hauses angebrachte Treppe stellt geschickt die architektonische Verbindung mit dem Garten her. Wir sehen daraus, daß die Unebenheit des Baugeländes sowohl im praktischen, als auch im künstlerischen Sinne geschickt ausgenutzt worden ist. Die Vorzüge der Schwarzwälder Bauart kommen hier bei den kleinen Häuschen viel deutlicher zur Geltung, da bei ihnen alles eng zusammengedrängt liegt.

Wie bemerkt, sind es hauptsächlich die Treppenanlagen, durch die die Häuschen schön und abwechslungsreich gestaltet wurden. Durch die verschiedenen Standorte der Häuser, teils an der Straße oder im Wiesenplan liegend, teils am Berghang stehend, war den Bauhandwerkern reichlich Gelegenheit geboten, hierin ihren praktischen Sinn zu betätigen. Und man muß es ihnen nachrühmen: immer haben sie es verstanden, die gestellte Aufgabe glücklich zu lösen. Ob sie dabei den ansteigenden Boden als direkte Unterlage benutzten, oder dazu ein Holzgerüst angliederten: immer bilden Treppenanlagen und Galerien die schönste Zierde der Häuschen. Weitere Beweise dafür gibt uns Abb. 119, die uns noch eine Reihe solch ansprechender Taglöhner-Häuschen vor Augen führt, und die alle erkennen lassen, wie schön sie durch diese Treppenanlagen mit dem Gelände verbunden worden sind. Daß dabei vielleicht die malerische

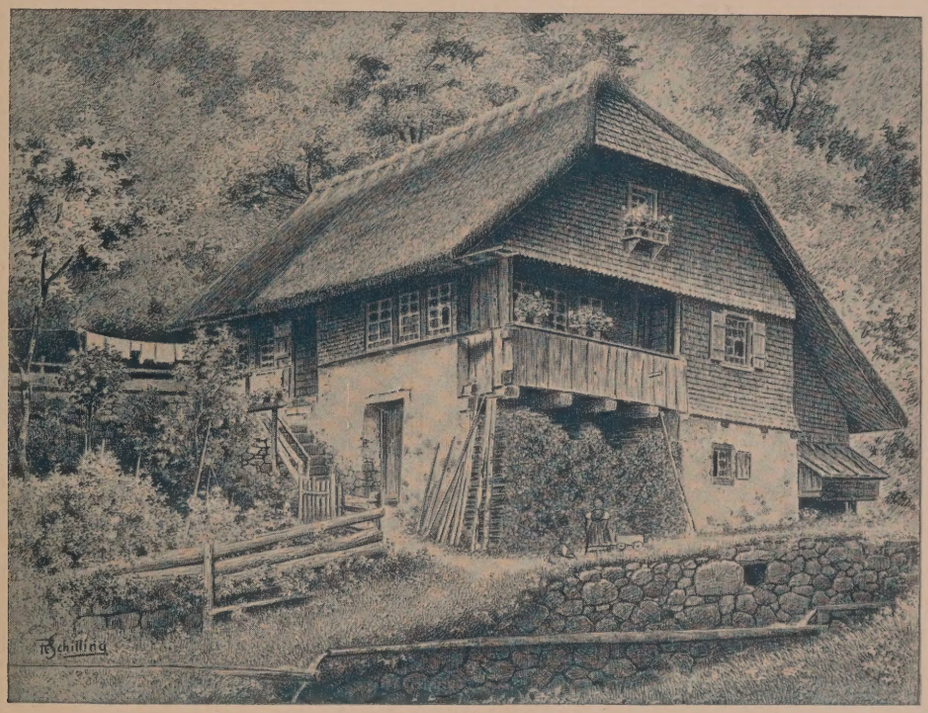


Abb. 118. Taglöhner-Häuschen in Haslach-Simonswald.

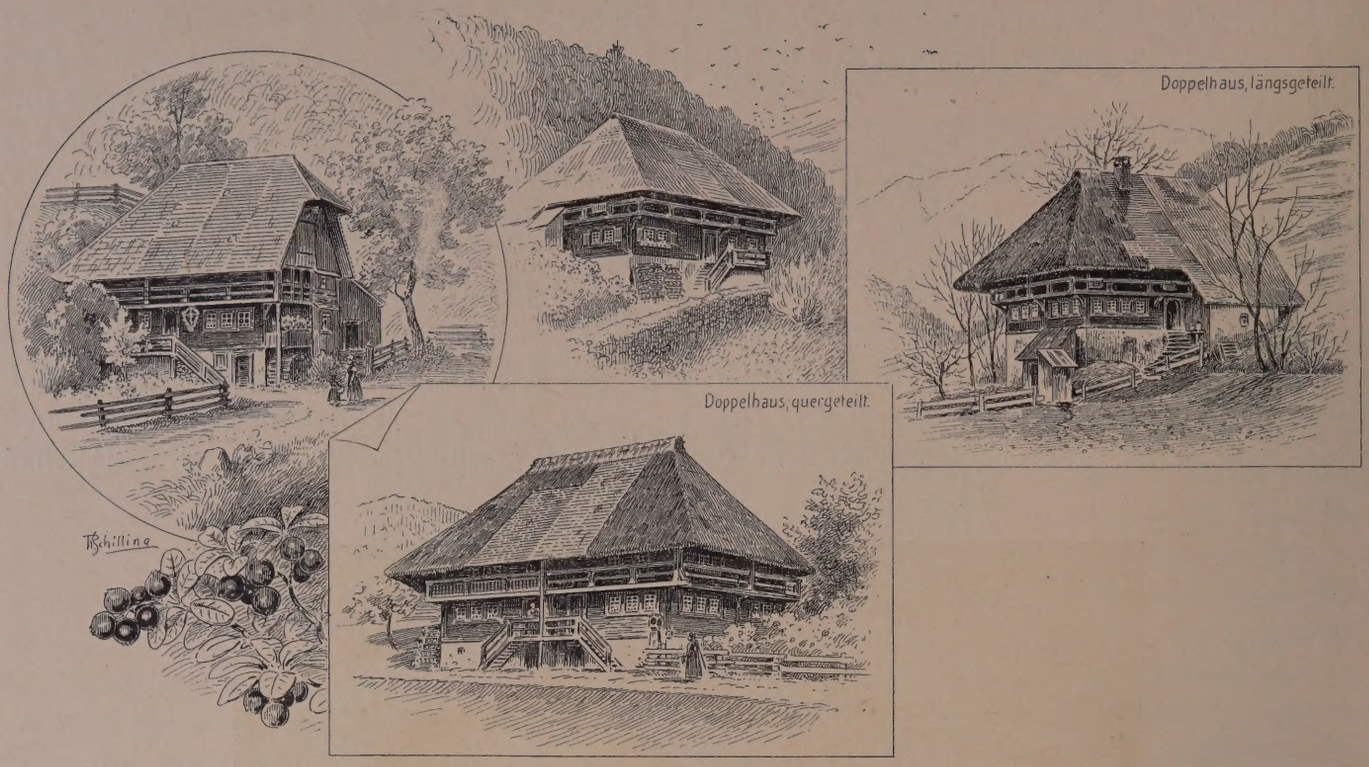


Abb. 119. Handwerker- und Taglöhner-Häuschen.
Das rechtsobere stellt ein Doppelhaus mit Längsteilung, das untere ein solches mit Querteilung dar.

Wirkung nur unbewußt entstanden ist, kann möglich sein, aber es wäre dann ein neuer Beweis, daß das wahrhaft Praktische und Bequeme von selbst zur Schönheit wird.

Wir ersehen der Abb. 119 ferner, daß in den Häuschen, trotzdem daß sie verschiedene Formen aufweisen, immer der heimische Typus bewahrt ist. Ebenso verhält es sich mit ihren Dächern, die, mögen sie ganz oder nur halb abgewalmt sein, den Häuschen immer den charakteristischen Ausdruck verleihen. Sie zeigen trefflich die Eigenart und Vorteile der Schwarzwälder Bauart und stellen Vorbilder für ländliche Wohnungen dar, die im Einklang mit der Landschaft stehen und sie zugleich zieren sollen. Trotz ihrer Einfachheit sind sie so schön, daß es wohl dem gewandtesten und erfindungsreichsten Architekten schwer fallen würde, ihnen etwas Gleichschönes, oder gar Schöneres an die Seite zu stellen! Unmöglich aber kann man die neuerstellten Häuser mit den klotzigen, starren, kahlen Wänden als Ersatz anerkennen, zu denen ihre Erbauer die Vorbilder der Stadt entlehnten.

Schenken wir unsere Aufmerksamkeit nochmals der Abb. 119. In ihr stellen das untere und das rechts dargestellte Haus Doppelbauten dar, deren es besonders im Elztale viele gibt. Ersteres läßt eine Querteilung erkennen, mit einer Scheidewand, die sogar Galerien und Treppen voneinander trennt. Im zweiten führt die Trennungswand in der Längsrichtung durch das Haus. Beide Arten von Doppelbauten findet man also nicht nur bei den großen Bauernhöfen, sondern auch bei den kleinen Taglöhnerhäuschen. Hier handelt es sich jedoch nicht um Einrichtungen, die durch spätere Teilung vollzogen wurden, sondern die Häuschen sind als Doppelbauten erstellt worden. Bescheiden an Größe und Zahl sind darin die den Bewohnern zur Verfügung stehenden Räume. Hausgang und Küche bilden gewöhnlich einen Raum. —

Es sei hier angefügt, daß das Praktische diese zuletzt erwähnte Bauart der Häuschen mit Quer- oder Längsteilung, also mit Wohnungen für zwei Familien nebeneinander, es wohl verdiente, auch in unserer Zeit bei Neubauten angewendet zu werden. Solche Doppelbauten, mit den Reizen des Schwarzwaldhauses ausgestattet, würden entschieden schöner wirken und auf jeden Beschauer einen anheimelnden Eindruck machen. Sie würden sich in der Landschaft vorteilhafter ausnehmen, wie die hohen zwei- und dreistöckigen Arbeiterhäuser, die man leider in den Schwarzwald-Tälern allenthalben emporschießen sieht.

Abteilung VII.

Die verschiedenen Bauarten des Schwarzwaldhauses.

a) Höhenhäuser.

In der zweiten Abteilung wurde schon dargelegt, daß die Ausführung der Schwarzwald-Bauten eine sehr verschiedene ist, daß die Häuser der Täler wesentlich anders aussehen, wie die der Höhen, und daß beide Arten in den verschiedenen Bezirken wiederum Unterschiede aufweisen, die nur durch die Konstruktionseigenart der jeweils tätig gewesenen Bauhandwerker entstanden sein können. Ferner wurde dort bemerkt, daß auch die technische Ausführung der Häuser eine verschiedene ist, sie nämlich eingeteilt werden können in Ständerbauten, sowie Fachwerk- und Blockbauten. In dieser Abteilung sollen nur die charakteristischsten dieser verschiedenen Bauarten im Bilde vorgeführt und zugleich versucht werden, ihre Unterschiede zu erklären. Die in der zweiten Abteilung schon beschriebenen Bauten des Dreisam- und Elztales scheiden natürlich hier aus.

Die Schilderung geschieht derart, daß wir nochmals eine Schwarzwaldwanderung antreten. Wir wollen mit den Höhenhäusern beginnen und begeben uns zu diesem Zwecke zunächst wiederum auf den Höhenrücken des Turner, dessen Ortschaften mit ihren zerstreut liegenden Häusern wir bereits kennen. Schönes Wetter vorausgesetzt, zählt eine Wanderung dort oben zu den schönsten des Schwarzwaldes. Wenn wir aber den Sinn der Bauart der dortigen Häuser richtig deuten und verstehen wollen, dann müssen wir uns die Witterungsverhältnisse im Spätherbst und Winter vergegenwärtigen, in denen Stürme über die Höhen brausen, Regen unaufhörlich herabrieselt und klatscht oder Schnee wirbelt und meterhoch die Häuser umhüllt. Auf alle diese Unbilden der Witterung mußte selbstverständlich beim Bauen dieser Häuser Rücksicht genommen werden; sie mußten ihnen Trotz bieten können.

Das Hauptmerkmal der Höhenhäuser besteht in ihrer niedrigen, langgestrekten Form. Die Dächer reichen nicht nur an den Längsseiten, sondern auch an den stumpfwinklig abgewalmten Giebeln, ja, an diesen oft noch weiter herab. Hervorstehende Dachfenster, oder sonstige Vorbauten, die dem Sturm im Wege wären, an denen er anprallen, Druck ausüben, seine Kraft fühlen lassen könnte, sind vermieden. Daher kann er den Häusern mit den tief herabhängenden, glatten Dachflächen nichts anhaben und gleitet rasend über sie hinweg. Von großer Bedeutung ist in dieser Beziehung freilich auch die Lage zur vorherrschenden Windrichtung. Überall auf den freien Höhen finden wir die Häuser so gerichtet, daß sie einen Giebel der Wetterseite zukehren, niemals derart, daß sie mit einer Längsseite dem Sturm ausgesetzt sind. Daraus erklärt es sich, daß den Ortschaften oder Gruppen solch gleich gerichteter Häuser ein eigenartiges, schönes, charaktervolles Aussehen eigen ist. Jeder ihrer Höfe scheint mit der Natur organisch verwachsen. Neuere Bauten in entgegengesetzter Richtung, deren Ersteller die alte Bauregel unbeachtet ließen, wirken unschön und stören die sinnvolle Harmonie. Aber nicht nur Form und Stellung, sondern auch des Hauses äußere Bestandteile mußten der Witterung angepaßt werden. Um das Holzwerk der Bauten vor anprasselndem Regen, überhaupt vor Feuchtigkeit und deren nachteiligen Folgen zu schützen, war ein Wettermantel aus Schindeln nötig. Mit diesem sind deshalb nicht nur die Dächer, sondern auch die Wände der Häuser bekleidet.

Am dargestellten Höhenhaus der Abb. 121 finden wir das Gesagte bestätigt. Gut zwei Drittel der Gesamthöhe des Hauses kommt auf das Dach, dessen große Fläche nur vom Schornstein und den wenigen, niedrigen Fenstern unterbrochen wird. Am Giebel der Wetterseite reicht das Dach sogar noch weiter herab und schützt dadurch die über der Stube befindlichen Kammern. Nicht nur das Dach, sondern auch die Außenwände des Hauses sind mit Schindeln verkleidet. Die Galerie, als Zutritt zu den Kammern im zweiten Stock dienend, ist das einzige noch Sichtbare vom Holzbau des Hauses. Von einer Architektur dieser Höhenhäuser kann deshalb nicht mehr die Rede sein.

Die Häuser erscheinen niedrig, schmucklos und schlicht, fesseln aber doch in mancher Beziehung: so durch ihre infolge Einwirkung der Luft mit einer glänzendgrünen Patina überzogen ist.

Demjenigen, der auch diese intimsten Reize zu sehen vermag und beachtet, werden diese Höhenhäuser nicht gar so eintönig erscheinen. Sie üben auf den Wanderer einen gewissen Zauber aus, wenn er ihnen auf seinem Höhenweg begegnet. Schon von weitem sieht er ihre blaugrauen Dächer über den grünen Flächen der Wiesen und Felder auftauchen und hinter ihnen blaudunstige Wälder den Horizont abschließen. Erst ganz nahe an sie herangekommen, bemerkt er auch ihre niedrigen Wände mit Türen und Fenstern, sowie das Leben und Treiben um die Höfe herum.

Den Unterschied zwischen den Häusern der Höhen und denen der Täler ersieht man am besten durch Ver-

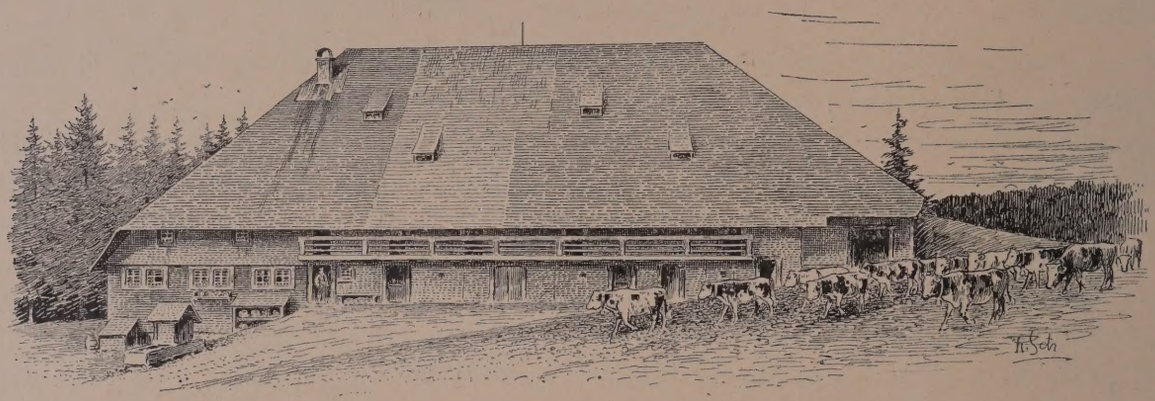


Abb. 121. Typisches Höhenhaus mit Schindeln verkleidet.

breite Behaglichkeit und Weiträumlichkeit, durch ihre innigen Beziehungen zur Umgebung; erscheinen sie doch als Produkte des Bodens selbst, als wenn sie aus ihm herausgewachsen wären. Sie fesseln ferner durch den herrlichen Farbenkontrast, den ihre grauen Schindeln zum Grün der landschaftlichen Umgebung hervorbringen. Dadurch erlangen die Höfe sogar eine gewisse Schönheit. Sie zeigen sich damit in einem Material, das der Natur entnommen ist und das in seinem Silbergleisen vortrefflich zum Grün der Landschaft harmoniert. Auch sind sie gar nicht so eintönig, diese Schindelflächen der Häuser. Einzelne Stellen erscheinen heller oder dunkler, je nach der Länge der Zeit, während welcher sie der Wirkung von Sonne und Regen ausgesetzt waren; die neu ausgebesserten Stellen leuchten sogar goldig. Vom Schornstein, mit Blech umrahmt, ziehen rostrote Streifen herab, und Flechten überziehen die Dachflächen da und dort fein gelblichgrün. Ihr Aussehen ist also zu vergleichen mit dem eines Bronzegegenstandes, dessen Oberfläche gleich des hier abgebildeten Höhenhauses mit dem Dreisamhof in Abb. 24. Die sich ergebenden Merkmale des Höhenhauses beruhen in der niedrigen, langgestreckten Gesamtform, in der Schindelverkleidung und der Form des Daches am Giebel. Doch sind das alles Schutzvorrichtungen, die nur das Äußere der Höhenhäuser betreffen. Innerlich zeigen diese, wie aus der Verteilung der Türen in Abb. 122 zu erkennen ist, noch keine Veränderung.

Höhenhäuser mit veränderter Innenanordnung.

In anderen Gegenden des hohen Schwarzwaldes erstrecken sich diese Schutzmaßregeln aber auch auf die innere Anordnung der Häuser. Wie groß diese Veränderungen sein können, das zeigen besonders gut die zwei dargestellten Häuser von Breitnau (Abb. 122). Waren wir bei all den bisher besprochenen Häusern gewohnt, die Wohnräume in demjenigen Giebel zu finden, der dem Tale zu gerichtet ist, und womit das Angenehme

geboten wird, daß die Bewohner von ihrer Stube aus meist eine entzückende Aussicht ins Tal und Gebirge haben, so ist das bei den Bauten von Breitnau anders. Ihre Bewohner verzichten auf die schöne Aussicht; sie haben entweder ihre Wohnung in die Mitte des Gebäudes verlegt, so, wie es das erste Haus erkennen läßt, an dem sich rechts neben der Wohnung noch ein Wagenschuppen befindet, oder sie wurde ganz am hinteren Giebel untergebracht, der in den Berghang eingebaut ist.

Daß diese veränderte Anordnung der Innenräume nur getroffen worden ist, um die Wohnräume vor der rauhen Witterung zu schützen, das ist aus der Abbildung klar ersichtlich. Die Einfahrten führen am hinteren Giebel und zwar über den Wohnräumen in den Dachstock. Dem vorderen Giebel zunächst, also an der Wetterseite, sind die Stallungen untergebracht.

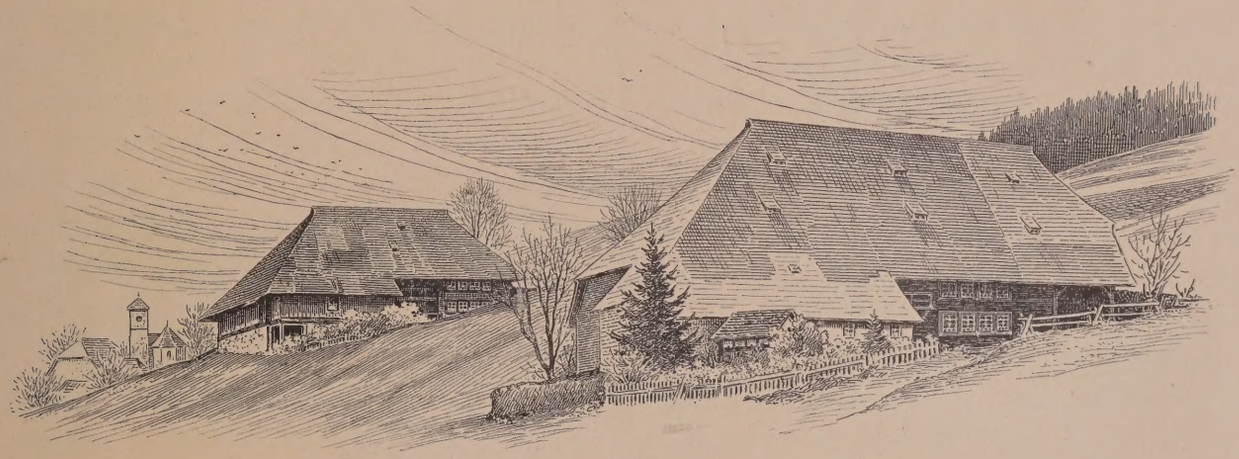


Abb. 122. Häuser von Breitnau mit veränderter Innen-Anordnung.

Wie besonders am zurückliegenden Haus der Abbildung ersichtlich ist, zeigen auch diese Häuser einen Unterbau, der aber, da sich über ihm die Stallung befindet, keine Verwendung finden kann. Früher war das freilich anders; da zeitigte diese Anordnung, wie wir aus Folgendem ersehen, sogar ein besonderes Gewerbe.

Der Unterbau eines solchen Hauses zeigt zwar am Giebel eine Mauer, aber besteht im übrigen nur aus eingerammten oder auf Steinblöcken ruhenden Holzstämmen, die, in gewissen Abständen stehend, das Haus tragen. Begibt man sich auf das Gelände unterhalb des Hauses, dann kann man in diesen Raum des Unterbaues hineinsehen. Der Boden des Stalles, der sich darüber hinzieht und aus Balken und starken Bohlen besteht, läßt die Stallfeuchtigkeit (Urin) durchsickern. Sie tropft hinab auf den natürlichen Boden, durchtränkt diesen und gelangt dann infolge des Gefälles langsam in die, etwas unterhalb des Hauses befindliche Dunggrube. Da aber die Luft in diesen Unterbau freien Zutritt hat, findet bereits eine teilweise Verwesung der tierischen Stoffe statt. Es entsteht zunächst Ammoniak und durch dessen weitere Oxidation Salpetersäure, die im Feldspath, den Kalk- und Magnesiumsalzen des Bodens, die nötige Basis findet. Bei feuchtem Wetter lösen sich diese Salze und kommen dann bei trockenem an die Oberfläche. Früher machte man sich dies zunutze, indem man die Erde auslaugte und dadurch den Salpeter gewann. Leute, die sich ausschließlich damit beschäftigten und deshalb auch „Salpeterer" genannt wurden, zogen damals auf dem Schwarzwald von Hof zu Hof, um in gewissen Zeitabständen die Erde unter den Häusern auszuheben und auszulaugen. Jedenfalls hatten sie die nötige behördliche Vollmacht. Die Hofbesitzer dagegen waren weniger davon erbaut, sollen doch die Salpeterer oft die nötige Rücksicht auf die Grundfesten der Häuser außer acht gelassen haben. Diese Sorge der Hofbesitzer war nur zu berechtigt; erscheint doch das Fundament ohnehin wackelig genug, im Vergleich zum gediegenen Hausbau geradezu mangelhaft.

Erst die Einfuhr von Chilesalpeter und dann wohl auch die Entdeckungen der Chemie ließen dieses Gewerbe eingehen und sorgten für Ruhe unter den Höfen.

Höhenhäuser mit Schutzbauten.

Ein weiteres Merkmal der Höfe des hohen Schwarzwaldes besteht darin, daß sie die kleinen Nebengebäude, die fast regelmäßig diejenigen der Täler umlagern, vermissen lassen oder doch nur noch wenige aufweisen.

Auch darin kann man eine Schutzmaßregel erblicken. Die rauhe Witterung und die langen Winter lassen es den Bauern wünschenswert erscheinen, möglichst alles im Haus selbst unterzubringen.

Außer Mühlen sieht man nur noch religiöse Bauwerke, wie Kreuze und Kapellchen in ihrer Nähe. Als Backofen dient der große Kachelofen der Stube, und die Frucht, die sonst in einem besonderen Speicher aufbewahrt wurde, lagert im Hause selbst. Auch der Brunnen vor dem Haus mit dem Milchhäuschen und der Tränke ist in das Haus einbezogen.

Wie das geschehen ist, veranschaulicht Abb. 123, die uns in eine südlichere Gegend, in die Nähe des Schluchsees, und zwar nach Aha führt. So, wie das abgebildete, sind dort alle Häuser beschaffen.

An das entgegengesetzte Ende des Schluchsees führt uns die Abbildung 124. Sie zeigt eine Häusergruppe der Ortschaft Faulenfürst, die östlich von ihm auf freier Anhöhe liegt. Klar wird im Bilde zum Ausdruck gebracht, daß die Häuser dem Wetter direkt ausgesetzt sind, aber auch wie man sie zu schützen sucht.

Die Häuser lassen ebenfalls den schon geschilderten Seitenanbau erkennen, der den Brunnen usw. schützt, des weiteren aber einen Schutzbau an den Giebeln. Man betrachte daraufhin die beiden Häuser links und rechts der Abbildung, die an ihrem Wohn- und Wettergiebel einen schützenden Holzanbau aufweisen, der oben eine Verlängerung des Giebeldaches darstellt. Dieser Anbau dient zugleich als Arbeits- und Lagerschuppen.

Die dargestellte Häusergruppe ist auch in anderer

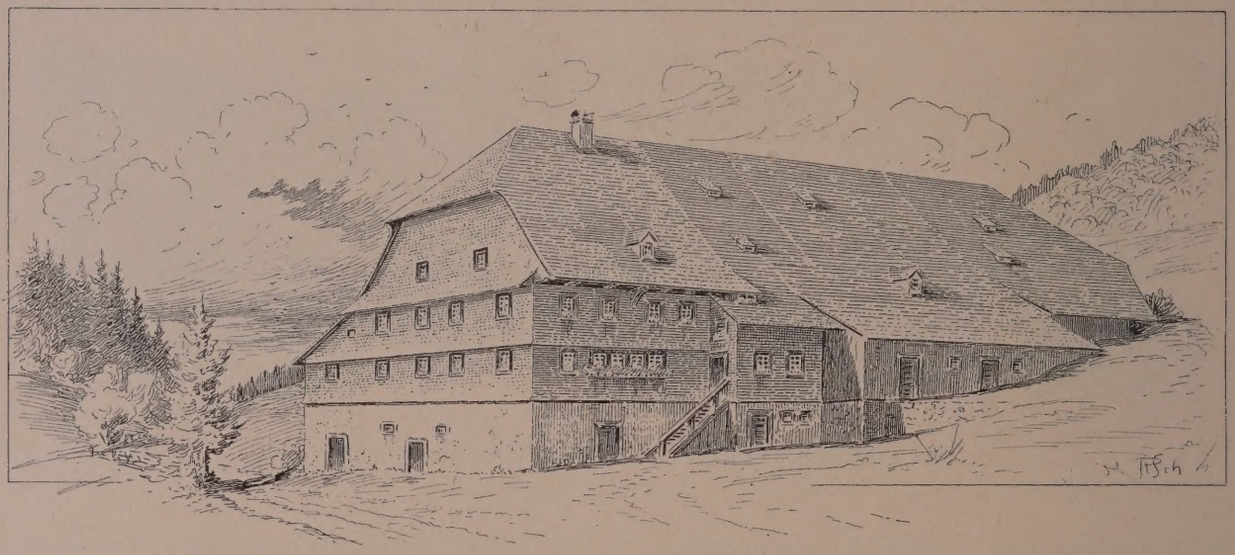


Abb. 123. Haus in Aha am Schluchsee mit Schutzanbauten.

An ihnen sind die Galerie und der Gang längs des Hauses, sowie der Brunnen mit Viehtränke und Milchhäuschen durch Anbau geschützt. Man hat das Hausdach über sie hinweg verlängert und eine Bretterwand fast unmittelbar an der Traufkante angesetzt. Viele Arbeiten können infolgedessen in geschlossenem Raum erledigt werden ohne daß man dabei vom Regen oder Schneetreiben belästigt wird.

Freilich sind die Häuser dadurch nicht schöner geworden, doch kann man es den Bauern nicht verdenken, wenn sie sich derart vor dem Unwetter schützen. Im hohen Schwarzwald ist ja der Winter besonders lang und streng, auch zählt es gar nicht zu den Seltenheiten, daß sich der Schnee mehrere Meter hoch an den Häusern auftürmt. –

Hinsicht bemerkenswert. Dem mittleren Bauernhaus sieht man an, daß es erst in den letzten Jahren errichtet wurde. Feinfühlig hat dabei der Architekt die alte Bauart beibehalten oder doch berücksichtigt. Er verzichtete zwar auf den Schutzanbau, dafür ordnete er an, daß das Giebeldach weit herabreicht, wodurch das Haus dieselbe Umrißlinie wie die alten Häuser erhielt. Es ist dadurch sowohl der alten Bauweise, wie auch den Witterungsverhältnissen angepaßt. Weniger angenehm ist der Anblick des noch dargestellten kleinen Taglöhnerhäuschens, das in der Abbildung durch Gebüsch halbverdeckt wird. Bei ihm glaubte man nicht nötig zu haben, das abgewalmte Dach beizubehalten. Steil ragen seine Giebel empor und die Folge davon ist, daß das Haus fremdartig erscheint und keine Fühlung mehr

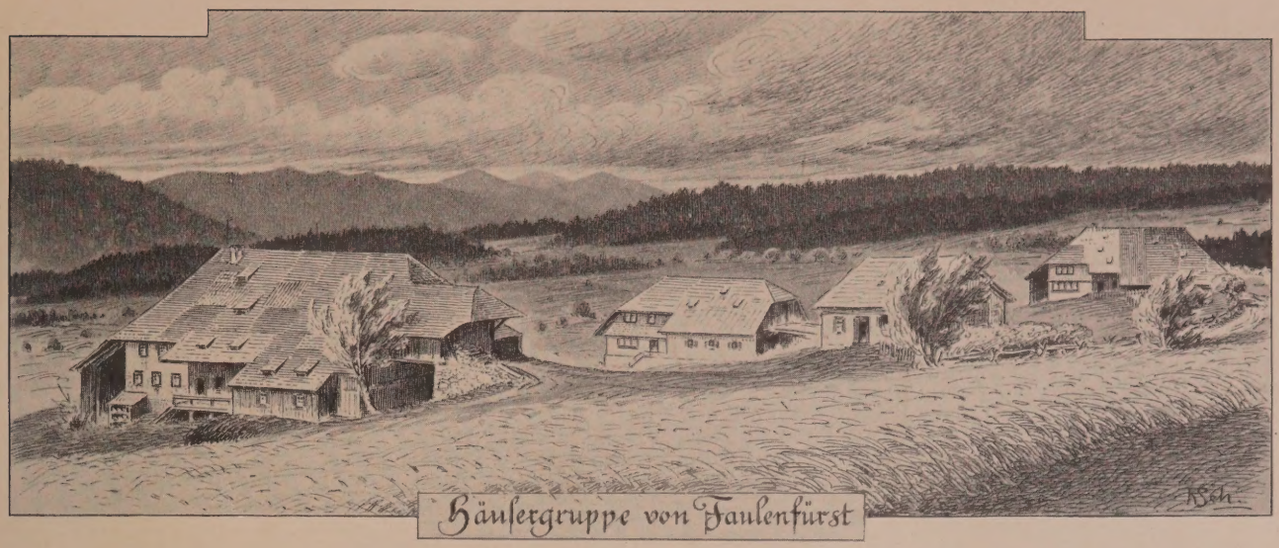


Abb. 124.

mit den anderen Bauten hat. Es fehlt ihm der Schwarzwaldcharakter.

Die Abbildung zeigt die schöne und zweckmäßige alte Bauart, aber auch die Nachteile und das Zersetzende der charakterlosen Neubauten, mit denen sie leider hier und da die Landschaft verschandeln. Sie illustriert so richtig, wie man bauen sollte und wie nicht.

Schmuck der Höhenhäuser.

Es wurde schon erwähnt, daß die Schönheit der Schindelhäuser hauptsächlich in deren Gesamtform zu suchen sei. Von Schmuck ist bei flüchtiger Betrachtung nichts zu sehen. Wenn wir ihnen aber näher treten und sie eingehender betrachten, dann erkennen wir freilich, daß auch die Zimmerleute versucht haben ihrem Schönheitssinn Ausdruck zu verleihen. Viel Gelegenheit dazu war ihnen allerdings nicht geboten; was man erblickt ist nur bescheidener Art.

Da wäre zu bemerken, daß sie durch die Art, wie sie die einzelnen Schindeln bearbeitet haben, dieselben gradlinig, quer, abgerundet oder zugespitzt endigen ließen, den verkleideten Wandflächen der Häuser verschiedenartiges Aussehen gaben. Des weiteren haben sie durch Verwendung kleiner und größerer Schindeln, oder durch deren kreuzweises Aufnageln zu Friesen und Fensterumrahmungen oft eine köstliche Wirkung erzielt. Nur gewahrt das alles nur derjenige, der die Höfe eingehender betrachtet, denn die gleichmäßig graue Tönung läßt sie nur auf kurze Entfernung zur Geltung kommen.

In den Abbildungen 125 u. 126 sind deshalb die Schindeln in größerem Maßstab gezeichnet, um die mit ihnen hergestellten Verzierungen besser erkenntlich zu machen.

Eine Verschönerung, die fast im ganzen Gebiet der Schindelhäuser üblich war, besteht darin, daß oben am Dachfirst entlang sich eine Reihe größerer zugespitzter Schindeln hinzieht, auf denen dann kleinere, kreuzweise übereinandergelegt, befestigt sind. (Vergl. Abb. 125).

Dieselbe Verzierungsart zeigt das dargestellte Haus von Glashütte an seiner Giebelfläche. Sowohl unterm Giebeldache, als auch unter dem sich absetzenden Dach-

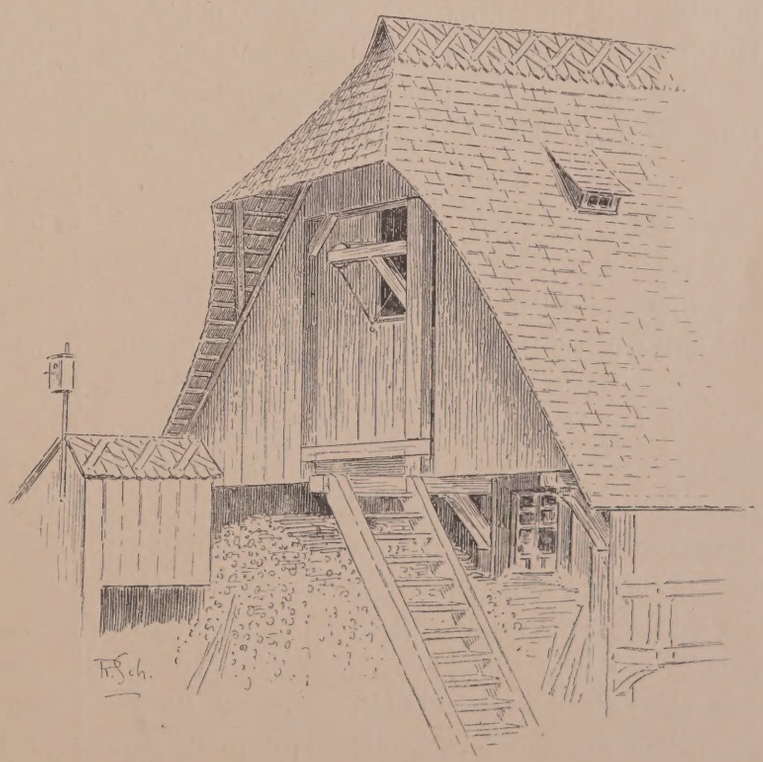


Abb. 125. Haus mit Schindelverzierung längs des Firstes.

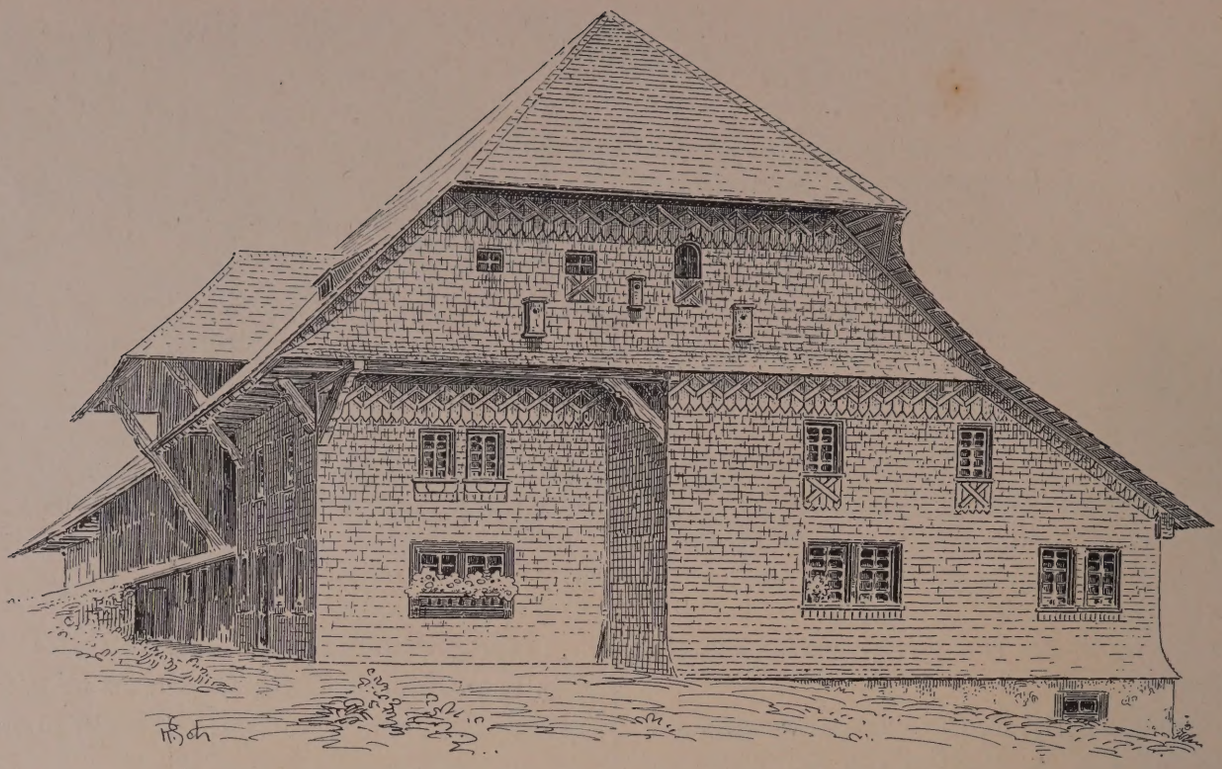


Abb. 126. Haus mit Schindelverzierungen in Glashütte zwischen Lenzkirch und Bonndorf.

geschoß ziehen sich diese Friese hin und unterbrechen die Eintönigkeit der Schindelflächen in schöner Weise. Seitlich unter den Dachkanten werden sie durch eine Reihe andersgeformter Schindeln umrahmt. Auch die Fenster sind in verschiedener Weise einfach und naiv geschmückt.

Hier sei auch nochmals auf den Speicher der Abb. 70 in Abteilung IV hingewiesen, der ebenfalls ganz mit Schindeln verkleidet ist und auch Verzierungen erkennen läßt.

Volkstümlichen Schmucksinn, einen Zweig einfachster Handwerkskunst, erblicken wir in dieser Schindelverzierung.

Das Hotzenhaus.

Zu den bisher geschilderten Typen der Höhenhäuser muß bemerkt werden, daß sich ihre Gebiete nicht immer genau abgrenzen lassen; so beschränken sich einige auf eine Ortschaft, andere kommen auch nebeneinander vor.

Bei dem nun zur Besprechung kommenden Hotzenhaus handelt es sich dagegen um den eines größeren Bezirkes. Die Wanderung führt uns auf die südlichsten Hochebenen des Schwarzwaldes, dorthin, wo er von der Rheinstrecke Walshut—Säckingen begrenzt wird. Steil fällt er auf dieser Strecke ab, und mehrere Flüsse, die, am Feldberg entspringend, sich in ihrem oberen Lauf friedlich und sanft dahinschlängeln, durchschneiden ihn zum Schluß äußerstttief. Die Schlücht, Schwarza, Wehra, Murg und Alb haben infolge ihres steilen Absturzes kurz vor ihrer Mündung in den Rhein durch ihre rückwärts wirkende, bohrende Tätigkeit tiefe, steilwandige Täler gefressen und dabei Schönheiten hervorgezaubert: groteske Felspartien usw., vor denen schon mancher Wanderer bewundernd stehen blieb. Zwischen diesen Tälern aber breiten sich Hochebenen aus, die einschließlich den Bauten ihrer Besiedelung alle gleichen Charakter aufweisen, von denen aber die zwischen der Alb und Wehra gelegene, als das eigentliche Hotzenland gilt. Sie wird aber auch der Hotzenwald oder das Hauensteinerland genannt.

Wohl an die hundert Ortschaften und Weiler breiten sich auf diesen Ebenen aus, von denen einige der bekanntesten — zwischen der Alb und Wehra gelegenen — genannt seien: Hottingen, Rickenbach, Bergalingen, Görwihl, Hochschür, Herrischried, Herrischwand und Engelschwand.

Das Hotzenland gilt als öde und rauh, auf welche Eigenschaften auch die Bezeichnungen einzelner Gegenden und der unmerklich sich abhebenden Bergrücken schließen lassen. Der höchste Gipfelschwung wird der „tote Bühl" genannt, und seine Umgebung nötigt selbst dem Eingeborenen eine Art Mitleid ab; es ist der rauheste Strich. Eine leise Kritik hört man auch in der Bezeichnung: „elends Löchle" für einen Wiesengrund, und ein anderer Bergrücken seitwärts, der nur einen Streifen kümmerlicher Tannen und versprengter Felsstücke zeigt, ist „Ödland" oder „letze Land" genannt.

Die Bewohner – Hotzen genannt – gelten als trotziger und stolzer allemannischer Menschenschlag, der früher durch seine Aufstände viel von sich reden machte. (Zu Oesterreich gehörend, hatten diese Waldleute ziemlich ausgedehnte Selbstverwaltung mit Rechten und Freiheiten, die aber bei der Angliederung ihres Landes an Baden zum Teil aufgehoben wurden, was zu Unzufriedenheiten und schließlich zu den erwähnten Aufständen führte. Doch sollen auch eingeführte Neuerungen sie in ihrem religiösen Empfinden verletzt und zur Empörung getrieben haben. Der Name „Salpeterkrieg", mit dem diese Aufstände auch bezeichnet werden, ist nur zurückzuführen auf den Stand des Anstifters dieser Aufstände, namens Albietz, der das Gewerbe eines Salpetersieders ausübte, das ihn von Hof zu Hof führte und reichlich Gelegenheit bot, die Bauern aufzuwiegeln. Seine Anhänger wurden deshalb einfach nach ihm Salpeterer genannt.)

Noch vor wenigen Jahren trugen die Hotzenwälder eine schöne, malerische Tracht, in der sie, nebst den bis auf die Schulter reichenden Haaren, an Gestalten des Mittelalters erinnerten. Noch jetzt werden sie zu den schönsten und kräftigsten Menschen des Schwarzwaldes gerechnet.

Dazu muß freilich bemerkt werden, daß man ihretwegen allein den Hotzenwald nicht aufsuchen darf. Denn die Zeit hat leider mit vielem aufgeräumt und man tut gut, seine Erwartungen nicht so hoch zu spannen, wenn man keine Enttäuschungen erleben will. Man muß sehr viel Glück haben, um jetzt noch einen Hotzenwälder in seiner schönen, eigenartigen Tracht zu sehen, und was die den Hotzen nachgerühmte Größe anbelangt, so scheint sich auch diese mit dem Ablegen der Tracht auf das Normale verringert zu haben. Es ist schwer etwas außergewöhnliches an ihnen zu entdecken. Doch hat auch das Wandern auf dem Hotzenwald seinen großen Reiz, besonders im Herbst, wenn die Buchen und Eichen sich verfärben, ihre tiefe, durchdringende Farbenpracht entfalten. Da gibt's einen reizvollen Kontrast zu der Fernsicht ringsumher, namentlich zu der Alpenkette, die man im zartesten Blau in ihrer ganzen Ausdehnung tagelang südlich vor Augen hat. Und eigenartig ist der Anblick der Hotzenhäuser; an ihnen ist die Zeit fast spurlos vorübergegangen, sie liegen noch da wie ehemals.

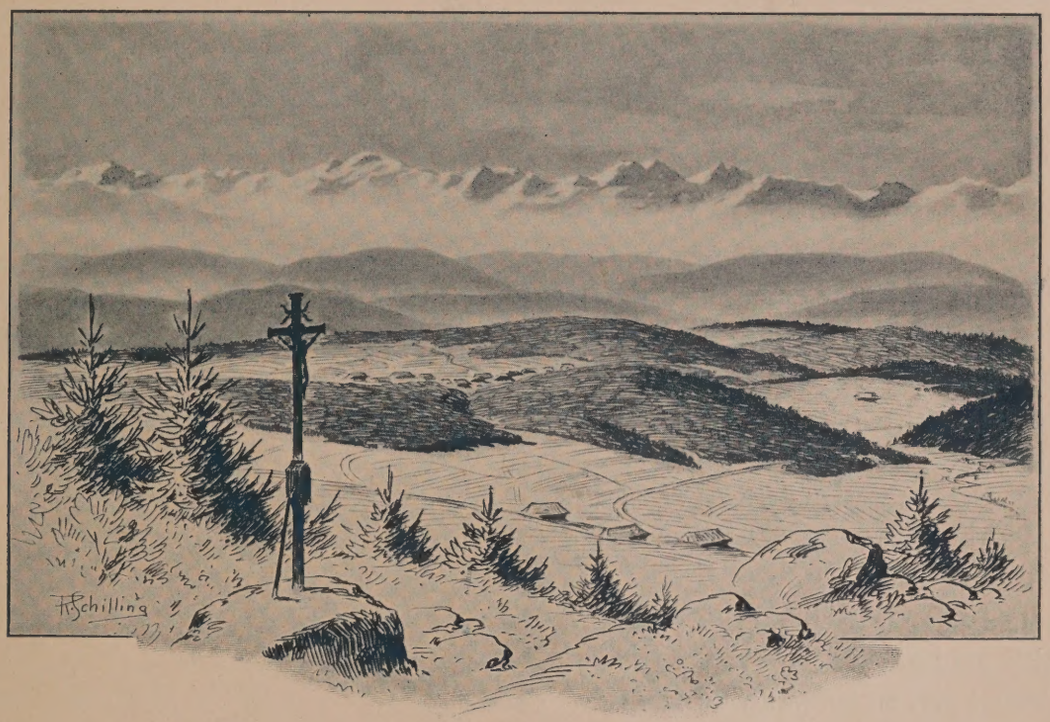


Abb. 126a. Blick auf die Alpen vom Höhenrücken „Gugeln" auf dem Hotzenwald.

Niedrig, sehr niedrig sehen sie aus. Frei gelegen, ohne Schutz, sind sie dem Wetter ausgesetzt; sie bekommen es aus „erster Hand". Ihre Dächer reichen deshalb auch tief herab, und ihre Stellung zur Himmelsrichtung ist fast immer die gleiche. Die Einfahrt mit ihrem Vorbau, der dem Sturm am ehesten Gelegenheit böte, seine Zerstörungskraft zu zeigen, ist nach Nordost gerichtet. Eine Anzahl solch gleich gerichteter Häuser zeigt die

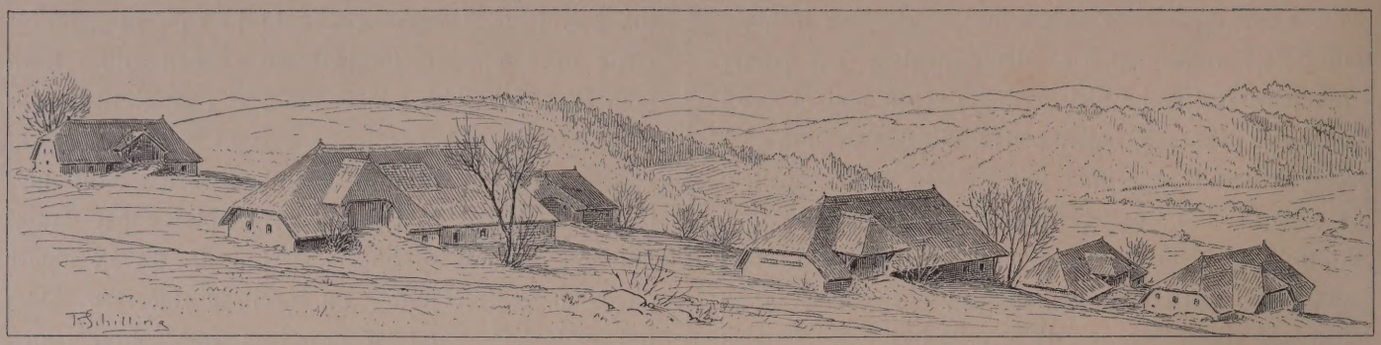


Abb. 127. Häusergruppe von Hochschür.

Abb. 127, und zwar eine Gruppe der Ortschaft Hochschür. Der Blick geht nach Südwest, hinab ins Murgtal und über die Ausläufer des Schwarzwaldes hinweg zum Schweizer Jura. Nur in denjenigen Ortschaften, die in den leichten Bodenwellen einigermaßen geschützt liegen, findet man die Häuser regellos dastehen, als ob sie hingewürfelt wären.

Die Dächer der Hotzenhäuser zeigten bis vor wenigen Jahren ausschließlich Strohdeckung, die aber jetzt durch die grellroten Ziegeln verdrängt wird. Als vor etwa 6—8 Jahren der Verfasser das erste Mal den Hotzenwald aufsuchte, waren in Hottingen, einer der Verkehrsader zunächst gelegenen Ortschaften, die ersten Spuren dieser Veränderung zu entdecken; seitdem hat sich aber diese Neuerung bis in die obersten, entlegensten Ortschaften ausgebreitet. Viel ist dadurch von der Eigenart dieser Häuser verloren gegangen.

Als sehr sorgfältig gearbeitet erweisen sich bei näherer Besichtigung diese alten Strohdächer oben am First entlang, ganz besonders aber an den Firstenden. An diesen, wie auch auf dem Einfahrtsvorbau, ragen regelmäßig kleine Holzkreuze empor, die wohl als religiöses Symbol aufgefaßt werden können. Auf dem Höhenrücken zwischen der Alb und Schwarza findet man in einzelnen Ortschaften, z. B. in Tiefenhäusern die Dachfirste mit Dachreitern beschwert und befestigt. Sie bestehen aus Stangen, die sich über dem First kreuzen; vergl. Abb. 128 rechts. Die großen Dachflächen zeigen nur einige niedrige, schlitzartige Luken, die in das Innere des Dachstockes nur wenig Licht gelangen lassen.

Fast unmittelbar an der Traufkante des Daches, nur ganz wenig zurückstehend, setzen die Wände an. Das Dach hängt also nicht so über, wie wir es an den Schwarzwaldhäusern bisher gesehen haben. Doch zeigt sich bei näherer Besichtigung, daß diese Außenwand nicht ringsum identisch ist mit der ursprünglichen richtigen Hauswand. Wenigstens in der Mitte der Längsseiten findet man, daß es nur eine Schutzwand ist; sie wird deshalb auch „Schild" genannt. Nur während der kalten Jahreszeit ist sie durch eingesetzte Fenster ganz geschlossen; sobald es aber wärmer wird, entfernt man diese wieder und stellt dort Blumenstöcke auf, wodurch auch diese schlichten Häuser ein freundliches Aussehen bekommen. Man betrachte daraufhin die Ecke des Hottinger Hauses in Abb. 129. Hinter oder innerhalb dieses Schildes zieht sich der Gang hin, der bei den Talbauten nur durch das überhängende Dach in Schutz genommen wird. Bei dem Hotzenhaus ist er durch den Schild noch mehr geschützt. Er wird auch als Arbeitsplatz benützt, und eine Werkbank ist stets vorhanden, an welcher der Bauer

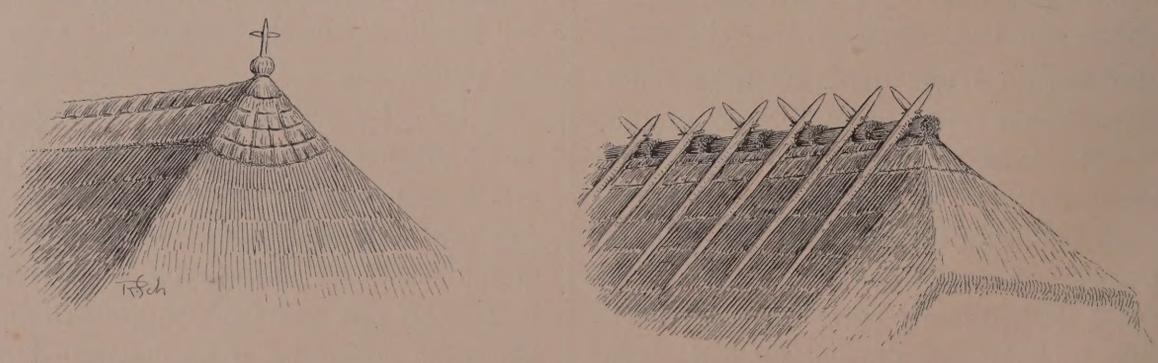


Abb. 128. Die Sicherung des Firstes auf den Hotzenhäusern.

seine Geräte selbst herstellt oder ausbessert. Auch der Eingang in den Keller befindet sich hier, durch eine Falltüre verschlossen. Ferner gelangen die Bewohner in diesem Gange geschützter von den Wohnräumen in die Ställe. Innerhalb des ebenso geschützten Ganges der rückwärtigen Längsseite des Hauses befindet sich der Brunnen mit Viehtränke.

In diesen Schutzvorrichtungen an beiden Längsseiten, dem „Schild", beruht hauptsächlich die Ursache des veränderten Aussehens der Hotzenhäuser im Vergleich zu den übrigen Schwarzwaldhäusern. Die eigentliche Hausfront steht bedeutend zurück; sie ist von außen unsichtbar. Nur an einigen Häusern der geschützten tieferliegenden Ortschaften kommt sie zur Geltung, da hier die Schildwand durch eine galerieartige Brüstung vertreten ist.

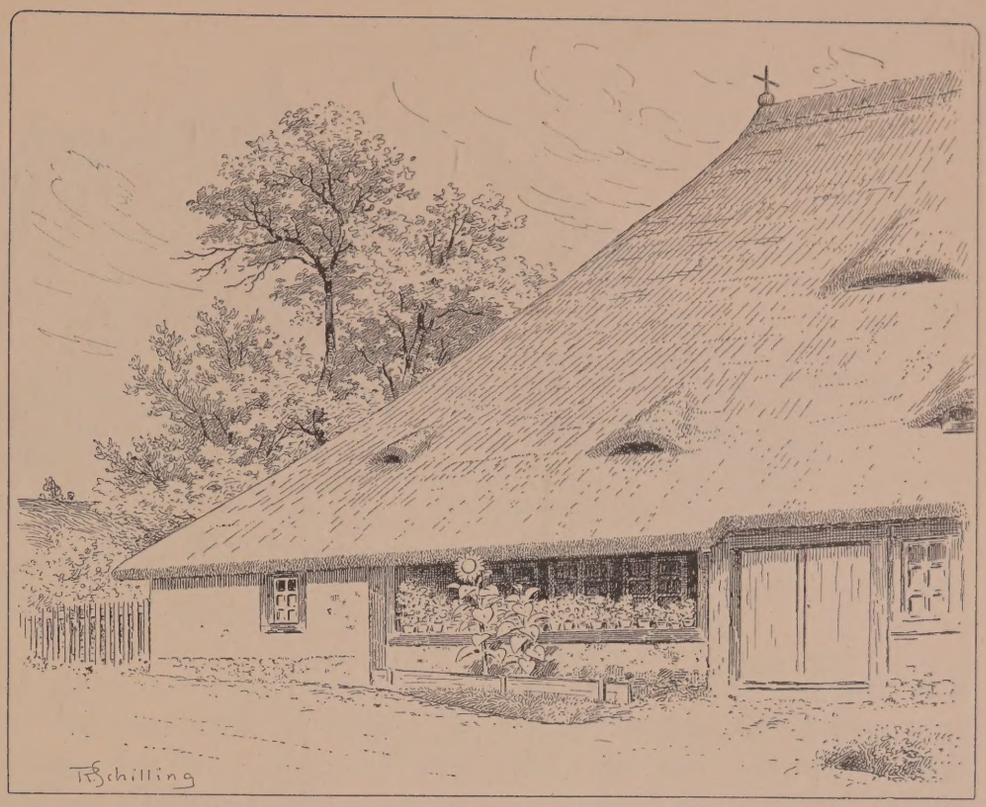


Abb. 129. Ecke eines Hauses in Hottingen.

Ein solches Hotzenhaus ohne Schild ist in Abb. 130 wiedergegeben. Es läßt deutlich die Verwandtschaft seiner Bauart mit derjenigen der übrigen, im Buche vorgeführten Schwarzwaldhäuser erkennen.

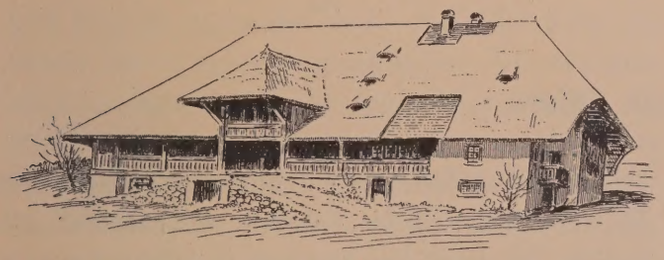


Abb. 130. Hotzenhaus der geschützter liegenden Ortschaften.

Eine neue Erscheinung ist an dem Hause bemerkenswert; es zeigt oben am Dach einen Vorbau, der jedoch nur die Fortsetzung der auf der andern Längsseite befindlichen Einfahrt darstellt, aber mehr Licht und Platz für die Tenne bringt. Doch, wie schon bemerkt, gestattet die ungeschützte Lage auf den Höhen diesen Vorbau nicht; man findet ihn ebenfalls nur an windgeschützten Häusern der tieferliegenden Ortschaften des Hotzenwaldes.

Der Plan gibt die nötige Erklärung über die Anordnung und den Zweck der Innenräume. Besonders ist daraus ersichtlich, daß die Stube mehr in die Mitte verlegt ist, was auch als Schutzmaßregel gegen die rauhe Witterung aufgefaßt werden kann. Der Raum in der rechten Hausecke ist mit „Weberei" bezeichnet. Darin stehen Maschinen für Seidenweberei, die im Hotzenwald seit mehreren Jahren als Hausindustrie betrieben wird.

Der Ertrag der Landwirtschaft läßt auf diesen Höhen zu wünschen übrig. Auch gibt es da keine solch großen Höfe und geschlossenen Hofgüter wie in den anderen Gegenden des Schwarzwaldes. Darum beschäftigen sich die Leute auf dem Hotzenwald in der Zeit, die ihnen der Ackerbau übrig läßt, mit der Seidenweberei. Und

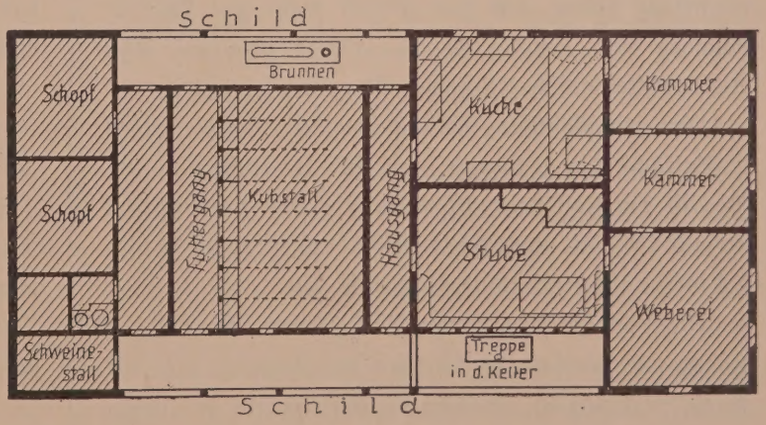


Abb. 131. Plan eines Hotzenhauses.

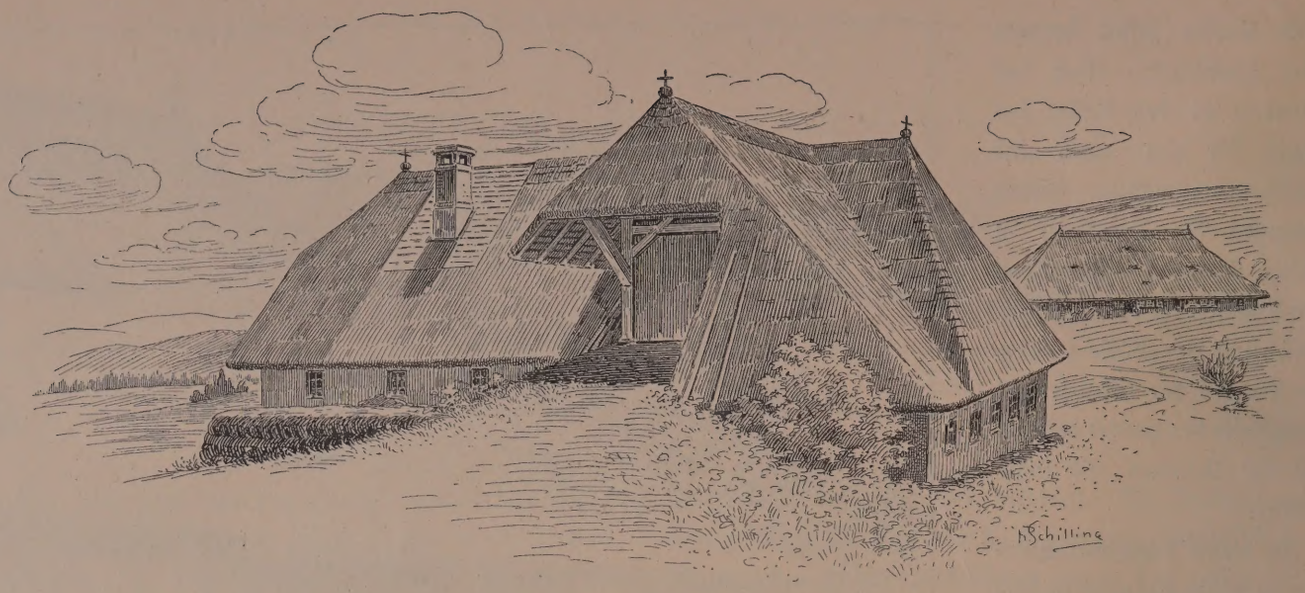


Abb. 132. Rückansicht eines Hotzenhauses mit der Einfahrt.

leicht wird das ihnen ja gemacht. Die Maschinen, deren etwa Tausend in den Häusern dieser Höhen stehen, werden ihnen von den Unternehmern (Basler Firmen) frei geliefert. Sie arbeiten selbsttätig und bedürfen nur der Beaufsichtigung. Überall in den Häusern werden damit schöne farbige Seidenbänder oder Tücher gewebt, und die Leute haben dabei nur acht zu geben, daß die Maschinen richtig laufen. Sie sind ja so kunstreich gebaut, daß sie sofort stehen bleiben, sobald nur eines der vielen Seidenfädchen zerreißt. Es ist auch nicht wie früher, daß die Webstühle mit den Füßen in Tätigkeit und die Schiffchen mit der Hand bedient werden mußten: alles geschieht durch die Maschinen selbst, auf elektrischem Wege.

Mit der elektrischen Kraft werden die Ortschaften des Hotzenwaldes durch die Rheinwerke versehen, deren Leitungen sich nach allen Richtungen über die Höhen erstrecken, aber keineswegs der Landschaft zur Zierde gereichen. Eigenartig kontrastieren auch die hier und da zwischen den altersgrauen, stroh- und moosbedeckten Hotzenhäusern stehenden Transformatoren; beide durch feine Drähte mit einander verbunden. Alte und neue Zeit sieht man so eng verknüpft.

b) Häuser der Täler.

Nunmehr wenden wir uns den Bauten der Täler zu. Sie unterscheiden sich von denen der Höhen dadurch, daß sie infolge ihrer windgeschützten Lage höher und freier ausgebaut worden sind, daß sie ein Krüppelwalmdach haben, das den Giebel mehr zur Geltung kommen und mehr Licht ins Innere gelangen läßt. Auch architektonischer Schmuck ist reicher vertreten.

Von den südlichsten Tälern kommen nur diejenigen in Betracht, die genügend breit sind für Ansiedelungen. Das ist der Fall beim Wiesental, in dem sich bis weit flußauf Ortschaft an Ortschaft reiht, desgleichen die Wehra bei ihrem oberen Verlauf, ferner die Alp.

Während die sogenannten Kulturneuerungen auf den Höhen nur langsam fortschreiten und deshalb das Alte wenig verdrängten, ist das in den Tälern mit ihrem regen Verkehr anders. In ihnen hat die Neuerungssucht ziemlich aufgeräumt mit den alten Bauten. Im Wiesental hat sich die Industrie rege entwickelt und deshalb sind sie in ihm nur noch in dessen oberstem Teile, sowie in den Seitentälern zu finden. Im Wehratal kommt nur Todtmoos mit seinen Zinken in Betracht, welcher Flecken aber als Luftkurort mit seinen Kurhotels und den in städtischer Art errichteten Neubauten die Schwarzwaldhäuser erdrückt und verdrängt, als ob er sich ihrer schämte. Im Alptal ist ebenfalls viel Altes verschwunden und nur noch wenig vorhanden, das unser Interesse erregt. Dagegen findet man oberhalb St. Blasiens, in Bernau und Menzenschwand die Schwarzwaldbauten noch ziemlich rein erhalten und unverseucht durch städtische Bauten in größerer Zahl vor.

Die noch vorhandenen alten Häuser dieser genannten Täler tragen so reichen architektonischen Schmuck, wie er

Abb. 133. Ein Bernauer Haus.

sonst nirgends angetroffen wird. Sie stellen daher die schönste Bauart des Schwarzwaldes dar. Beigefügt muß allerdings werden, daß ihr hohes Alter Anspruch auf Rücksicht erheben darf, da die Zeit auch an ihnen ihre Spuren hinterlassen hat. Und die in ihrem Lauf gemachten Reparaturen sind oft derart, daß man zur Meinung kommen kann, sowohl der Schönheitssinn der früheren Bewohner, als auch die Kunstfertigkeit jener Handwerker habe bei der jetzigen Generation an Verständnis verloren. An vielen dieser Häuser sieht man daher nur noch Spuren einstiger Schönheit.

Als Typ dieser Häuser führt die Abb. 133 eines von Bernau an, das noch gut erhalten ist und den alten Schmuck noch vollständig aufweist.

Schön ist an ihm die Täfelung der Fensterfronten der vorderen Hausecke, besonders schön aber die um die Ecke führende Galerie, deren Brüstung, wie auch die Treppe, in ihrer ganzen Ausdehnung mit hübsch ausgesägten Brettern verziert ist. Die Pfosten der Galerie, die durch angebrachte Schnitzerei schlanker erscheinen, ragen an der Längsseite des Hauses hinauf bis zu den Dachbalken und sind mit diesen verbunden; am Giebel stellen sie die Verbindung mit der oberen Galerie her. Eingesetzte Büge verschönern diese Verbindung. Die Pfosten und unteren Längsbalken der oberen Galerie erhielten durch leichtes Bearbeiten ebenfalls eine gefälligere Form. Und seitlich des Giebels unter den Dachflächen sind lediglich zur Verschönerung Dreiecksverbindungen vorhanden, die aus sich kreuzenden wagrechten und senkrechten Balkenstücken bestehen, die an ihren Enden Knopfverzierungen aufweisen.

Abb. 134 die eine Giebelecke dieses Hauses wiedergibt, zeigt all die durch Bearbeitung der Balken hervorgerufenen Schönheiten besonders deutlich und macht jede weitere Beschreibung überflüssig. Hingewiesen sei noch auf das dort im Hintergrund mitdargestellte Haus, das die Gesamtumrisse dieser Bauart vorführt. Charakteristisch ist an ihm die Form des vorderen Giebels, und zwar dort, wo die Giebeldachfläche weit vorstehend endigt und die ansetzende Kante der Längsdachfläche in

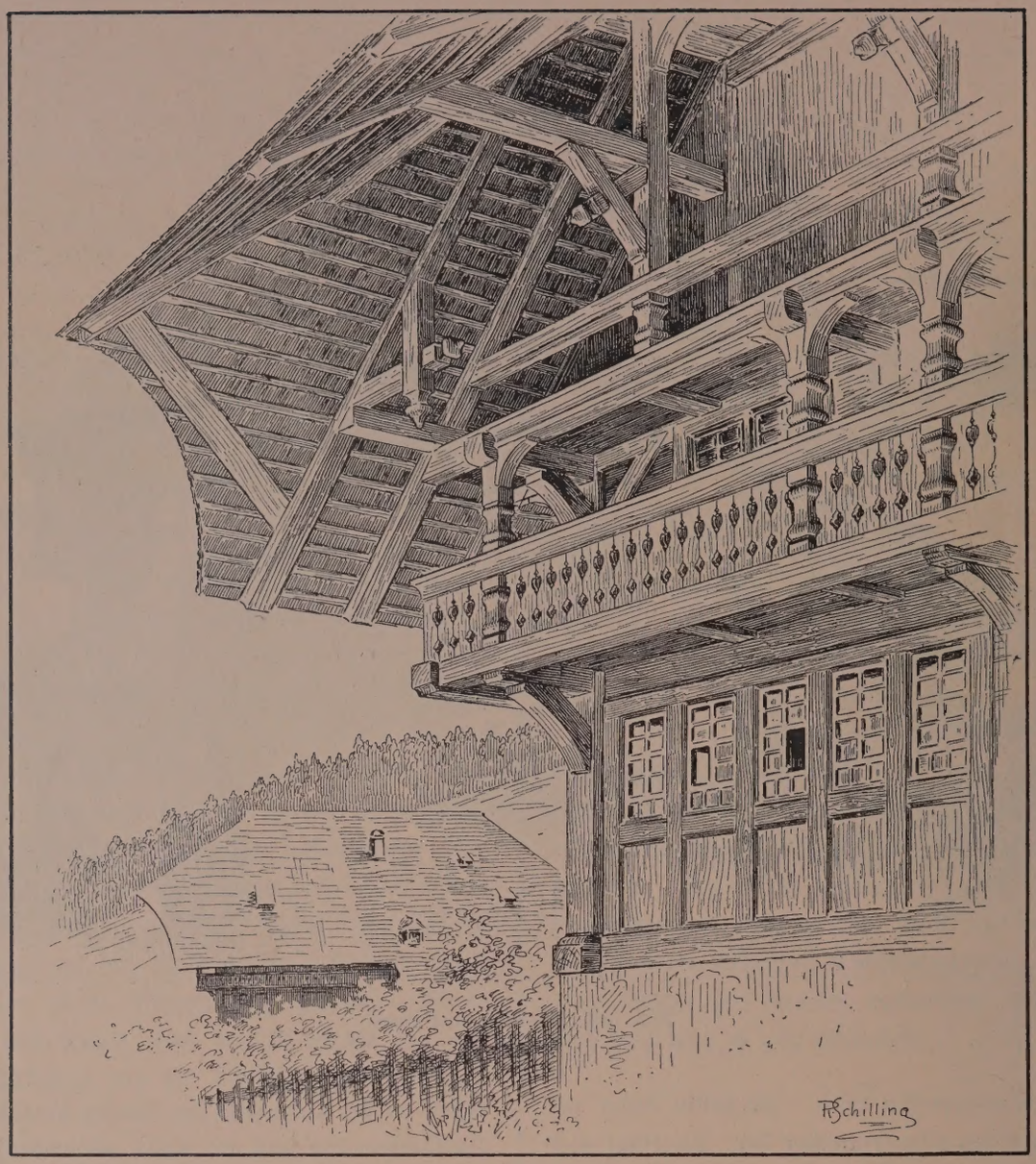


Abb. 134. Architektur des in Abb. 133 dargestellten Bernauer Hauses.

zierlichem Bogen zurückführt, als ob sie die Verbindung mit der Giebelwand wieder herstellen wollte. Solche Häuser trifft man noch in der Nähe des Schluchsees, z. B. in Blasiwald.

Den Bauhandwerkern aber, die solche kunstvolle Bauten erstellten, müssen wir das beste Zeugnis ausstellen.

Angebracht ist es auch, nach den Ursachen zu forschen, weshalb gerade im Süden die schönsten Häuser zu finden sind. Einigermaßen läßt sich das durch zwei Arten erklären. Im ersten Kapitel wurde schon erwähnt, daß die Bevölkerung von Bernau sich nicht allein mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt, sondern auch seit Jahrhunderten die Holzschneflerei betreibt, die älteste Industrie des Schwarzwaldes. Die Bauern verfertigen in ihren Stuben alle möglichen Holzgeräte. Diese Betätigung läßt vermuten, daß sich hierbei ihr Geschmacks- und Schönheitssinn bildete und erweiterte, was auf die äußere Gestaltung ihrer Behausung nicht ohne Einfluß geblieben sein wird. Das wäre eine Lösung obiger Frage, und hat für die Bernauer eine gewisse Berechtigung. Dann wäre aber noch die Möglichkeit, daß die kunstvollen Bauten der Täler des Schwarzwaldes in Verbindung gebracht werden müssen mit den Bauten der angrenzenden Schweizer Kantone, in denen Ähnliche zu finden sind. Politisch gehörten ja in früheren Zeiten diese Länderstrecken zusammen.

Die vorstehend beschriebene Bauart ist, wie schon bemerkt, die schönste, aber auch leider die einzige noch erwähnenswerte des südlichen Schwarzwaldes. Was sonst noch an alten Bauten in diesen Tälern vorhanden ist, unterscheidet sich wenig von denen des Dreisam- und Elztales, die eingehend in der zweiten Abteilung besprochen wurden.

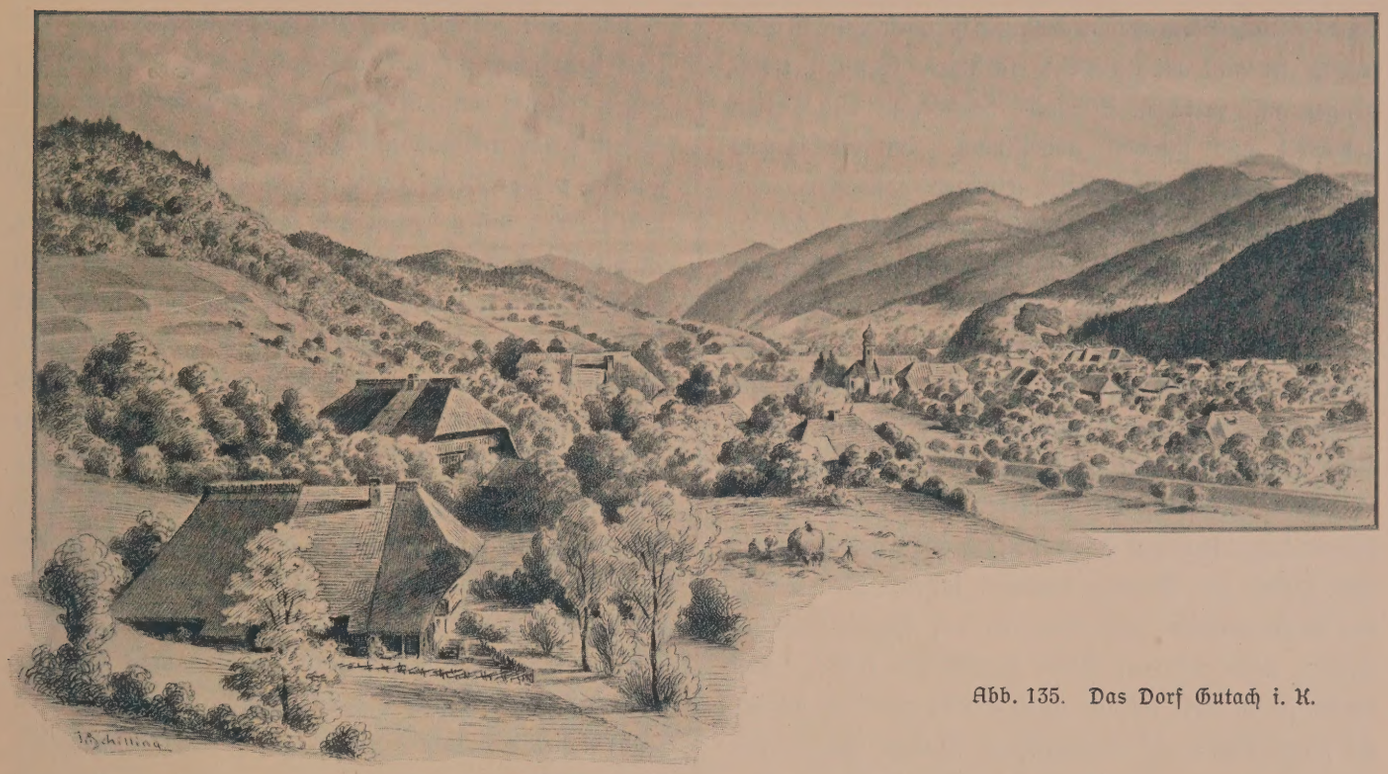


Abb. 135. Das Dorf Gutach i. K.

Wir wenden uns nunmehr dem nördlichen Schwarzwald zu, der von uns bisher wenig berücksichtigt wurde, dessen Bauten sich aber wesentlich von denen des südlichen unterscheiden und manche Besonderheiten aufweisen.

Der Weg führt uns über St. Blasien nach Titisee, von da auf der Höllentalbahn nach Donaueschingen und auf der großen Schwarzwaldbahn zunächst nach Villingen und St. Georgen, dann zur Sommerau — der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein — die wir in langem Tunnel durchfahren. Hoch an Bergwänden entlang, in vielen Windungen und durch viele kleine Tunnels gelangen wir hinab nach Triberg und Hornberg. Herrliche Tannenwaldungen, tiefe Schluchten mit rauschenden Wildbächen, steile Felswände, kleine Tälchen mit vereinzelten Bauernhäusern auf grünem Grund wechseln auf dieser Strecke. Unterhalb Hornbergs aber beginnt das Tal sich zu weiten und nimmt einen lieblicheren Charakter an. An Stelle der wildromantisch bewaldeten steilen Bergwände treten flachverlaufende Abhänge. Bauernhöfe, die sich bisher nur vereinzelt zeigten, werden zahlreicher. Einzeln in Abständen oder zusammen in Gruppen beleben sie die Landschaft, und bald ist das trauliche Dorf Gutach erreicht, das infolge seiner Lage, seiner Bauten und seiner Bewohner jeden Fremden entzückt, der sich noch Sinn für idyllische Schönheiten bewahrt hat.

In weitem Umkreis sieht man hier die Bauernhöfe, ihre Wohngiebel mit den blumengeschmückten Fenstern und Galerien dem Tale zu gerichtet, behäbig und halb verborgen in schattigen Baumgruppen liegen. Saftige Matten und wogende Felder breiten sich zwischen ihnen aus, und erstrecken sich auf die angrenzenden Bergabhänge, in deren Verlauf dunkle Wälder sich über Kämme und Rücken hinziehen. Im Tale aber, inmitten der Höfe, steht eine ehrwürdige Kirche, deren Turm mit der charakteristischen Zwiebelkuppel gekrönt ist. Sie hat nichts von dem pomphaften, wie so manche neue Kirche. Schlicht in ihrem Äußern, harmoniert sie darum auch so schön mit ihrer baulichen Umgebung, den Bauernhöfen. Ernst und feierlich steht sie da, im leuchtenden Tal! In vollkommenem Einklang mit der Schöpfung rings umher, voller Andacht und Schönheit!

Sonntag ist's! Weit lassen die Glocken ihren ehernen Gesang erschallen, dessen Töne bis in die entlegensten Talwinkel schwingen und die gläubigen Bewohner zur Andacht rufen. Von allen Seiten, aus den Tälern und von den Höhen wallen diese der Kirche zu. Und indem wir ebenfalls dem Dorfe zuwandern, kommen wir gerade zeitig genug, sie an uns vorüberziehen zu sehen. Wundervoll ist der Anblick ihrer altheimischen, das Auge erfreuenden Tracht! Schwarz ist deren Grundton und rot, leuchtend rot der Ausputz! Kräftig heben sich diese Farben voneinander ab. Echt bäurisch wird man sagen! Aber welch feine Wirkung wird dabei erzielt! Um das zu würdigen, muß man sie in ihren Tälern auf dem Wiesengrund oder beim Kirchgang in größerer Anzahl beisammen gesehen haben. Die Mädchen mit den großen reichlich mit leuchtendroten „Bollen" besetzten Strohhüten, unter

denen gesundheitstrotzende Gesichter hervorlachen. Mieder tragen sie mit eingewirkten farbigen Tupfen, Halskragen mit farbigen Bändern, Stickereien und Perlen dekoriert und sinnvoll abgestimmt. In die langen Zöpfe haben sie rotviolette Bänder geflochten, von denen ein großes Stück, fast bis zum Boden reichend, lose im Winde flattert. So kommt sie daher, die weibliche Jugend! Etwas weniger lebhaft in den Farben die Frauen, deren Hüte schwarz garniert sind. Ernst und gemessen die männliche Bevölkerung, namentlich die ältere, unter der man knorrige Original-Gestalten sieht. Alle tragen die eigenartig geformten, rauhhaarigen schwarzen Filzhüte; die jüngeren kurze Joppen, die älteren lange schwarze Röcke, die, da offen getragen, das rote Futter zur Geltung kommen lassen. Der Schnitt der Kleidungsstücke läßt erkennen, daß sich die Gutacher Bauern nicht von der Mode beeinflussen lassen. Fest halten sie an ihrer schönen alten Tracht und nicht minder an ihren Sitten und Gebräuchen. Davon können wir uns überzeugen, wenn wir sie näher kennen lernen, sie in ihren Höfen aufsuchen.

Ein stiller Erdenwinkel, voller Schönheit und Eigenart, eine unerschöpfliche Fundgrube für Maler, ist das trauliche Dorf Gutach. Zwei Künstler haben sich denn auch seit vielen Jahren hier niedergelassen und ihr Heim aufgeschlagen: Professor W. Hasemann und C. Liebig. Welchem Schwarzwaldkenner wären diese Namen wohl unbekannt? In vielen Werken, haben sie der Welt die Schönheiten des Schwarzwaldes, vor allem des Kinzigtales, seiner Bauten und Bewohner, verkündet. Hier lebten sie zusammen ihrer Kunst, fern vom Weltgetriebe; ein gemeinschaftliches Schaffen, das nur der Tod störte. Ersteren deckt jetzt ein Grabhügel im Schatten der Dorfkirche. An der Kirchhofmauer, unterm Fliederbusch hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. C. Liebich ist alleingeblieben, aber alljährlich, wenn es zu sprossen beginnt, finden sich Künstler bei ihm ein, die hier in freier, schöner Natur ihre Studien machen. Alles was der Schwarzwald nur zu bieten vermag, ist ja hier in engem Kreis vorhanden: grüne saftige Matten und wogende Ährenfelder, an den Abhängen die bescheidene Erika, zwischen Granitfindlingen die goldgelben Ginsterbüsche, von weidenden Viehherden durchzogen, Felspartien und sprudelnde Gebirgsbäche, unter Sträuchern halb verborgen die träumenden kleinen Mühlen mit ihren moosüberwucherten Strohhauben, dann aber die traulichen Bauernhöfe selbst.

Sie sind besonders schön, die Bauernhöfe in Gutach. Ihretwegen sind wir ja gekommen und wollen sie deshalb einer genaueren Besichtigung unterziehen. Der Reiz liegt mehr in ihrer Gesamtwirkung. Die Dächer zeigen wieder das Stroh als Hauptdeckmaterial, mit dem sie früher vollständig überzogen waren, später jedoch sind sie in der Mitte durch Ziegel ersetzt worden. Wie störend dies wirkt, bemerken wir besonders oben am Dachfirst, in dessen Verlauf das Stroh übersteht und einen bürstenartigen Kamm bildet. Er ist charakteristisch für die Häuser von Gutach. Originell sehen die Firstenden aus, an denen dieser Kamm die dort befindlichen Luft- und Rauch-Abzugslöcher überhängt. Malerisch wirkt der Giebel des in Abb. 136 gegebenen Hauses, der durch das weitüberhängende Dach in Schutz genommen wird. Sein Bild ist vollständig verschieden von dem des zuletzt besprochenen Bernauer Hauses. Die untere Galerie fehlt hier, überhaupt werden die Galerien am nördlichen Bauernhaus seltener. Nur am Dachgeschoß ist eine angebracht, die aber fast ausschließlich als Lagerplatz in ertragsreichen Jahren dient. Zu ihrer Seite haben wiederum die Taubenschläge Unterkunft gefunden. Dort herrscht auf den vorstehenden Stangen der Öffnungen ein reges Leben, ein fortwährendes Auf- und Anfliegen der Tauben.

Der Holzbau des Giebels und des ganzen Hauses läßt jede Schnitzarbeit und Verzierung vermissen; alles ist einfach gehalten, nur auf das Praktische bedacht. Und trotzdem wirkt der Giebel als Ganzes schön. Wohnlich und traut ist der Eindruck des Hauses. Höchst malerisch steht es auf dem Wiesenplan, zu dem die Zäune überleiten. Obstbäume umgeben es, hüllen es im Frühjahr ein in weißschimmernde Blütenpracht, in ihr grünes Blätterwerk den Sommer über, und huldigen ihm im Herbste reichbehangen mit Früchten.

Die innere Einteilung der Gutacher Häuser weicht etwas ab von dem der ausführlich beschriebenen Dreisambauten, wenigstens im Wohnteil, dessen Räume alle an der Front des Giebels untergebracht sind. In der Mitte befindet sich stets eine Küche, die durch beide Stockwerke verläuft. Sie hat am Giebel einen Ausgang, von dem eine Treppe herabführt. Durch das Gatter über dem Ausgang entweicht der Rauch ins Freie. Links der Küche befindet sich die Stube, rechts dagegen die Schlafkammer oder die Libdingsräume. Der Hausgang führt in gleicher Breite quer durchs ganze Gebäude, von einer Längsseite zur andern. Die Anordnung der hinteren Hälfte mit den Ställen zeigt keine wesentliche Änderung gegenüber der früher besprochenen; sie ist etwa dieselbe wie die des dargestellten Doppelhauses in Abb. 113.

Abb. 136.

Ein typisches Gutacher Bauernhaus.

(Der untere Schlauchbauernhof in Gutach-Steinenbach. Leider im Frühjahr 1914 durch Brand vernichtet).

Die Fachwerkbauten des Kinzigtales.

Während sämtliche Häuser und Höfe des südlichen Schwarzwaldes „Ständerbauten" darstellen, deren Wesen wir bei der Beschreibung der Dreisamtalhäuser eingehend geschildert haben, begegnet uns im nördlichen Schwarzwald eine andere Bauart. Schon in Gutach, und zwar erstmals unter den sich um die Kirche gruppierenden Häusern finden wir einige „Fachwerkbauten". Noch häufiger sehen wir sie im Kinzigtal selbst, das wir bei der nächsten Bahnstation erreichen.

In all den Ortschaften und Städtchen, die sich in diesem Tale ausbreiten, wie Gengenbach, Steinach, Haslach, Hausach, Wolfach, Schiltach, Alpirsbach, sowie in den Dörfern der Nebentäler sind viele Fachwerkbauten anzutreffen, an deren schmuckem Aussehen der Wanderer seine Freude hat. Sind es auch zumeist Häuser der Gewerbetreibenden, oder Rat- und Wirtshäuser, die, bald vorstehend, bald bescheiden zurücktretend, die Straßen abwechslungsreich und schön gestalten, mit Erkern oder Lauben, epheuumrankten Hofeinfahrten geschmückt sind und somit malerische Winkel bilden, wie man sie sich reizvoller nicht denken kann, so findet man doch auch Bauernhöfe in dieser Art errichtet.

Das Vorkommen dieser vielen Fachwerkbauten im Kinzigtal wird für den Uneingeweihten etwas rätselhaft erscheinen, weniger aber demjenigen, der die Bauart in der Rheinebene kennt. Stellen doch fast ohne Ausnahme die Häuser der dortigen Ortschaften Fachwerkbauten dar, wodurch die Annahme, daß sich ihr Gebiet allmählich auch in das Kinzigtal erstreckte, gewissermaßen berechtigt erscheint. Unerklärlich bleibt es aber dann immerhin, daß diese Fachwerkbauten nicht auch in den andern Tälern, die ebenfalls in die Rheinebene auslaufen, Eingang gefunden haben. Es muß demnach in dieser Beziehung noch ein anderer Grund für die Kinzigtäler ausschlaggebend gewesen sein. Und diesen dürfte die Nähe Straßburgs abgeben. Mit Straßburg stand ja in früheren Zeiten, in denen es noch keine Eisenbahnen gab, die Kinzigtäler Bevölkerung, namentlich die Bauernschaft in regem Verkehr. War doch diese alte Stadt das Absatzgebiet ihrer Produkte, besonders aber ihres Holzes. Daß Straßburg, überhaupt das Elsaß, nicht ohne Einfluß auf die heimische Bauart gewesen sein kann, beweisen so manche Eigenarten, die die Fachwerkbauten des Kinzigtales mit denen des Elsaßes gemein haben. Dort mögen wohl auch die Kinzigtäler Bauhandwerker zeitweilig tätig gewesen sein, sich mit dieser Bauart vertraut gemacht und sie später in ihrer Heimat angewandt haben.

Aber mögen nun diese Fachwerkbauten diesem oder jenem Grund ihr Dasein verdanken, wir freuen uns ihrer. Durchweg sind es prächtige, reizvolle Gebäude, die den Ortschaften einen ganz eigenartigen Charakter verleihen und ihnen den Stempel alter Zeiten aufdrücken, von Zeiten, in denen das Kunstgewerbe blühte und die Kunst selbst in die breitesten Volksschichten gedrungen und deren Gemeingut geworden war. Solche Gedanken kommen uns wenigstens, wenn wir die heutigen grauen, glattverputzten Bauten betrachten, die im Vergleich zu den alten Fachwerkbauten eintönig, freud- und leblos erscheinen.

Es ist eine vielverbreitete Ansicht, daß ein Haus in Fachwerk billiger zu stehen komme, als in Ständerart; auch hört man öfters von den Schwarzwälder Bauern, daß die enorm gestiegenen Holzpreise den Ständerbau unmöglich machten. Beide Behauptungen scheinen doch etwas gewagt und bedürfen der Richtigstellung. Daß ein reiner Holzbau, also Ständerbau, der hohen Holzpreise wegen heute unmöglich sei, hört sich jedenfalls aus dem Munde eines begüterten Schwarzwälders mit großem Holzbestand sonderbar an. Doch soll das hier nicht weiter erörtert werden. Dagegen kann doch wohl behauptet werden, daß eine Verminderung der Baukosten eines Hauses durch angewandtes Fachwerk nur bei den einfachsten ländlichen Bauten erzielt werden kann, woselbst die Handwerker nur auf das Konstruktive der Bauart Wert legten, nur das unbedingt zur Sicherung der Bauten nötige Holzgerüst anwendeten und jede dekorative Wirkung durch entbehrliche Hölzer außer acht ließen. So wird es sich auch mit den Häusern in den Ortschaften der Rheinebene verhalten, da diese nichts Unnötiges aufweisen, keinen Zierrat, Vorbauten usw. Ihre Wände, namentlich die regelmäßig der Straße zugerichteten Giebel, zeigen in ihren Flächen nur das nötige Holzwerk, liegende und stehende Balken, schrägverlaufende Büge oder Streben, gerade soviel, als die Sicherheit der Bauten erfordert. Trotzdem muß bemerkt werden, daß auch diese einfachen Bauten ihren Reiz haben. Manches schöne Straßenbild bringen sie in ihrer Einheit zustande und überraschen denjenigen, der zufällig durch eine solch abgelegene Ortschaft kommt. Als einziges künstlerisches Motiv könnte man an ihnen die schmalen Schutzdächer ansehen, die über jedem Stockwerk den Giebel quer durchschneiden. Neben ihrer Bestimmung, das Regenwasser fernzuhalten und abzuleiten, dekorieren sie das Haus auch gleichzeitig. Von den Fachwerkbauten der Rheinebene könnte man demnach sagen, daß sie billiger zu erstellen sind als die Ständerbauten des Schwarzwaldes.

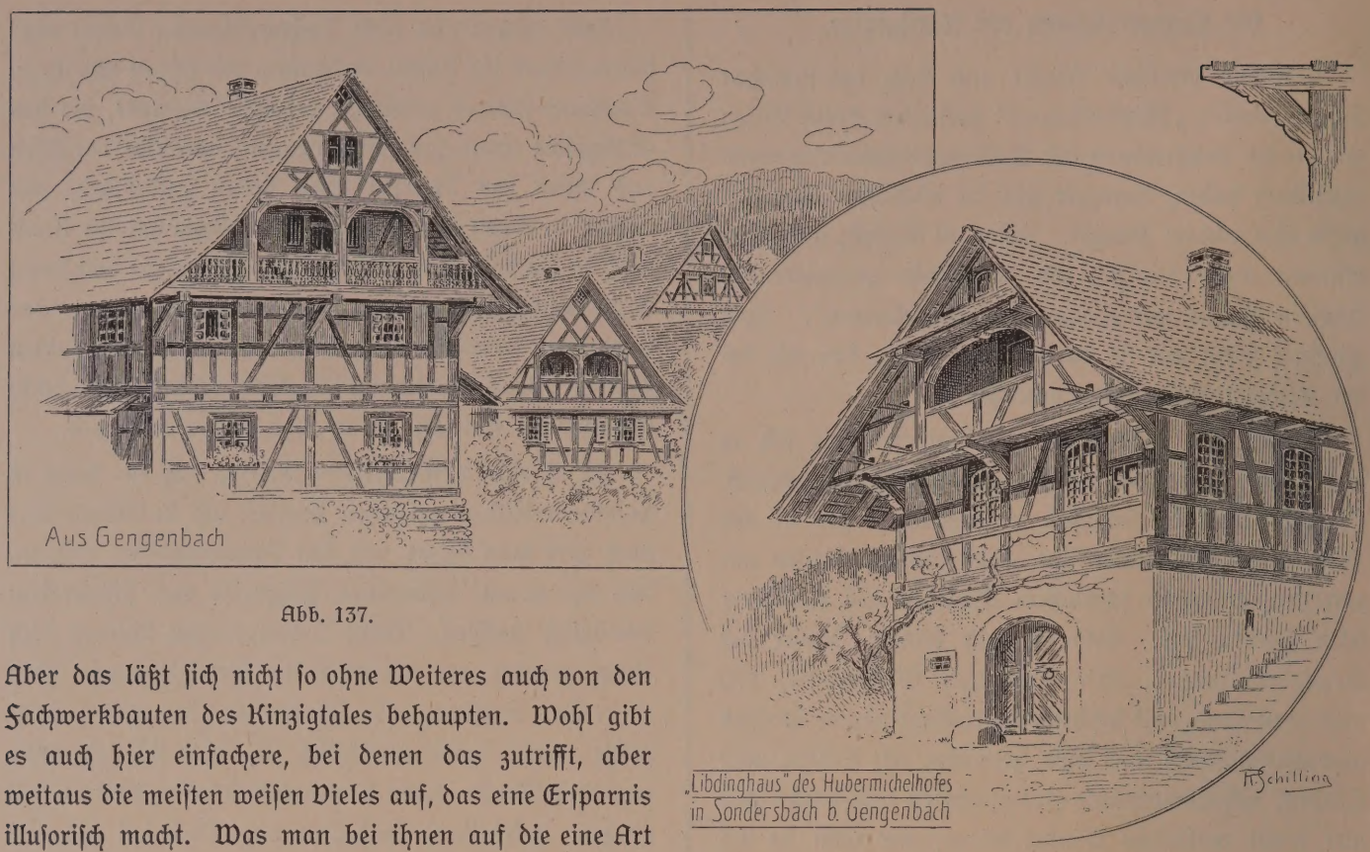


Abb. 137.

Aber das läßt sich nicht so ohne Weiteres auch von den Fachwerkbauten des Kinzigtales behaupten. Wohl gibt es auch hier einfachere, bei denen das zutrifft, aber weitaus die meisten weisen Vieles auf, das eine Ersparnis illusorisch macht. Was man bei ihnen auf die eine Art sparte, verwendete oder verschwendete man auf die andere Art. Betrachten wir sie genauer, so sehen wir an ihnen Vorbauten, Erker und Lauben, ja sogar Schnitzerei, was alles doch nur so gedeutet werden kann, daß die Leute mehr auf die Schönheit ihres Heims bedacht waren, als an ihm Ersparnisse zu machen. Das Vorkommen der Fachwerkbauten im Kinzigtal darf man demnach nicht so auslegen, daß diese Art gegenüber den Ständerbauten billiger zu erstellen war, sondern daß es sich bei ihnen wie bei einer Modesache handelt, die sich bis ins Kinzigtal erstreckte.

Von den Fachwerkbauten kann man also behaupten, daß ihr Äußeres gewissermaßen auf die finanziellen Mittel und das Verständnis für Schönheit ihrer Bewohner schließen läßt, denn die Bauhandwerker waren genötigt sich nach diesen zu richten. Frei konnten sie dort ihre Gestaltungs- und Schöpfungsgabe entfalten, wo hierfür die Mittel und das Verständnis vorhanden waren; dagegen beschränkten sie sich auf das Nötigste, wo beides fehlte. Ein zu errichtendes Fachwerkhaus ermöglichte ihnen ein viel freieres, individuelleres Schaffen als ein Ständerbau. Um das besser zu erklären, sind wohl einige Worte über die Eigenheiten des Fachwerks angebracht.

Bei den bisher geschilderten Ständerbauten, haben wir beobachtet, daß deren Wände durch steile Bohlen gebildet sind, die in ausgenutete Pfosten oder „Ständer" geschoben und bei denen rechtwinkliche Rahmen durch außenanliegende Büge gegen Verschiebung gesichert werden. Im Gegensatz hierzu sehen wir beim Fachwerkbau die durch die festen Holzrahmen gebildeten Zwischenräume oder Fächer mit Steinen ausgemauert. Die beim Ständerbau vorgelagerten Büge sind im Fachwerkbau mit den Holzrahmen vereinigt und durchkreuzen in schräger Richtung die wagrechten Balken. Auch so dienen sie dem Zweck, das Rahmenwerk gegen seitliche Verschiebung zu sichern, sind also von großer konstruktiver Bedeutung; allein sie sind auch dasjenige Glied des Baues, durch das die dekorative Wirkung hauptsächlich erzielt wird, denn sehr oft treten sie in so großer Zahl auf, wie es die Sicherheit des Baues keineswegs erfordert. Von links nach rechts oder umgekehrt, schräg verlaufend, ja sogar sich kreuzend, sind sie dem Rahmen mit Geschmack eingeordnet, durchqueren die Flächen und bringen jene schöne Wirkung hervor, die uns die Fachwerkbauten so reizvoll erscheinen läßt. Ein zumeist dunkelbrauner Anstrich hebt das Balkengerüst vom ausfüllenden Mauerwerk ab und läßt die Schönheit der prächtigen Fachwerkbildungen recht augenfällig zur Geltung kommen, schützt sie aber auch gegen Verwitterung.

Zu der Ansicht, daß die Zimmerleute bei den Fachwerkbauten ihre Fantasie und Gestaltungsgabe viel freier entfalten können, wird jeder kommen, der einige dieser Gebäude miteinander vergleicht. An jedem Bau wird er eine andere konstruktive Lösung des benötigten

Abb. 138.

Eines der schönsten Fachwerkhäuser des Kinzigtales.

Das Gasthaus zum Adler in Steinach.

Abb. 139. Fachwerk-Bauernhaus in Oberwolfach.

Holzgerüstes und andere durch schrägverlaufende Streben gebildete Figuren wahrnehmen. Solche Beispiele sind in der Häusergruppe von Gengenbach Abb. 137 gegeben. Alle drei dargestellten Giebel lassen andere Fachwerkbildungen erkennen. Wir sehen an ihnen teilweise auch die erwähnten Schutzdächer, die den Häusern der Rheinebene eigen sind. Aber noch manches Andere entdecken wir. So steht z. B. das Dachgeschoß des linksstehenden Hauses vor und zeigt eine Galerie, die durch eingesetzte gedrehte Stäbe der Brüstung entlang geschmückt ist. Oben erhalten die Öffnungen zwischen den hinaufreichenden Pfosten eine Abrundung durch eingesetzte Büge. Am nebenstehenden Hause ist diese Galerie durch Ausmauerung der Brüstung und der seitlichen Fächer unter der Dachkante in eine Laube verwandelt. Solche Lauben nehmen sich sehr schön aus, was man besonders am dargestellten Libdinghaus von Sonderbach derselben Abbildung ersieht. Hier ist sie noch durch ein schmales Dach geschützt. Zu beiden Seiten sind die Taubenschläge untergebracht. Das Haus steht auf hohem gemauertem Unterbau, der die Keller enthält. Außen führt die Treppe hinauf zur Wohnung, die sich die früheren Hofbesitzersleute ausbedungen haben. Originell ist das Fensterchen, das in einem Fache zwischen dem Eckpfosten und dem großen Fenster eingelassen ist. Es ermöglicht den alten Leuten, sogar bei Tisch, alle Vorgänge am nebenstehenden Hofe zu beobachten. Wenn sie sich auch zurückgezogen haben, ihr Denken und Fühlen gilt immer noch ihrem ehemaligen Hof bis an ihr Lebensende.

Eines der schönsten Fachwerkhäuser des Kinzigtales gibt die Abb. 138 wieder: das Gasthaus zum Adler in Steinach. Stattlich und würdevoll steht es da und läßt auf Wohlhabenheit des Erbauers und Besitzers schließen. In vollem Ebenmaß, von unten bis oben, zeigt es die schönen Fachwerkbildungen. Was an Schönheit und Linienführung geleistet werden konnte, ist an diesem Bau zu finden. Zwischen senkrechten und wagrechten Balken Verstrebungen und Büge in reicher Anordnung, leicht geschwungene, ineinandergefügte Andreaskreuze an jeder Fensterbrüstung des Erdgeschosses, quadratisch ineinandergeflochtene Figuren an der des zweiten Stockes, die, trotzdem sie dekorierend angebracht, nicht ohne konstruktiven Zweck sind, es sind eben Zierformen, die aus den zweckmäßigen Werkformen erwuchsen. Die hervor-

stehenden Fenstergesimse zeigen sogar Schnitzverzierungen, und Schutzdächer ziehen sich am Giebel über jedem Stockwerk hin. Kein städtisches Haus, massiv aus Steinen erbaut, mitsamt seinen Gliederungen und Gesimsen, kann einen schöneren Eindruck machen, wie dieses Fachwerkhaus.

Die Abbildungen 137 und 138 stellen jedoch keine ausgesprochenen Bauernhäuser dar, daß es aber auch solche gibt, die in Fachwerk errichtet wurden, das zeigt uns Abb. 139. Man wird finden, daß der infolge des angewandten Fachwerks gewonnene Gesamteindruck im Vergleich zu allen übrigen Schwarzwaldbauten wesentlich derselbe ist. Zierformen gewahren wir nur zu beiden Seiten des Wohnecks unter den zusammengekuppelten Fensterreihen. Die gleichen quadratisch ineinandergeflochtenen Figuren sind da angebracht, wie wir sie schon am Gasthaus zum Adler in Steinach sahen. Da auch die Entstehungsjahre beider Häuser nur um kurze Zeit differieren, liegt die Vermutung nahe, daß beide Häuser von demselben Zimmermann errichtet worden sind, trotzdem ihr Standort etwas weit auseinander liegt.

Wenn am dargestellten Bauernhof das Fachwerk auch einfach gehalten ist, wäre es trotzdem gewagt, zu behaupten, daß dieser Hof durch Anwendung des Fachwerks weniger hoch zu stehen kam.

Er führt uns bereits in den nördlichen Schwarzwald, da wir an ihm Einrichtungen erkennen, die nur an den dortigen Bauten wahrgenommen werden. Bei ihnen befindet sich der Stall unter der Wohnung, dort, wo sich in den Bauten des südlichen Schwarzwaldes der Keller befindet. Die Stalltüren und die des Futterganges befinden sich an der Giebelseite. Wir sehen am Bild deutlich, wo das Vieh heraus auf die Weide getrieben wird. Vor den Stalltüren befindet sich ein Brunnen mit Tränke. Die Geschirre der Zugtiere pflegen unter der an der Längsseite angebrachten Treppe aufbewahrt zu werden, wo (im Bilde) der Bauer Holz zerkleinert. Eine weitere Merkwürdigkeit dieser nördlichen Bauten — nicht aller — bildet der dunkle Spalt über der Stube, der als „Rauchbühne“ oder „Nußdörre“ bezeichnet wird. Ihn wollen wir im Folgenden erklären.

In der Abb. 140 erblicken wir wiederum einen Ständerbau; er führt uns nach Sondersbach, einem Seitental der Kinzig, bei Gengenbach gelegen. Er zeigt diesen Spalt besonders deutlich, und bedeutend höher wie am Hof der vorigen Abbildung, bei dem er sich nur über die Stube erstreckte; hier dagegen über die gesamten Wohnräume hinweg, quer durch den ganzen Giebel verläuft.

Diese höchst merkwürdige Einrichtung zeigen viele Häuser des Kinzigtals und dessen Nebentäler, hauptsächlich der von Norden einmündenden. Außerhalb des Kinziggebietes ist sie nicht anzutreffen. Sie hat schon manches Kopfschütteln verursacht. Auch die Fachleute, die Architekte, sind sich nicht recht klar über den Zweck dieses Spaltes, und selbst den Besitzern der Häuser kommt diese Einrichtung etwas spanisch vor. Man bringt sie mit diesbezüglichen Fragen etwas in Verlegenheit und bekommt dann zur Antwort, daß es die „Rauchbühne und Nußdörre“ sei, eine Erklärung, die ungenügend erscheint. Denn man kann es zunächst nicht recht begreifen, daß ausschließlich deshalb eine solch eingreifende Veränderung der üblichen Bauart getroffen wurde, auch wenn man anzunehmen geneigt ist, daß früher mehr Nußbäume vorhanden waren, die den Bauern größere Einnahmen brachten.

In der gegenwärtigen Zeit dienen diese Zwischenräume keinem weiteren Zweck, höchstens sieht man Körbe hinaufgeschoben und wohl auch Holz. Wenn aber der Küchenherd in Tätigkeit ist, quillt dessen Rauch bläulich aus diesen Rauchbühnen heraus ins Freie. Er kommt von der Küche, die bis zum Dachboden hinaufreicht. Sie hat eine Öffnung, durch die der Rauch die Küche verläßt und sich in der Rauchbühne ausbreitet bevor er ins Freie gelangt. Daß er dabei wärmend auf die Wohnräume wirkt, soll nicht bestritten werden. Die damit begründete Annahme aber, daß diese Rauchbühne gewissermaßen als Aufspeicherungsraum überschüssiger Wärme aufzufassen ist, scheint doch zu gewagt. Denn Vorrichtungen, die diesen Raum nach außen völlig abschließen, wenn auch nur teilweise, sind nicht zu entdecken. Andererseits muß man auch bedenken, daß dieser Zwischenraum der kalten Luft Zutritt gewährt, solang der Küchenherd nicht gefeuert wird. Auch kann der Wind durch diese „Bühne“ pfeifen, wenn sie sich quer durch den ganzen Giebel erstreckt, wie das in Abb. 140 der Fall ist. Das alles dürfte doch wohl kaum dazu beitragen, die Stubentemperatur zu erhöhen. Wie ihre Ausdehnung, so ist ja auch die Höhe dieser Rauchbühnen verschieden. Es gibt solche, deren Höhe höchstens 40 cm beträgt, und die infolgedessen keinem andern Zweck dienen können, als dem Rauch den Durchzug zu gewähren; anderseits gibt es aber auch bedeutend höhere — wie am dargestellten Haus — bei denen er 1 m betragen dürfte, und die es den Leuten ermöglichen, sich in ihnen zu bewegen, wenn auch nur gebückt oder knieend. In diese letzteren wurden wohl auch die Nüsse zum Trocknen geschüttet, woher ihr weiterer Name „Nußdörre“ rührt.

Abb. 140. Haus mit „Rauchbühne“ oder "Nußdörre„ der Gengenbacher Umgebung.

Wenn man solche Höfe genau betrachtet, dann erkennt man, daß die Bildung dieser Rauchbühnen die Bauart keineswegs komplizierter gemacht hat. Wir wissen ja, daß die Wände von starken Brettern oder Bohlen gebildet und in die stehenden Pfosten oder Ständer eingenutet werden. Bei den Höfen mit Rauchbühnen hat man aber den verfügbaren Raum nicht vollständig ausgenützt und die Decke niedriger angebracht, sodaß also die Ständer allein zum Dachboden hinauf führen. So ist der Zwischenraum entstanden.

Diese Zwischenräume stellen wie bereits bewiesen in erster Linie den Rauchabzugsweg dar, denn Schornsteine gab es früher im Schwarzwald nicht. Dafür sorgte man seinerzeit auf andre Art für den Abzug des Rauches, und zwar lassen sich drei verschiedene feststellen: die erste Art haben wir bei den Dreisambauten kennen gelernt, bei denen der Rauch durch Öffnen der Türen zu den oberen Räumen, von diesen in den Dachstock und dann erst durch die Lucken an den Firstenden ins Freie gelangt, sie ist die verbreitetste im Schwarzwald. Die zweite Art lernten wir in den Häusern von Gutach kennen, bei denen sich die Küchen in der Mitte des Giebels befinden und die den Rauch durch ein Gatter direkt ins Freie abziehen lassen. Die dritte Art endlich stellt die hier ausführlich besprochene Rauchbühne dar. Da der Rauch in den Küchen stets erst in das über dem Herd befindliche Rauchgewölbe ziehen muß, durch welches die mit in die Höhe geflogenen Feuerfunken abgefangen werden, ist eine Feuersgefahr auf jedem der drei verschiedenen Abzugswege gänzlich ausgeschlossen.

Rauchbühnen finden wir sowohl an Häusern, die die Stallung neben den Wohnräumen haben, als auch an solchen, bei denen sich die Wohnung unter der Stallung befindet. Beide Bauarten, die im Haupttale der Kinzig nebeneinander vorkommen, besitzen außer dem Keller- oder Stallungsgeschoß nur ein Stockwerk, in dem die Wohn- und Schlafräume des Bauern und auch die Gesindekammern untergebracht sind. Die Anordnung dieser Räume ist die gleiche, wie in dem nun zur Darstellung gelangenden Hause des nördlichen Schwarzwaldes.

Abb. 141. Ein Haus aus den Tälern des nördlichen Schwarzwaldes.

Das Haus des nördlichen Schwarzwaldes.

Betrachten wir zunächst daß Äußere eines solchen Hauses in Abb. 141, so ersehen wir aus ihm im Vergleich zu den bisher besprochenen Bauten bereits wesentliche Veränderungen. Von Galerien ist an ihm nicht mehr viel zu sehen, denn am Dachgeschoß, wo wir solche an den zuletzt dargestellten Häusern noch erblickten, sind sie in den Dachraum einbezogen, der infolgedessen vorsteht. Dieses Überhängen der Dachgeschosse ist typisch für alle Häuser des nördlichen Schwarzwaldes. Nur noch vor den Kammern an der Giebelseite ist eine kleine Galerie zu erblicken.

Infolgedessen bestehen hier die Verzierungen, zu denen bisher die Galerien zählten, nur noch in geringfügigen Schnitzereien. So sind z. B. die Büge, die das austragende Gebälk des Dachbodens stützen, verschiedenartiger Bearbeitung unterzogen worden. (Vergl. Abb. 145). Die Giebelbretter des vorstehenden Dachgeschosses sind an ihrer unteren Kante gekerbt und einzelne davon zur Verdeckung der vorspringenden Dachbalken verlängert. Diese Verlängerungen zeigen Herz- oder Schwalbenschwanzform und haben wohl noch den praktischen Zweck, die Stirnseite der Balken vor Fäulnis zu bewahren.

Am übrigen Äußeren der Häuser sind nur noch die Türumrahmungen bemerkenswert. Den Halbkreis, in den man überall im südlichen Schwarzwald ihre obere Hälfte gehalten findet, sucht man im nördlichen vergebens. Die Versteifung, die dort bogenbildende Büge zugleich bewerkstelligen, besorgen hier, unten wie oben, in die Pfosten und Schwellen eingelassene Streben. Der eingesetzte Türsturzbalken zeigt leichte Bearbeitung durch Schnitzerei, und die darüber fast regelmäßig genannte Jahreszahl läßt uns das Alter des Hauses erkennen. Daß es hier steinalte Bauten gibt, ersieht man in Abbildung 143 aus der Zahl des oberen Balkens.

Einen senkrechten Längsschnitt durch das oben dargestellte Haus vermittelt Abb. 142. Er zeigt im Vergleich zu dem Schnitt des Dreisamtalhauses auf Seite 43 eine vollständig verschiedene Anordnung der Räume. Als wesentlichste Veränderung finden wir hier die Stallung *unter* der Wohnung, den Keller dagegen im gleichen Stockwerk der Wohnräume, jedoch an seinem entgegengesetzten Ende, untergebracht. Dort ist ja das Haus in den Berghang eingebaut und dadurch die nötige kühle Temperatur gegeben. Die Kellerlage ist übrigens aus dem Plan des Hauses (Seite 147) gut zu ersehen. Es hat also ein Tausch zwischen den Plätzen der Stallung und des Kellers stattgefunden. Da letzterer aber nicht den gleichgroßen Platz beansprucht wie die Stallung, ist der

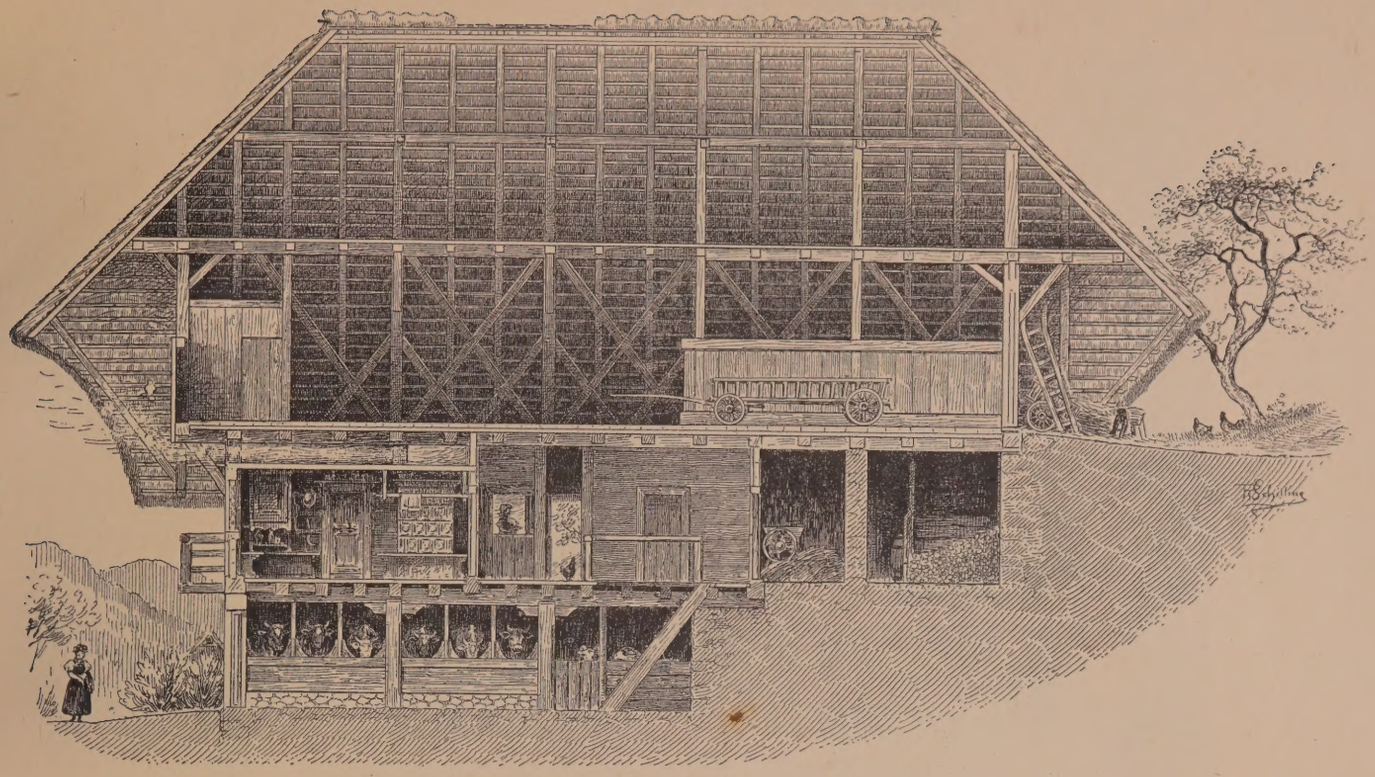


Abb. 142. Senkrechter Längsschnitt durch ein Haus des nördlichen Schwarzwaldes.

weiter verfügbare Raum durch die Schlaf- und Gesindekammern ausgefüllt und dadurch ein zweites Stockwerk, das das Haus des südlichen Schwarzwaldes fast allgemein aufweist, vermieden worden.

Im Längsschnitt sehen wir links, über der Stallung, in die Stube, darin den Kachelofen und die Türe zur Kammer und dem Libdingsraum; neben der Stube gewahren wir den Hausgang, der zwar vorn eine ziemliche Breite hat, in der hinteren Hälfte jedoch — durch die vorstehende Küche verursacht — nur noch ganz schmal zur andern Längsseite des Hauses weiterführt. Neben diesem, am Vorstoß der Küche, fand gerade eine Türe Platz. Ihre obere Hälfte ist im Bilde geöffnet dargestellt, sodaß wir auch in die Küche und darin die Bäuerin hantieren sehen. Rechts des Hausganges (vgl. auch den Plan in Abb. 146) sind Schlafkammern angeordnet; vorn eine für Angehörige des Besitzers, nach hinten zwei solche für das Gesinde. Eine der letzteren ist ziemlich dunkel, da sie ringsum von anderen Räumen umgeben ist; diese wird gewöhnlich dem Hirtenbuben zugeteilt. Zwischen den Kammern aber führt ein abzweigender Gang in den „Futterstock", sowie eine Treppe in den Stall hinab. (Gang und Treppe sind im Längsschnitt des Hauses getroffen.) Im Futterstock wird das Futter für das Vieh zubereitet, eine Futterschneidmaschine ist darin zu sehen. Durch eine Öffnung in einer Decke kann das Heu usw. vom Dachstock herabgeworfen werden und gelangt auf dieselbe Art über die Treppe in den Stall hinunter. Warmes Futter und Getränk für das Kleinvieh, das in der Küche zubereitet wird, gießt man gewöhnlich in einen dafür vorhandenen Holzkanal (Tränkeschlauch), der durch den Küchenboden in den Stall führt. Dort fließt es in untergestellte Gefäße. Im Stall selbst verläuft der Schnitt durch den Futtergang. Wir sehen da eine Reihe von Ständen mit den Kühen, im inneren Teil, neben der Treppe, den Raum für Schafe oder Ziegen. Vom Keller, rechts des Futterstockes, haben wir schon gesprochen. Nur die Stube wollen wir nochmals betrachten. Sie

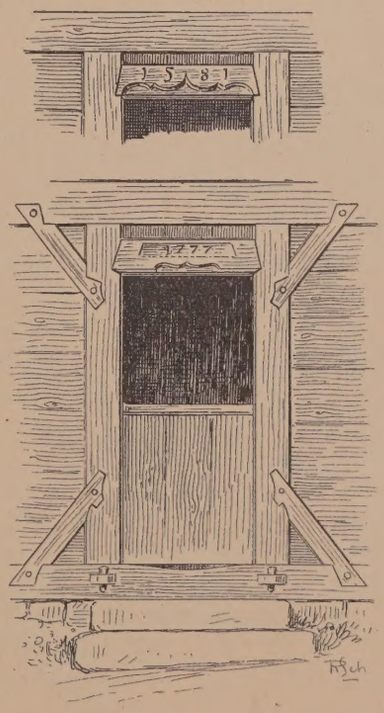


Abb. 143. Türrahmen.

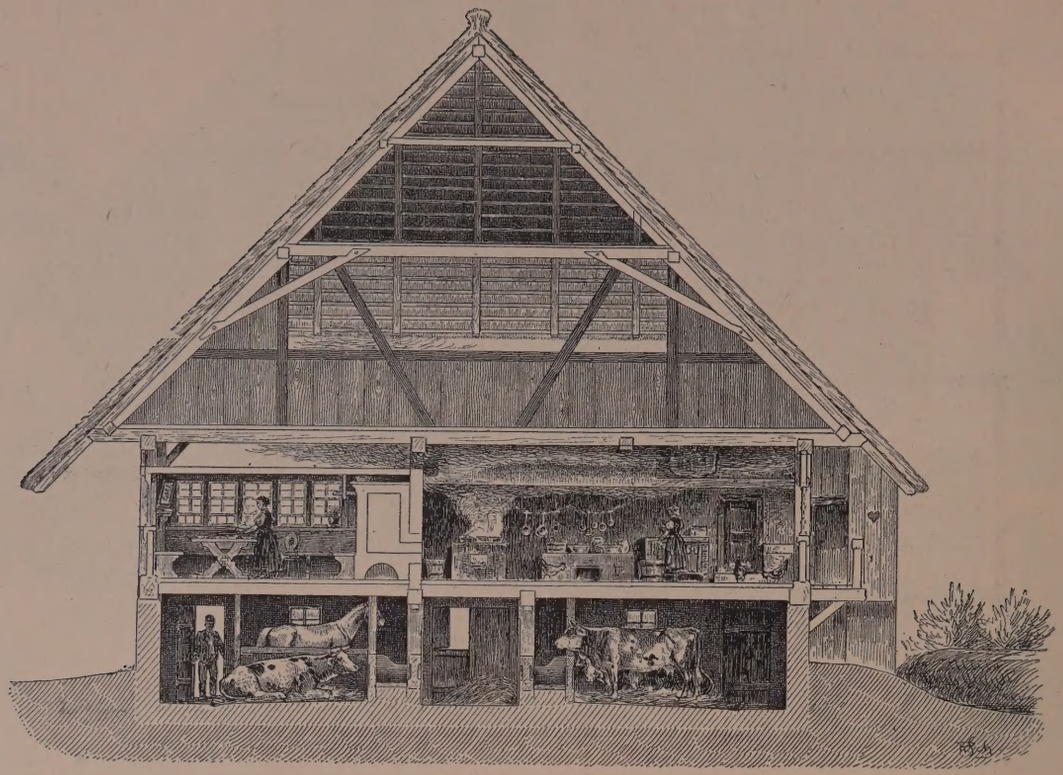


Abb. 144. Senkrechter Querschnitt durch ein Haus des nördlichen Schwarzwaldes.

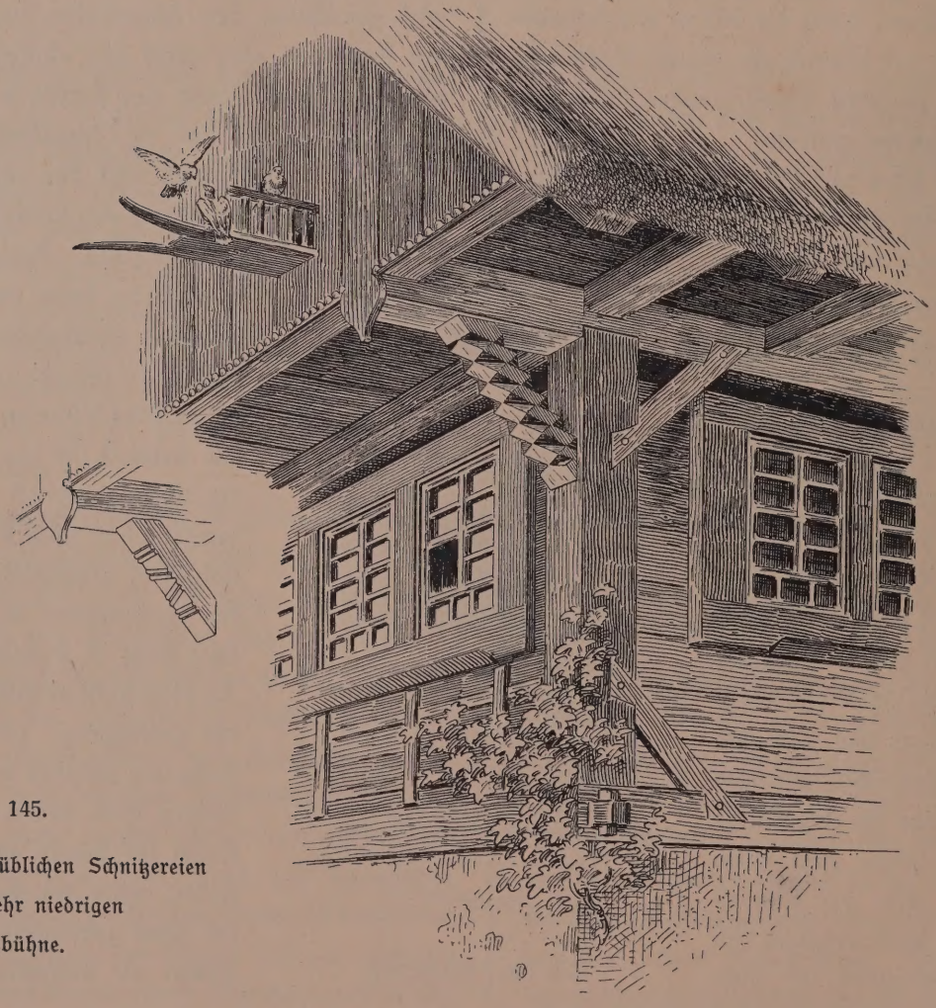


Abb. 145.

Hausecke mit den üblichen Schnitzereien und einer sehr niedrigen Rauchbühne.

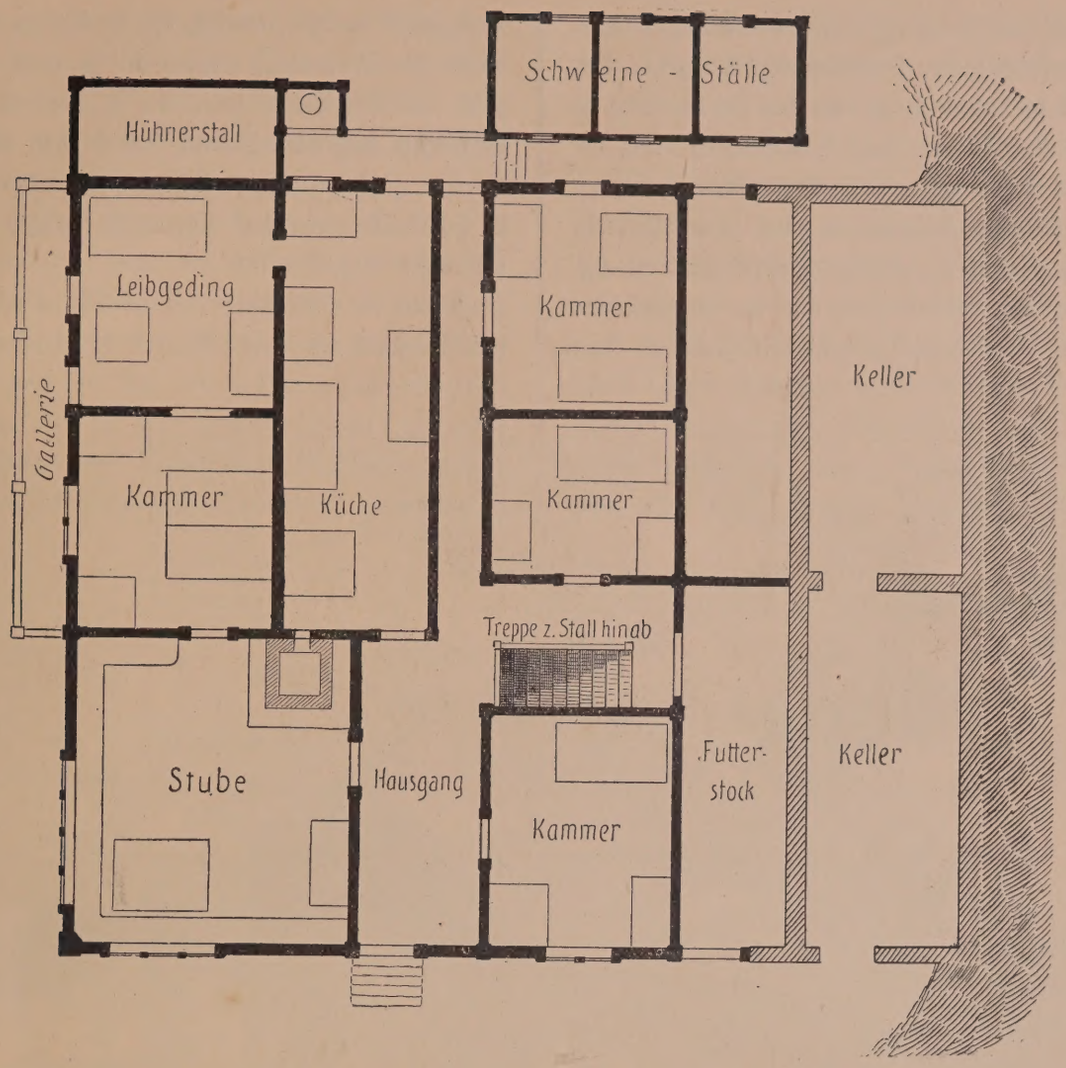


Abb. 146. Plan zum dargestellten Haus des nördlichen Schwarzwaldes.

ist niedriger gehalten als alle andern Räume des Stockwerkes, denn über ihr, zwischen der Decke und dem Dachboden, zieht die Rauchbühne hindurch. Man sieht deutlich die Stelle, wo der Rauch die Küche verläßt, dann wie er die Rauchbühne durchzieht und am Giebel ins Freie gelangt.

Die Bauart des Dachstockes ist ungefähr die gleiche, wie wir sie an den Dreisambauten beobachtet haben. In der hinteren Hälfte, der Einfahrt zu, finden wir den stehenden Dachstuhl angewandt, bei dem Säulen also bis zur Dachfläche hinauf reichen, und in der vorderen den liegenden Dachstuhl, der es ermöglicht mit den Wagen freier umzugehen.

Der beigefügte Plan des Hauses ermöglicht eine genaue Orientierung über die Anordnung der Räume. Zur Ergänzung diene aber noch ein Querschnitt durch die vordere Hälfte des Hauses. (Abb. 144).

Da sehen wir im Stalle die beiderseitigen Viehstände und zwischen ihnen den Futtergang, von dem aus das Futter in die Krippen geworfen wird. Über der Stallung führt der Schnitt rechts durch die ganze Länge der Küche. Qualmend steigt der Rauch vom Herd in das Rauchgewölbe, aus dem er, nachdem die Funken sich darin festgesetzt haben, seitlich wieder heraus muß. Dann, gleichsam einen Ausgang suchend, gelangt er durch die Öffnung zur Rauchbühne und erreicht so, wie bereits beschrieben, das Freie. Neben der Küche läßt uns das Bild einen Blick in die Stube werfen. Wir bemerken in ihr den Ofen, der von der Küche aus geheizt wird, und in der Fensterecke den Tisch mit den gekreuzten Beinen, auf den gerade die Bäuerin die dampfende Suppe aufträgt. Das Dach zeigt den liegenden Dachstuhl. —

Die ganze Anlage des nördlichen Schwarzwaldhauses, mit der veränderten inneren Anordnung, die besonders deutlich im senkrechten Längsschnitt zur Darstellung gelangt, hat zu der Behauptung geführt, daß das steile Gelände zu dieser Bauart geführt habe. Und tatsächlich schmiegt sie sich ihm vortrefflich an, ist ihm sehr gut angepaßt. Terassenförmig ist das Haus mit seinen

Stockwerken in den Berghang eingebaut, wodurch sogar eine ebene Einfahrt in den Dachstock erzielt wurde. Der ganze Bau ist im Vergleich zu dem des Dreisamtales in Abb. 37 wesentlich kürzer, was hauptsächlich durch die Verlegung des Stalles unter die Wohnräume verursacht wurde. Zu genannter Behauptung muß jedoch bemerkt werden, daß man sich die Berghänge des nördlichen Schwarzwaldes nicht steiler denken darf als die im südlichen. In beiden sind die Bodenverhältnisse die gleichen. Auch im südlichen gibt es viele Höfe, die an sehr steilen Abhängen errichtet worden sind, und andererseits findet man im nördlichen Schwarzwald auch Höfe, sehr große Höfe, die auf vollständig ebenem Talboden stehen und deshalb eine hohe, steile Einfahrtsrampe haben. Die richtigen Beweggründe, warum die Bauart im nördlichen Schwarzwald eine andere ist, lassen sich also nicht so leicht feststellen. Ebenso schwierig ist die Frage zu beantworten, ob diese Bauart der Häuser des nördlichen Schwarzwaldes sich in ihm entwickelt, oder irgendwoher eingewandert ist. Dieselbe Anordnung, auf der ihr Unterschied beruht, nämlich die Verlegung der Stallung unter die Wohnung, trifft man ja auch anderwärts, z. B. im Odenwald, an. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß diese Bauart von dorther, also aus dem Norden, im Schwarzwald übernommen wurde, eben weil sie sich dafür eignet und dem meist schrägen Baugelände viel besser anpassen läßt. —

Wenn man die Täler des nördlichen Schwarzwaldes durchwandert und deren Bauten dabei einer Musterung unterzieht, so kann man die Wahrnehmung machen, daß diese gewissermaßen an Schönheit verlieren, je nördlicher man kommt. Wohl zeigen sie manche Eigenart, doch eine Gleichstellung mit den Bauten des südlichen Schwarzwaldes können sie nicht beanspruchen.

Wie schon erwähnt, vermißt man an ihnen größtenteils die Galerien, die doch die meisten der vorgeführten Bauten so schön gestalteten und schmückten. Sie sind hier nur höchst selten zu erblicken. Sodann macht man noch die Entdeckung, daß auch die abgewalmten Giebel seltener werden, allmählich ganz verschwinden und durch steile ersetzt werden.

Abb. 147. Haus des Schapbachtales mit Walmdach.

Das Haus in Abb. 147 zeigt zwar noch das abgewalmte Giebeldach, aber keine Galerie. Oben am Dachgeschoß, wo sie sonst noch zu finden war, steht dieses über. Das Schapbachtal, dem dieses Haus entnommen wurde, ist insofern beachtenswert, weil seine Bauten sehr oft den Vorbau am Giebel aufweisen, den wir, allerdings in etwas anderer Art, schon bei denen des Dreisamtales kennen lernten. Das untere gemauerte Stallgeschoß zeigte ihn noch nicht; nur oben am Stock der Wohnräume bemerken wir ihn, woraus wiederum geschlossen werden kann, daß er nur gemacht wurde um mehr Raum für Küche und Kammer zu gewinnen, genau so wie wir es beim Haus des Dreisamtales ausführlich gewahrt, so finden wir das bei den beiden Häusern der Abb. 148 schon bedenklicher. Eigenartig und originell ist zwar auch das Aussehen dieser Häuser mit ihren riesigen Dachflächen, deren Firstenden im Gegensatze zu den Walmdächern weit über die Giebelwände vorstehen. Diese sollen ja auch in Schutz genommen werden. Da sich die einzelnen Stockwerke nach oben immer mehr vorschieben, ragt das Firstende eine gutes Stück weiter vor als die Traufkanten des Daches. Beim Anblick dieser Häuser wird man unwillkürlich an die schwäbischen Städte erinnert, deren enge Straßen sich durch die, an jedem Stockwerk weiter austragenden Häuserfronten nach oben immer mehr verschmälern und es den Be-

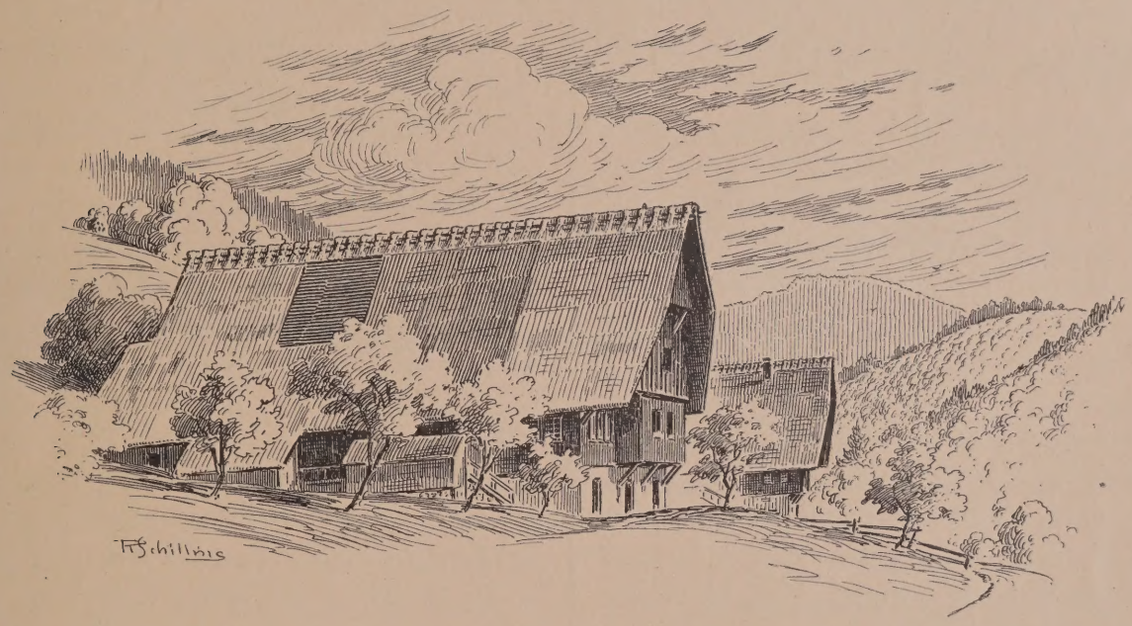


Abb. 148. Häuser des Schapbachtales mit steilen Giebeln und vorstehenden Satteldächern.

behandelt finden. Dieser Vorbau steht genau soweit vor wie das Dachgeschoß und wird von Holzsäulen, die auf Steinen ruhen, getragen oder von der Mauerwand aus durch schräg nach außen gerichtete Balken gestützt. Einigen Schutz gibt der Vorbau dem Platz vor den Stalltüren, auf dem der Brunnen steht. Merkwürdig ist es aber, daß der Vorbau in Fachwerk gehalten ist, während doch das Haus selbst ein Ständerbau ist. Die Annahme jedoch, daß dieser Vorbau erst später angefügt worden sein könnte, bleibt deswegen doch zweifelhaft, denn an Bauten dieser Gegend findet man öfters beide Bauarten verwendet.

Wird durch das Walmdach des zuletzt besprochenen Hauses die Schwarzwälder Bauart einigermaßen noch wohnern der oberen Stockwerke ermöglichen, den gegenüber Wohnenden, wie man zu sagen pflegt, in den Kochtopf zu schauen.

Eine andere technische Bauart des nördlichen Schwarzwaldes, die sich von den bisher geschilderten Ständer- und Fachwerkbauten stark unterscheidet, sei hier zum Schluß noch kurz besprochen: der Blockbau. Die Bildung der Wände des in Abb. 149 dargestellten Hauses lassen einen solchen ohne weiteres erkennen; sie bestehen aus viereckig gearbeiteten und aufeinandergelagerten Balken, die sich an den Hausecken kreuzen und dort ineinandergefügt sind. Auch hier steht der Holzbau über dem gemauerten, die Stallung enthaltenden Unterbau vor und wird von Pfosten gestützt. Dieses Holzgerüst

Abb. 149. Ein Haus (Blockbau) in Wildschapbach.

harmoniert wohl gut zu den Blockwänden, nicht aber zum Dachstock, der in den letzten Jahren erneuert wurde. Origineller dürfte das Haus mit dem alten Strohdach entschieden ausgesehen haben. Schön machen sich auch die Blumenstöcke an den Giebelfenstern, sowie die Bienenkörbe an der anderen Eckseite.

Solche Blockbauten soll es früher im nördlichen Schwarzwald mehrere gegeben haben, jetzt dürften sie höchst selten sein. Das abgebildete ist das einzige, das der Verfasser auf seinen Wanderungen entdeckte. Außer bei Wald- und Unterkunftshütten wird ja der Blockbau im Schwarzwald auch in unserer Zeit nicht mehr angewandt.

Da die Bauten des oberen Wolfachtales und auch die der nördlicher gelegenen Täler nichts nennenswertes Neues mehr bieten, beschränken wir uns mit dem bisher Gebotenen und beschließen hiermit die Wanderung.

Schlußwort.

Aus den Schilderungen dieses Buches können wir zusammenfassend entnehmen, daß zu unserer Freude im Schwarzwald noch viele der schönen alten Bauten, sowie eine Fülle von örtlichen Eigenarten anzutreffen sind, trotzdem in ihm durch die sich überall und Allem aufdrängenden Kulturneuerungen schon eine Menge Sehenswürdigkeiten verdrängt und vernichtet wurden, an ihre Stelle aber leider nichts Gleichwertiges und Gleichschönes geschaffen worden ist. Schablonenhafte Charakter- und Geschmacklosigkeiten auf allen Gebieten machen sich da und dort breit und stören sowohl die Harmonie des Landschaftsbildes, als auch die Einheit und Eigenart im Schwarzwälder Volksleben. Diese Neuerungen mit den vorangegangenen Zerstörungen sind oft so augenfällig und verunstaltend, daß sie den Genuß einer Wanderung stark beeinträchtigen. Jeder scharf beobachtende und für Schönheit empfängliche Mensch wird sich bei ihrem Anblick fragen: wie war es möglich, daß in so unverantwortlicher Weise die Schönheiten des Schwarzwaldes zerstört werden durften?

Und zu den Schönheiten des Schwarzwaldes gehören ja unstreitig die alte Bauart, die alten Schwarzwaldhäuser, da sie schöner, harmonischer und stimmungsvoller zur Landschaft nicht gedacht werden können. Beweise hiefür sind wohl in diesem Buche zur Genüge erbracht worden. Mögen die Bauten mit Rücksicht auf die Witterungs- oder sonstigen Verhältnisse gestaltet sein wie sie wollen, stets erscheinen sie dem Charakter der Landschaft sowohl, wie den praktischen Anforderungen ihrer Bewohner angepaßt. Ihre ganze Anlage, das Äußere mit dem verwendeten Material, ebenso wie das Innere mit der zweckdienlichen Raumeinteilung, deutet auf bedachtsames Arbeiten in früheren Zeiten hin, mit überlegendem Sinn und dem heutigen Geschmack vielfach überlegenen feinen Verständnis für Bedingung, Mittel und Zweck. Schlichte Einfachheit und anspruchslose Schönheit sprechen aus all diesen alten Bauten zu uns.

Schreiten wir in einem Dorfe zwischen den alten Bauernhöfen dahin, die einer gleich dem anderen dastehen, scheinbar einander gleichsehend, bei aufmerksamer Betrachtung aber doch immer Unterschiede erkennen lassend, sodaß also von Einförmigkeit nicht die Rede sein kann, so wird uns vom Zauber ihres eigentümlichen Gepräges das Herz warm. Anheimelnd liegen sie vor uns, voller Ruhe und Gelassenheit. Jeder hat ein anderes Gesicht und grüßt freundlich zu uns herüber, durch Form und Farben unser Auge fesselnd. Ja, durch diese erscheinen sie so schön, daß unser Blick bis zu ihrem Scheiden aus dem Gesichtskreis an ihnen haftet und wir von der wundersamen Harmonie überzeugt werden, mit der sie — von allen Seiten gesehen — sich der Umgebung eingliedern. Wir unterliegen ihrem Zauber ohne recht zu wissen warum und ohne uns der Gründe hierzu bewußt zu werden. So geht es all denen, die den Schwarzwald aufsuchen, seine Bauten noch nicht kennen und sich dann ihres Anblickes erfreuen und sich mit ihnen vertraut machen.

Und alles, was man um die Höfe herum erblickt, all die geschilderten kleinen Nebenbauten bis zu den die Wege einsäumenden Zäunen, paßt genau zum Bilde des Ganzen. Überall sehen wir einheitliche alte Kultur, ehrlich und selbstbewußt. Inmitten des Dorfes erblicken wir auch wohl noch eine einfache schlichte Kirche, deren Turm entweder eine Zwiebelkuppel oder ein Satteldach krönt und sich dadurch, das Ortsbild beherrschend, harmonisch dem Ganzen eingliedert; doch leider finden wir nur zu oft das Gotteshaus im pompösen Steinbaukastenstil errichtet, ohne jede Anlehnung an die bauliche Umgebung. Und ebenso fremdartig erscheinen zumeist die hier und da erstellten neueren Häuser, denen man höchstens das Verdienst zugestehen kann, daß sie uns die Schönheit

der alten Bauart erst richtig zum Bewußtsein bringen. Wie trostlos und charakterlos würde es erst im Schwarzwald aussehen, wenn – was wir allerdings nicht wünschen wollen – all die schönen noch vorhandenen alten Schwarzwaldhäuser verschwunden wären? Ein großer Teil seiner Schönheit wäre dann unwiederbringlich dahin!

Es gibt allerdings Leute, die skrupellos den alten Häusern jede Schönheit absprechen, aber das sind zumeist jene, die verständnislos urteilen oder bei Neubauten ihre eigenen Vorteile im Auge haben. Sie behaupten wohl gar, daß nur die Maler ein Interesse an der Beibehaltung des Alten hätten. Demgegenüber steht fest, daß die Schönheiten der alten Schwarzwaldhäuser nicht allein in ihrem malerischen Äußern zu erblicken sind, z. B. ihren Schindel- oder moosüberzogenen Strohdächern und in den Schäden, die ihr ehrwürdiges Alter mit sich bringt, sondern zur Hauptsache in ihrer, den praktischen Anforderungen gerechtwerdenden Anlage zu suchen sind, in ihrem Äußern sowohl, wie in ihrem behaglichen Innern. Sie sind unübertrefflich in ihrer Zweckmäßigkeit und ihrer Anpassung an die Witterungsverhältnisse. Den besten Beweis hierfür liefern uns gerade die Neubauten, die ohne Anlehnung an die alte Bauart erstellt wurden. Sie zeigen uns am deutlichsten die Unmöglichkeit, auf diese Weise etwas Gleichwertiges, Gleichschönes zu schaffen, das sowohl die ästhetischen als auch die wirschaftlichen Vorzüge aufweist, die die alten Häuser in sich vereinigen.

Daß die letzteren auch ihre Mängel haben, mancher Bereicherung in hygienischer Hinsicht bedürfen, sei zugegeben. Aber wenn wir gerecht sein wollen, dann müssen wir uns auch sagen, daß diese Mängel im Laufe der Zeit sicher beseitigt worden wären, denn auch das Bauen in früheren Zeiten geschah nicht in sklavischer Nachahmung, sondern schon damals war man ständig auf vernünftige Weiterentwicklung bedacht. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß man bemüht gewesen wäre, das Übernommene den sich steigernden Ansprüchen anzupassen.

Wir müssen uns doch darüber klar sein, daß die Vorzüge der alten Bauart, die schöne Gestaltung der Häuser in ihrer Einfachheit, ihren aufs feinste abgewogenen Verhältnissen, ihr Äußeres mit dem zweckmäßig verwendeten Baumaterial, die praktische Verteilung der behaglich anmutenden Räume nicht das Verdienst des einzelnen Zimmermanns war, der ein solches Haus baute, sondern in der Art, wie dieser seine Aufgabe löste, erblicken wir das Resultat einer langen Zeit, wohl von Jahrhunderten, während welcher begabtere Meister immerfort bemüht waren, Verbesserungen zu vollbringen. Dem Einzelnen war bei einem auszuführenden Bau nur beschieden, die feststehende Art, das Überlieferte, Bewährte und Praktische beizubehalten und mit seiner Aufgabe zu verbinden. Da ihm die Bauart geläufig war, und das Bild des fertigen Baues im Voraus in ihm feststand, konnte er sein Hauptaugenmerk den Bedürfnissen des Auftraggebers widmen. War er aber ein erfindungsreicher und gestaltender Kopf, so brachte er wohl selbst kleine Verbesserungen an und führte so die Entwicklung des Hausbaues um ein bescheidenes Stück weiter.

Wohlweislich hütete sich aber der einzelne Meister von dieser Regel der alten Überlieferung abzuzweigen, bei einem Bau all das aufzugeben, was die Vorzeit gestaltet und gut befunden hat. Mit anderen Worten, jeder hütete sich, ohne weiteres in anderer Form das leisten zu wollen, was nur das Ergebnis von Geschlechtern sein kann. Bescheiden hielten sie am Übernommenen fest und wußten ihrer Phantasie Zügel anzulegen. Auch darin, in der bewiesenen Bescheidenheit, verdienen diese alten Bauhandwerker Bewunderung und könnten manchem der heutigen Baumeister als Vorbild dienen. Neues, oder gänzliche Umgestaltung können nur das Vorrecht von besonders Begabten sein, die aber immer und für ewige Zeiten in der Minderheit bleiben werden.

Das waren die Grundsätze und Leitmotive der alten Zeiten. Sie waren die einzig richtigen, um ein zielbewußtes Schaffen, ein Vorwärtskommen auf ansteigender Bahn zu gewährleisten und Entgleisungen, wie sie die meisten neu erstellten Bauten des Schwarzwaldes darstellen, unmöglich zu machen. Und all die Mängel, die den alten Schwarzwaldbauten nach unseren heutigen Begriffen anhaften, wären auf diese Weise beseitigt worden. Die Schönheit des Schwarzwaldes aber, zu der doch die Eigenart der alten Bauweise in reichem Maße beiträgt, wäre ungeschmälert geblieben.

Nur das Vertrautsein mit der alten Bauart, und eine verständige Anknüpfung an dieselbe bieten die sicherste Gewähr dafür, daß nur solche Bauten entstehen, die die alte Eigenart und Schönheit bewahren, anderseits durch die ständige Weiterentwicklung jene Verbesserungen aufweisen, die die neuzeitlichen Anforderungen an sie stellen.

An den Bauten des Schwarzwaldes läßt sich leicht feststellen, daß dieser Weg bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts eingehalten wurde. Aber dann kam eine Zeit, – es ist unbegreiflich – in der man dies als unrichtig empfand. Die alte Bauart wurde aufgegeben, sie kam in Mißkredit. Alles Alte wurde

gering eingeschätzt, war nicht mehr modern. Es kam zu einer Verödung des Bauwesens, zu einer Verwilderung des Geschmacks auf allen Gebieten, zu einem richtigen Verfall. Besonders die Haupttäler des Schwarzwaldes waren das Feld, auf dem sich diese Wandlungen vollzogen. In ihnen begann sich der Verkehr zu entwickeln, der später durch die in sie geführten Bahnen gesteigert wurde; er brachte den Talbewohnern zwar manche Erleichterung und vor allem Absatz ihrer Produkte, wie es in der ersten Abteilung ausführlich geschildert wurde, aber auch Versuchungen aller Art und damit den Keim der Unzufriedenheit mit dem Bisherigen. Infolgedessen verloren diese Haupttäler viele ihrer eigenartigen Bauten, doch vermochten an ihre Stelle die Bauverbesserer nichts Ebenbürtiges zu setzen. Charakterlose, jede Eigenart entbehrende, kastenartige Gebäude, Steinklötzen gleich, die nicht den geringsten ästhetischen Wert besitzen und deren Inneres ebenso einförmig ist. Stuben enthalten sie zwischen gemauerten und getünchten Wänden, mit fabrikmäßig hergestellten Möbeln ohne jeden Reiz. Alles darin erscheint nüchtern und kalt. Wie traut muteten doch dagegen die Stuben an mit den noch vom Dorfschreiner geschnitzten und bemalten Möbeln, die alle zueinander paßten. Das gedankenlose Verdrängen alles Bodenständigen beschränkte sich also nicht allein auf die Bauten, sondern erstreckte sich auch auf alles, was die Bauern umgab. Ihre Eigenart, ihre Volkssitten, kurz alles was eine jahrhundertelange Entwicklung hervorgebracht und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatte, verlor das alte Gepräge und dadurch seinen Wert. Sogar die Liebe zur Farbenpracht versiegte in den Bauern; sie ließen ab von ihrer schönen Tracht.

Wohl wurden darüber auch Klagen laut, Mahnungen zur Umkehr, aber viel genützt haben sie nicht. Das Publikum wird sich wohl seinerzeit geradeso teilnahmslos verhalten haben wie leider noch in unseren Tagen. Jeder Einzelne, den sein Weg in den Schwarzwald führt, bekundet zwar seine Freude an den trauten Höfen und den Volkstrachten, soweit sie noch vorhanden sind, aber daß er selbst zu deren Erhaltung in manigfacher Beziehung beitragen könnte und sollte, und wär es auch nur durch entsprechendes Verhalten, das kommt ihm wohl kaum in den Sinn.

Während Versuche und Bemühungen zur Neubelebung der Volkstrachten, zur Rückkehr zur alten Farbenfreude, wie sie sich uns in den Kleidern, den Miedern, Hauben und Kappen, Tüchern und Bändern der weiblichen Bevölkerung so wirkungsvoll offenbart, erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzten, lassen sich Spuren solcher zur Wiederanknüpfung an die alte Bauart schon ein ganzes Menschenalter früher feststellen. Erfolge haben sie aber, wie gesagt, leider nicht gezeitigt. In beiden Richtungen zeigt sich eben, daß das Verständnis zur alten Heimatkunst nur sehr schwer wieder wach zu rufen ist, nachdem diese vernachlässigt oder ganz unterbunden wurde. Vereine und Freunde des Schwarzwaldes, die sich in edler Weise dieser Sache widmen, können dies nur bestätigen.

Beachtenswert ist jedenfalls der hier folgende Auszug aus einem Werk über die „Holzbauten des Schwarzwaldes", das von Oberbaurat Eisenlohr mit Unterstützung der Großh. Bad. Regierung herausgegeben wurde und bereits im Jahre 1853 erschienen ist:

„Leider hat sich in der Neuzeit das auch auf anderen Gebieten offenbarende, alles eigentümliche, charaktervolle, individuelle Leben zerstörende Ausgleichungs-, Mode-, Muster- und Schablonenprinzip auch auf dem Schwarzwald beim Bau der Häuser geltend gemacht und droht die alte, auch für die Gegenwart noch immer gleich zweckmäßige, und man darf wohl sagen eigentümliche, schöne Bauweise allmählich gänzlich zu verdrängen, ohne bisher im Stande gewesen zu sein, auch nur entfernt einen Ersatz durch ein entsprechendes Neues gewähren zu können. Die meist schlecht ausgeführten Riegelwände, oft mit rauhen, Feuchtigkeit haltenden Granitsteinen ausgemauert, mit stets wieder abfallendem Verputz, geben keinen genügenden Schutz gegen jenes Klima. Das alte, weit vorspringende Dach wird verlassen und am Giebel und den Längseiten nur ein kurzes, stumpfes Gesimse von Holz vorgeheftet, die freundlichen und so zweckdienlichen Gänge bleiben weg, die gekuppelten Fensterreihen verwandelt man in einzelne, unfreundliche, kleine Fenster, und das Ganze wird alles dessen entkleidet, was ihm seinen Reiz und sein eigentümliches Gepräge verleiht und zugleich ganz zweckentsprechend ist. Ein solch neumodisches Haus gibt mehr das Bild des Verfalls als einer naturgemäßen Verbesserung. Auch muß bemerkt werden, daß diese Modernisierung nicht begründet werden kann durch etwaige veränderte äußere Verhältnisse, als z. B. höhere Holzpreise, indem daraus noch keineswegs folgen würde, den Gesamtbau und Gesamtcharakter so radikal aufzugeben, und noch viel weniger geradezu eine ganz verflachte, nichtssagende, dem modernen, nüchternen und gemütlosen Kastenstil angehörige und zugleich ganz unzweckmäßige Bauweise

an deren Stelle zu setzen. Da, wo Modifikationen durch etwa veränderte Verhältnisse natürlich und notwendig sein sollten, da handelt es sich vielmehr um eine naturgemäße Fortbildung des Vorhandenen, um ungekünstelten Anschluß an das Überlieferte, sodaß der Faden geschichtlicher Entwicklung nicht durch Hereinbringen des Unpassenden und des Fremdartigen gewaltsam abgerissen, sondern auf ebenso sinnige Weise weitergesponnen werde. Aber dem radikalen, hochfahrenden Zeitgeist widerstrebt dies und ist nicht seine Art, mit Liebe und Hingebung an das sich anzuschließen oder zu schonen, was durch Jahrhunderte hindurch aus dem Volksleben heraus eine lebendige Gestaltung gewonnen hat und, fortdauernde Lebenskeime in sich tragend, aus sich selbst fortzubilden."

Das sind gewiß beherzigenswerte Worte, die mit begleitenden Abbildungen an die Bauhandwerker gerichtet waren, um sie zur fortgesetzten Anwendung oder zur Rückkehr zur alten Bauart aufzumuntern. Aber schöne Worte allein tun es nicht. Wenn man den Schlußsatz liest:

„Jedenfalls verdient dieser Bau, welcher sich natürlich in den ältesten Häusern am unverfälschtesten darstellt, durch solche Aufnahmen der Nachwelt überliefert und auf solche Weise wenigstens erhalten zu werden, wenn auch die alten Häuser selbst mit der Zeit zu Grunde gehen."

dann kommen uns Zweifel, ob die Erhaltung und Weiterführung der alten Bauart ernstlich beabsichtigt war. Vielmehr hören sich die letzten Worte an wie eine Grabrede über die alten Häuser, für die damit, daß sie abgebildet wurden und dergestalt der Nachwelt erhalten bleiben sollten, genügend getan sei.

Eine Änderung kann denn auch tatsächlich nicht eingetreten sein, da alles darauf hindeutet, daß kopflos weitergebaut wurde. Jeder Unternehmer hielt sich anscheinend für befähigt, Bauten hinzustellen, die seiner Meinung nach alles Alte übertreffen werden, die aber in Wirklichkeit alles andere sind, nur keine Bereicherung des Schwarzwaldes und seiner Schönheiten. Sie stellen oft Geschmacksverirrungen gröbster Art dar, Beleidigungen des guten Gesichtssinnes, gegen die sich zu wehren jedermann das Recht hat, er braucht dazu nicht Fachmann zu sein. Der Schwarzwald ist das Gemeingut aller, und gegen seine Verschandelung kann nicht genug protestiert werden. Nicht jeder freilich ist in der Lage, über Gut und Schlecht zu urteilen. Viele nehmen auch das, was nach ihrer Ansicht schöner sein könnte, als etwas Unabwendbares, Selbstverständliches stillschweigend hin, so gewissermaßen als Schicksal der modernen Zeit, andere glauben wohl gar, daß die neuartige Bautätigkeit mit ihren Veränderungen zu einem schöneren Zustand geführt habe. Das ist ein großer Irrtum!

Eine wirkliche Besserung, ein zielbewußtes Streben, aus dieser baulichen Verworrenheit auf bessere Bahnen zu kommen, läßt sich erst im letzten Jahrzehnt feststellen. Und zwar ist dies hauptsächlich den uneigennützigen Bemühungen des Herrn Architekten K. Luckscheiter in Freiburg zu danken, der sich das Ziel gesetzt hat, hier Wandel zu schaffen. Er begnügt sich nicht mit schönen Worten, sondern schlägt einen Weg ein, der mehr verspricht und auch bereits zu schönen Erfolgen geführt hat. Er macht nicht nur auf die früher begangenen Fehler aufmerksam, sondern geht den Bauausführenden auch tatkräftig an die Hand. Es mag sein, daß von manchen derselben seine Unterstützung vielleicht lästig, als eine Art Bevormundung, empfunden wird, aber von der Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser wohlmeinenden Belehrung werden sie alle durch die derart erstellten Bauten früh oder spät doch überzeugt werden. Diese Erkenntnis muß und wird kommen, sobald ein größerer Teil der Allgemeinheit von der Schönheit der alten Bauten und der gesamten noch vorhandenen Kulturschätze überzeugt worden ist, für die leider so lange Zeit kein Verständnis mehr vorhanden war. Die Bauausführenden werden durch Beispiele versöhnt, sich dann wieder freudig ihrer Arbeit, einem künstlerischen Schaffen widmen, mit dem Bewußtsein, auch ihrerseits beitragen zu können, die Schönheiten und Eigenarten des Schwarzwaldes zu erhalten oder sie gar zu heben, indem sie das gute Alte mit dem erforderlichen Neuen verknüpfen.

Mögen sie auch auf keinen Fall außer Acht lassen, daß der Erbauer eines Hauses vom künstlerischen Standpunkt aus nicht unabhängig ist: der Hausbau an sich ist nur die einfachste Aufgabe der Baukunst, höhere Werte aber ergeben sich durch die Platzwirkung, das Dorf- und Landschaftsbild. Trotz seiner Selbständigkeit bildet ja ein Haus auch einen dauernden Bestandteil der Landschaft, und nimmt der Architekt darauf keine Rücksicht, oder ist er sich dieser Abhängigkeit nicht bewußt, so läuft er Gefahr, daß sein Bau ein verfehlter wird, weil diesem dann die künstlerische Wirkung fehlt. Soll er also nicht störend wirken, dann ist er unbedingt dem Gesamtbild unterzuordnen.

Daß diese Anpassung durch direktes Nachahmen geschieht, ist nicht nötig. Die Harmonie der Schwarzwalddörfer erfordert das keineswegs. Die Hauptbedingung

ist freilich, daß bei Neubauten die Formen der alten Bauart gewahrt werden und nur das ortsübliche Baumaterial Verwendung findet, denn dieses trägt viel dazu bei, den Schwarzwaldbauten ihren bestimmten Charakter aufzuprägen.

Reine Holzbauten aufzuführen, dagegen sprechen allerdings in unserer Zeit verschiedene Gründe. Aber das Holz ganz auszuschalten, die Wände mit Steinen bis hinauf zum First aufzuführen, das ist des „Guten" doch zu viel, wenn man überhaupt dieses Wort hier gebrauchen kann. Das Mauerwerk sollte sich nicht über den unteren Stock hinauf erstrecken. Der Dachstock mit Holz verkleidetem Riegelbau wäre wohl das einzig Richtige, denn man darf nicht vergessen, daß gerade die von der Natur braungetönten Außenwände der alten Holzhäuser es sind, welche die schöne Wirkung der Bauten erzielen. Die niedrigen Stockwerke sollten möglichst beibehalten werden, denn sie sind für den Schwarzwälder am zweckentsprechendsten; die Gründe hierfür sind in diesem Buche geschildert worden. Die Fenster sollten nicht regelmäßig über die ganze Front verteilt werden, sondern man behalte die Gruppenfenster bei. Auch die Galerien, die die Häuser so schön schmücken, sollten beibehalten werden. Vor allem aber bleibe man bei dem weitüberhängenden Dach mit seinen Formen. Gerade das ist es ja, das dem Hause den typischen Ausdruck verleiht. Wie eine schützende Haube tief in die Stirn gezogen, in seiner Ausdehnung wirkungsvoll und nur durch kleine Fenster durchbrochen, verrät es sofort die Schwarzwälderart. Es schützt auch am meisten gegen die Witterung, auf die überhaupt beim Bauen weitgehende Rücksicht zu nehmen ist.

Das sind die Merkmale und Gewohnheiten, auf denen die bauliche Eigenart des Schwarzwaldes beruht. Werden sie gebührend berücksichtigt, dann kommt auch der ersehnte Anschluß an die bisher übliche Bauart. Und all die Mängel, die den alten Häusern anhaften, können dabei beseitigt werden. In der schöpferischen Kraft liegt ja das einzige Mittel, Altes und Neues harmonisch zu verbinden. Dem Bauausführenden bleibt dabei so großer Spielraum zu künstlerischem Schaffen, in der Anpassung an die jeweiligen Anforderungen sowohl, wie in den Einzelformen, daß die gefürchtete und vorgeschützte Gleichförmigkeit und Eintönigkeit ganz ausgeschlossen ist.

Einige Bauten der letzten Jahre, die hier und da im Schwarzwald entstanden sind, zeigen denn auch, daß man dieses Vorurteil aufgegeben hat und lassen zu der Hoffnung berechtigen, daß wir einer besseren Zeit entgegengehen, in der solche Mißgriffe, wie sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts üblich waren, zunächst seltener und später unmöglich werden.

Auf einen Vorgang sei hier noch hingewiesen, der so recht geeignet ist, die damals begangenen Fehler vor Augen zu führen. In den Haupttälern des Schwarzwaldes, so z. B. im Dreisamtal, sieht man nämlich in den letzten Jahren Landhäuser entstehen, die sich die Städter dort errichten lassen, dabei aber die Bauart der lange Zeit geschmähten Schwarzwaldhäuser bevorzugen. Daran erkennen wir, daß man eingesehen hat, daß diese Bauart doch recht schön ist, sich viel besser der Landschaft anpaßt, als die der Villen in den verschiedensten Stilarten. Gar reizende Häuschen sind da entstanden!

Aber nun das Gegenstück hierzu! Kommt man das Tal weiter hinauf, so sieht man viele Höfe der Bauern geschmacklos der städtischen Bauart nachgebildet, mit weißgetünchten Mauern. Hier zeigt es sich erst, zu welch widersinnigen und empörenden Zuständen das gedankenlose Übertragen städtischer Formen in den Schwarzwald geführt hat, dort, in den unteren Talstrecken sehen wir die Städter sich der alten Schwarzwälder Bauart bedienen, und hier, wo sie sein sollte, hat man sie den Bauern verekelt und ausgeredet und dafür geschmacklose, städtische Steinklötze hingestellt! Wer hat wohl den besseren Tausch gemacht? Die Schwarzwälder Bauern sicher nicht!

Möchten sie sich's doch zur Warnung dienen lassen und endlich einsehen, daß es nichts Schöneres gibt wie ihre alte Bauart, die trotz ihrer, übrigens gut zu beseitigenden Mängel so schön ist, daß sie durch keine bessere ersetzt werden kann. Daß sie doch festhielten an dem, was ihnen noch verblieben ist an Eigenart, in Tracht, Sitten und Gebräuchen! —

Eine große, erhebende Zeit ist es, in der dies geschrieben wird. Rings um Deutschlands Grenzen tobt der Kampf; aber deutsche Einheit und Einmütigkeit, deutscher Heldenmut sorgen dafür, daß die Schrecken des Krieges ferngehalten werden und der Schwarzwald, eine der schönsten deutschen Landschaften, nicht wieder der gallischen Zerstörungswut anheimfällt. Eine Zeit, in der das Deutschtum und die deutsche Art mehr wie je zur Geltung kommen, und in der als Folge der bewiesenen Falschheit und Niedertracht unserer Feinde ein Reinmachen, eine Säuberung von jeder Fremdtümelei beginnt.

Nun, ein ähnliches Reinmachen schwebt dem Verfasser auch für den Schwarzwald vor Augen, eine gründliche Säuberung von all den übernommenen städtischen Formen, die die Schwarzwälder Art verwischen und

beeinträchtigen. Das wird freilich nur ein frommer Wunsch bleiben, denn die verunstaltenden neueren Bauten einfach wegzufegen, geht leider nicht an. Sie werden stehen bleiben, hoffentlich aber als warnende, abschreckende Beispiele. Vielleicht tragen gerade sie dazu bei, daß die Schwarzwälder in Zukunft bei baulichen Veränderungen und Erneuerungen vorsichtiger zu Werke gehen, daß sie alles energisch ablehnen, was geeignet ist ihre stammesübliche Art zu beeinträchtigen, und sich das vom Leibe halten, was sie dem Allerweltsschema gänzlich unterordnen möchte. Gleich dem Erwachen des deutschen Nationalgefühls wünscht der Verfasser den Schwarzwälder Bauern ein Erwachen ihres Standesbewußtseins, einen Stolz auf ihren Beruf und die Charakterfestigkeit, auch als Bauer gelten, als solchen angesehen werden zu wollen. Sie können das nicht schöner und dabei in keiner sie selbst mehr ehrenden Weise bekunden, als durch die Beibehaltung der Baueigenart ihrer Häuser, durch Festhalten ihrer schönen Trachten und Sitten. –

Wir andere aber, die wir beruflich oder zur Erholung in den Schwarzwald gehen, sollten uns auch bemühen, in erwähntem Sinne tätig zu sein. Was hier auf dem Spiele steht, in Gefahr ist, vertilgt zu werden oder der Verallgemeinerung zu unterliegen, das ist doch sicherlich der Mühe wert, daß tatkräftige Versuche der Gegenwehr gemacht werden. Warum schon zum Vornherein am Erfolg zweifeln? Diejenigen, die da sagen: „Der Verwandlungs- und Ausgleichungsprozeß im Volksleben lasse sich nicht aufhalten", dürfen nicht recht behalten. Deren Meinung wird ja nur zu häufig vertreten und ist leider auch in Büchern zu lesen. Aber wenn man es sich richtig überlegt, ist das doch nur Selbstbetäubung und Bemäntelung unterlassener Schritte von Seiten Willensschwacher. Diese Ansicht darf also nicht maßgebend sein, sie darf uns auch nicht abhalten, ernstlich ans Werk zu gehen. Eigenart, Charakter stellen das Höchste dar und dürfen deshalb auch im Volksleben nicht ausgerottet werden, streben wir doch selbst nach Charakter und schätzen das Eigenartige unseres Nächsten. –

Der Schwarzwald ist schon viel besucht worden und wird es hoffentlich in Zukunft infolge der durch die gewaltigen Kriegsereignisse abgeworfenen Vorliebe für das Fremdländische noch viel mehr. Aber all diejenigen, die ihn aufsuchen, seien daran erinnert, daß nur die Abgeschlossenheit, nur die stille Gemeinschaft der durch Sitte und Art Verwandten die beste Gewähr bieten, daß deren Eigenart erhalten bleibt. Wenn wir also den Schwarzwald aufsuchen, in dem wir doch gewissermaßen nur Gastrecht genießen, sollten wir uns hüten, das Gift der Zerrüttung, den Keim der Unzufriedenheit mit dem bisherigen in ihn hineinzutragen. Denken wir daran, daß wir durchaus nicht alles von dem, was uns in den Städten umgibt und vor die Augen tritt, als Fortschritt bezeichnen können. Lassen wir deshalb, wenn es in den Schwarzwald geht, unsere vermeintlichen Kulturerrungenschaften zu Hause und versuchen wir uns ein wenig in die bestehenden Verhältnisse hineinzudenken und alles zu nehmen, wie es sich uns zeigt. Daß im Schwarzwald noch so vieles anders ist, manches einfacher, urzuständlich erscheint, macht ja den Aufenthalt und das Wandern in ihm so schön. Deshalb sollten wir nichts ändern wollen, die Schwarzwälder nicht wankend machen, sondern dankbar in ihrem Wesen bestärken.

Die Schwarzwälder sind feinfühlig, mehr wie mancher glaubt. Hüten wir uns daher ganz besonders vor unbedachten Äußerungen; suchen wir vielmehr darüber nachzudenken, warum so vieles im Schwarzwald anders ist, oder suchen wir Aufklärung zu erhalten über diesen oder jenen Gegenstand, der uns rätselhaft erscheint. Wir erwecken damit in den Schwarzwäldern gleichzeitig den Stolz auf ihren Stand und ihre Eigenart. Je mehr wir uns aber mit ihnen und dem, was sie umgibt, beschäftigen, desto mehr freuen wir uns ihrer und lernen sie achten und lieben. Wir schärfen dadurch unseren Blick und lernen so den Schwarzwald in seinen eigenartigen Schönheiten am besten kennen. Mit der Verinnerlichung dieses Studiums aber wächst auch der Genuß und die Freude an unserem Schwarzwaldaufenthalt.

Trachten wir also auf diese Weise die Eigenarten und Schönheiten des Schwarzwaldes – die nicht allein in der Landschaft, sondern auch im Volksleben liegen – verstehen zu lernen. Das wird denen, die auch Sinn für die Arbeit des Landmannes mit all ihren Freuden und Leiden haben, nicht schwer fallen. Sie werden dabei Anregung aller Art finden; sie werden dann auch urteilen können und der Überzeugung sein, daß es jammerschade wäre, wenn die Zersetzung fortschreiten würde und der Schwarzwald seiner Schönheiten noch mehr verlustig ginge. Überzeugt von der Zweckmäßigkeit und Schönheit der alten Bauten werden sie sich freuen am Volksleben und den farbenprächtigen Trachten, an all den Schönheiten, die, weil sie nicht durch Besseres ersetzt werden können, erhalten bleiben müssen, und von dieser Einsicht geleitet, werden sie dann auch in diesem Sinne tätig sein.

Möchten es recht viele so Denkende und Helfende werden, dann wird man hoffen können, daß der Schwarzwald auch fernerhin ein herrliches Land voller Schönheit und Eigenart bleiben wird.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00119 3560